Kursbuch 3 1965

Michel Foucault
Carlo Emilio Gadda
Ror Wolf
Paavo Haavikko
Lars Gustafsson
Lorenz Oken
Dietrich Werner
Willem Frederik Hermans
Gisela Elsner

Dossier:
Wahn und Politik

Suhrkamp Verlag

Kursbuch
Herausgegeben von Hans Magnus Enzensberger

Kursbuch 3 November 1965

Michel Foucault, Die Spuren des Wahnsinns 1
Carlo Emilio Gadda, Wie ich arbeite 12
Ror Wolf, Begegnung mit Rach, einem alten Bekannten 23
Paavo Haavikko, Münchhausen 39
Lars Gustafsson, Die Ballonfahrer 65
August Strindberg, Lotungen im Luftmeer 74
Lorenz Oken, Kombinatorisches System der Pflanzenwelt 79
Dietrich Werner, Ich habe gewisse Schwierigkeiten 94
Willem F. Hermans, Manuskript, gefunden in einer Klinik 104
Heinz Häfner, Einblicke in Wahnwelten. Eine Dokumentation 122

Dossier: Wahn und Politik
Nachricht von der Oberwelt, gegeben im Jahre 1793 141
Nervenanhänge in wilhelminischer Zeit *(Daniel P. Schreber)* 146
Stahlführungen, nebst einem Flugblatt des ungenannten Verfassers 163
Hermann Kahn, KLAF – eine Versicherung gegen Atomkriegs-Schäden 170

Donald Barthelme, Spiel 174
Gisela Elsner, Das Vorbild 180
Christian Enzensberger, Die Verminderung des Menschen 187

Das Kursbuch erscheint in unregelmäßiger Folge, doch mit wenigstens vier Nummern im Jahr. Jedes Heft kostet im Jahresabonnement DM 5, im Einzelverkauf DM 8. Abonnements sind mit Monatsfrist zum Jahresende kündbar. Anschrift der Redaktion und des Verlages: Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, Grüneburgweg 69, Postfach 2446, Telefon 720881, Fernschreiber 413972. Postscheckkonto Frankfurt/Main 115761, Bankkonto Deutsche Bank Frankfurt/Main 95/7100. Die Redaktion lädt zur Einsendung von Manuskripten ein, bittet jedoch darum, Rückporto beizufügen; sie erklärt, daß sie solche Sendungen in der Regel nicht kommentieren und keine Haftung für sie übernehmen kann. Alle Briefe sind an ihre Frankfurter Adresse zu richten. Verantwortlich für den Inhalt: Hans Magnus Enzensberger. Redaktion: Karl Markus Michel. Copyright © Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1965. Alle Rechte für sämtliche Beiträge, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Umschlagentwurf Willy Fleckhaus. Druck und Bindung: Georg Wagner, Nördlingen.

Goethe-Institut e.V.
Institut Bibliothek
ausgeschieden am: .....
05
Kur

Michel Foucault
Die Spuren des Wahnsinns

Man wird vielleicht eines Tages nicht mehr genau ermessen können, was Wahnsinn einmal war. Sein in sich gekehrtes Antlitz wird keine Möglichkeit mehr bieten, die Spuren zu entziffern, die er hinterlassen hat. Werden diese Spuren dem Blick des Unwissenden etwas anderes als schwarze Flecken bedeuten? Sie werden höchstens einen Teil der Konfigurationen darstellen, die wir Heutigen nicht zu zeichnen vermögen, die aber in Zukunft den unerläßlichen Raster bilden, durch den hindurch wir uns, uns und unsere Kultur, lesbar machen. Artaud wird zum Boden unserer Sprache gehören und nicht zu deren Zusammenbruch, die Neurosen zu den konstitutiven Formen (und nicht zu den Abweichungen) unserer Gesellschaft. Alles was wir heutzutage angesichts des Modus der Grenzen oder der Fremdheit oder des Unerträglichen empfinden, wird in positive Heiterkeit übergegangen sein. Und was wir heute als Außenseite sehen, wird uns eines Tages dazu dienen, uns selbst kenntlich zu machen.

Das einzige Rätsel, das übrig bleibt, wird diese Außenseite sein. Was war denn, wird man sich fragen, diese seltsame Begrenzung, die seit dem frühen Mittelalter und bis ins zwanzigste Jahrhundert hinein, ja vielleicht noch darüber hinaus eine solche Rolle gespielt hat? Weshalb hat die Kultur des Abendlandes gerade das, an dem sie sich hätte erkennen können – an dem sie sich ganz verzerrt tatsächlich auch erkannt hat – bis an die äußerste Grenze verbannt? Weshalb hat sie seit dem neunzehnten Jahrhundert, aber auch schon seit dem klassischen Zeitalter unmißverständlich verkündet, daß der Wahnsinn die endlich enthüllte Wahrheit des Menschen sei, und weshalb hat sie ihn dennoch in einen neutralisierten und lichtlosen Raum verwiesen, wo er gleichsam annulliert war? Weshalb hat sie die Worte Nervals und Artauds gesammelt, weshalb sich in jenen Worten wiedererkannt, aber nicht in den Dichtern selbst?

So wird das lebendige Bild der glühenden Vernunft dahinsiechen. Das uns so gewohnte Spiel, uns am anderen Ende unserer selbst im Wahnsinn

zu spiegeln und auf Stimmen zu lauschen, die uns, aus der Ferne kommend, genau sagen, was wir sind, dieses Spiel mit seinen Regeln, seinen Taktiken, seinen Erfindungen, seinen Listen und seinen geduldeten Gesetzlosigkeiten, es wird nur mehr – und zwar für immer – ein komplexes Ritual sein, dessen Bedeutungen zu Asche zerfallen sind. So etwa wie die großen Tausch- und Rivalitätszeremonien in den archaischen Gesellschaften. So etwa wie die zweideutige Aufmerksamkeit, mit der die griechische Vernunft ihrem Orakel lauschte. Oder auch wie die Zwillingsinstitution der Zauberpraktiken und Hexenprozesse des christlichen vierzehnten Jahrhunderts. Die historisch ausgerichteten Kulturen werden nichts mehr in den Händen haben als die kodifizierten Maße der Internierung, die Techniken der Medizin und andererseits das jähe irruptive Eindringen des Wortes der Ausgeschlossenen in unsere Sprache.

Welchen technischen Unterbau wird diese Veränderung haben? Die Möglichkeit für die Medizin, die Geisteskrankheit wie diese oder jene andere organische Krankheit zu bekämpfen? Die präzise pharmakologische Kontrolle aller psychischen Symptome? Oder eine hinreichend genaue Definition der Abweichungen der Verhaltensweisen, damit die Gesellschaft für jede von ihnen nach Belieben den entsprechenden Neutralisierungsmodus vorausbestimmen kann? – Oder weitere Modifikationen, deren keine vielleicht die Geisteskrankheit wirklich unterdrücken kann, die aber alle die Absicht haben werden, das Antlitz des Wahnsinns aus unserer Kultur verschwinden zu lassen?
Ich bin mir durchaus bewußt, daß ich mit dieser letzten Hypothese dem widerspreche, was man allgemein annimmt: daß nämlich die Fortschritte der Medizin die Geisteskrankheit sehr wohl zum Verschwinden bringen können, genauso wie die Lepra und die Tuberkulose, daß aber eines bleiben wird, nämlich das Verhältnis des Menschen zu seinen Traumgespinsten, zu seinem Unmöglichen, zu seinem körperlosen Schmerz, zu seinen Nachtmaren; daß, wenn das Pathologische einmal ausgeschaltet ist, dennoch die düstere Zugehörigkeit des Menschen zum Wahnsinn bleibt, zeitlose Erinnerung an ein Übel, das zwar als Krankheit erloschen ist, als Unglück aber weiter fortbesteht. In Wahrheit setzt diese Vorstellung als unabänderlich voraus, was fraglos am heikelsten ist, viel heikler als die Beständigkeit des Pathologischen: die Beziehung einer Kultur zu eben dem, was sie ausschließt, genauer gesagt, die Beziehung unserer Kultur zu jener

fernen und umgekehrten Wahrheit ihrer selbst, die sie im Wahnsinn aufdeckt und wieder zudeckt.
Was bald sterben wird, was bereits in uns abstirbt (und sein Tod zeigt sich in unserer heutigen Sprache), ist der *homo dialecticus* – das Lebewesen des Aufbruchs, der Wiederkehr und der Zeit; das Tier, das seine Wahrheit verliert und sie erleuchtet wiederfindet; der sich selbst Fremde, der vertraut wird mit sich selbst. Dieser Mensch war das souveräne Subjekt und das sklavische Objekt aller Auseinandersetzungen über den Menschen seit eh und je, insbesondere über den entfremdeten, den verrückten Menschen. Zum Glück stirbt er bei ihrem Geschwätz.
Man wird also kaum mehr erfahren, wie es dem Menschen gelang, dieses Antlitz in Distanz zu sich zu bringen, wie er sogar das auf die andere Seite der Grenze hat schaffen können, was an ihm festhing und wodurch er festgehalten wurde. Kein Denken wird diese Bewegung nachzuvollziehen vermögen, eine Bewegung, an der der okzidentale Mensch noch unlängst seinen Spielraum ermaß. Die Beziehung zum Wahnsinn (und nicht irgendein Wissen über die Geisteskrankheit, nicht diese oder jene Haltung gegenüber den Verrückten) wird dann verloren gegangen sein, und zwar für immer. Man wird nur erfahren, daß wir, die fünfhundert Jahre alten Abendländer, jene Leute auf der Erdoberfläche gewesen sind, die neben anderen fundamentalen Charakterzügen noch folgenden seltsamen aufwiesen: wir haben zu der Geisteskrankheit ein tiefes Verhältnis unterhalten, ein pathetisches, für uns vielleicht schwer zu formulierendes, für jeden anderen indessen überhaupt nicht zu ergründendes Verhältnis, in welchem wir die lebendigsten unserer Gefahren und unsere vielleicht nächstliegende Wahrheit empfanden. Man wird kaum sagen, daß wir vom Wahnsinn *fern waren*, sondern daß wir uns vom Wahnsinn *fernhielten*. So waren die Griechen nicht von der *hybris* weit entfernt, weil sie sie verurteilten, sie hielten sich vielmehr von dieser Maßlosigkeit fern eben durch den Abstand, den sie aufrechterhielten.
Für alle Nachgeborenen wird nichts weiter bleiben als der Gedanke an dieses Rätsel (etwa so, wie wir heute zu begreifen versuchen, wie Athen sich in die Unvernunft des Alkibiades verliebte und sich wieder davon freimachte): Wie konnten Menschen in der Gefahr, vor der sie zurückschreckten, von der sie indessen die Augen nicht abzuwenden vermochten, sobald sie sie einmal entdeckt hatten, wie konnten sie in dieser Gefahr ihre Wahrheit, ihr wesentliches Wort und ihre Zeichen finden? Dies wird

ihnen noch seltsamer erscheinen als die Frage nach der Wahrheit des Menschen bei seinem Tode. Denn diese Wahrheit sagt, was uns allen widerfahren wird. Der Wahnsinn dagegen ist eine seltener auftretende Gefahr, eine Chance, die wenig wiegt im Vergleich zu jenen Heimsuchungen, die er mit sich bringt, und den Fragen, die man an ihn stellt. Wie kann in einer Kultur eine so winzige Eventualität eine so große Macht haben, Entsetzen zu verbreiten?

Um auf diese Frage zu antworten, werden den nach uns Kommenden ohne Zweifel nicht viele Mittel zur Verfügung stehen. Nur einige restliche Zeichen: die in allen Jahrhunderten stets wiederauftretende Furcht, den Pegelstand des Wahnsinns steigen und die Welt von ihm überschwemmt zu sehen; die Rituale der Ausschließung und der Einschließung der Verrückten; das aufmerksame Lauschen seit dem neunzehnten Jahrhundert, um im Wahnsinn etwas wahrzunehmen, das aussagen könnte, was die Wahrheit des Menschen sei; dieselbe Ungeduld, mit der die Worte des Wahnsinns zurückgewiesen und aufgenommen werden, das Zögern, mit dem man ihre Nichtigkeit oder ihre Entscheidungskraft anerkennt.

Alles übrige: diese einzigartige Bewegung, mit der wir dem Wahnsinn, von dem wir uns entfernen, entgegengekommen sind, die erschreckte Erkenntnis, der Wille, die Grenzen festzulegen und sie alsbald durch den feineren Raster eines vereinheitlichenden Systems zu ersetzen, das alles wird auf das Schweigen reduziert sein, so wie heute für uns die griechische Dreiheit *mania, hybris* und *alogia* verstummt ist oder auch die Besonderheit des Schamanen in dieser oder jener archaischen Gesellschaft.

Wir stehen an dem Punkt, an jener Zeitenwende, wo eine gewisse technische Kontrolle der Krankheit die Bewegung, welche die Erfahrung des Wahnsinns über sich selbst abschließt, mehr verdeckt als sichtbar werden läßt. Aber gerade diese Wende gibt uns die Möglichkeit zur Auseinanderlegung dessen, was jahrhundertelang eine Einheit bildete: Geisteskrankheit und Wahnsinn – zwei verschiedene Konfigurationen, die seit dem siebzehnten Jahrhundert zusammengingen und miteinander verschmolzen, und die sich jetzt vor unseren Augen oder vielmehr in unserer Sprache voneinander lösen.

Zu sagen, der Wahnsinn sei heute im Schwinden, hieße, daß sich jene Verwirrung löst, die ihn im psychiatrischen Sinne und zugleich in einer Reflexion anthropologischer Art auffaßte. Man kann aber nicht sagen, daß

damit die allgemeine Form der Überschreitung verschwinde, deren sichtbares Antlitz jahrhundertelang der Wahnsinn gewesen ist. Auch nicht, daß diese Überschreitung gerade in dem Augenblick, in dem wir uns fragen, was Wahnsinn sei, uns nicht Gelegenheit für eine neue Erfahrung gebe.

Es gibt in der ganzen Welt keine Kultur, wo alles erlaubt ist. Und man weiß seit langem sehr genau, daß der Mensch nicht mit der Freiheit beginnt, sondern mit der Grenze und dem unüberschreitbaren Verbot. Man kennt die Systeme, nach denen die Verbotstafeln aufgestellt werden; man konnte in jeder Kultur die Herrschaft der Inzestverbote erkennen. Aber man weiß wenig von der Organisation der Sprachverbote. Das rührt daher, daß diese beiden Verbotssysteme sich nicht decken, so als sei das eine nur die sprachliche Ausdrucksform des andern: was im Bereich des Wortes nicht erscheinen darf, entspricht nicht notwendigerweise dem, was im Bereich der Taten verboten ist. Die Zuni, die den Inzest zwischen Bruder und Schwester verbieten, besingen ihn dennoch, so wie die Griechen die Geschichte des Ödipus erzählen. Dagegen hat das Strafgesetzbuch von 1808 die alten Strafgesetze gegen die Sodomie abgeschafft, die Sprache des neunzehnten Jahrhunderts war jedoch gegenüber der Homosexualität (jedenfalls der der Männer) durchaus nicht so tolerant wie die vorhergehenden Epochen. Und sehr wahrscheinlich können die psychologischen Begriffe der Kompensation und des symbolischen Ausdrucks in keiner Weise einem derartigen Phänomen gerecht werden.

Eines Tages wird man dieses Gebiet der Sprachverbote in seiner Autonomie untersuchen müssen. Zweifellos ist es noch verfrüht, schon jetzt zu entscheiden, wie die Analyse anzusetzen sei. Wird man die im Augenblick üblichen Einteilungen der Sprache gebrauchen können? Man wird zunächst an der Grenze von Verbot und Unmöglichkeit die Gesetze erkennen müssen, die den Sprachkodex betreffen (das, was man so anschaulich die *Sprachvergehen* nennt); dann in dem Kodex und unter den bestehenden Wörtern oder Ausdrücken diejenigen, die auszusprechen verboten ist (die ganze religiöse, sexuelle und magische Reihe der *blasphemischen Wörter*); ferner die Ausdrücke, die vom Kodex autorisiert sind, deren Aussprechen erlaubt ist, deren Bedeutung indessen für eine bestimmte Kultur zu einer bestimmten Zeit nicht tragbar ist: hier ist der Umweg über die Metapher nicht mehr möglich, denn hier wird der Sinn selbst zum Gegenstand der *Zensur*. Und schließlich gibt es noch eine vierte Form ausgeschlossener

Sprache: sie besteht darin, ein Wort, das offensichtlich mit dem anerkannten Kodex konform geht, einem anderen Kodex zu unterwerfen, dessen Schlüssel in dem betreffenden Wort selbst gegeben ist; so daß dieses in sich doppelsinnig ist: es sagt was es sagt, aber es fügt stumm noch etwas hinzu, das schweigend zum Ausdruck bringt, was dieses Mehr besagt, sowie den Kodex, nach dem es sich richtet. Es handelt sich da nicht um eine chiffrierte, sondern um eine struktural esoterische Sprache. Das bedeutet, daß sie nicht eine verbotene Bezeichnung vermittelt und zugleich verdeckt, sie richtet sich von Anfang an in einer wesentlichen Nebenbedeutung des Wortes ein. Einer Nebenbedeutung, die das Wort von innen her und vielleicht bis ins Endlose aushöhlt. Dann ist es unwichtig, was in einer solchen Sprache gesagt wird, unwichtig auch die Bedeutungen, die dadurch freigesetzt werden. Diese dunkle und zentrale Freisetzung des Wortes in seinem Innersten, seine unkontrollierbare Flucht in einen stets dunklen Mittelpunkt läßt sich von keiner Kultur unmittelbar akzeptieren. Nicht seinem Sinn nach, nicht in seiner buchstäblichen Materie ist ein solches Wort grenzüberschreitend, sondern in seinem *Spiel*.

Es ist höchst wahrscheinlich, daß jede Kultur diese vier Formen verbotener Wörter kennt, gebraucht und (in einem bestimmten Maße) duldet, gleichzeitig jedoch unterdrückt und ausschließt.

In der abendländischen Geschichte hat sich die Erfahrung des Wahnsinns auf dieser Stufenleiter verlagert. Genau genommen hat er lange Zeit ein unbestimmtes, für uns schwer faßbares Gebiet zwischen dem Verbot der Tat und dem der Sprache eingenommen: daher die exemplarische Bedeutung des Paares *furor-inanitas*, das bis zum Ende der Renaissance die Welt des Wahnsinns praktisch organisiert hat, je nach den Registern für die Tat und für das Wort. Die Epoche der Einschließung (der allgemeinen Hospitäler, Charenton, Saint-Lazare, im siebzehnten Jahrhundert organisiert) bezeichnet ein Abwandern des Wahnsinns in die Region des Unsinnigen: der Wahnsinn behält nur eine moralische Verwandtschaft mit den verbotenen Handlungen (er bleibt im wesentlichen an die sexuellen Verbote gebunden), ist aber in das Universum der Sprachverbote eingeschlossen; die klassische Internierung umfaßt zusammen mit dem Wahnsinn die Libertinage im Denken und Sprechen, das hartnäckige Verharren in der Gottlosigkeit oder im Irrglauben, die Gotteslästerung, die Zauberei und die Alchimie – kurz alles, was für die *gesprochene* und verbotene Welt der Unvernunft charakteristisch ist; Wahnsinn ist die ausgeschlossene

Sprache – die entgegen dem Sprachkodex Wörter ohne Bedeutung ausspricht (die »Sinnlosen«, die »Dummköpfe«, die »Verrückten«) oder sakralisierte Wörter ausspricht (die »Gewalttätigen«, die »Rasenden«) oder auch verbotene Bezeichnungen durchgehen läßt (die »Freidenker«, die »Starrköpfe«). Für diese Unterdrückung des Wahnsinns als verbotenes Wort bedeutet die Reform Pinels keine Behebung, sondern eher eine Fortsetzung.

Die Verbesserung ist tatsächlich erst mit Freud eingetreten, als sich die Erfahrung des Wahnsinns zu der oben erwähnten letzten Form des Sprachverbots hin verlagerte. Mit Freud hat der Wahnsinn aufgehört, als Sprachvergehen, als vorsätzliche Gotteslästerung und untragbare Bezeichnung geahndet zu werden (in diesem Sinne ist die Psychoanalyse die große, von Freud selbst so bezeichnete Aufhebung der Verbote); nun erschien der Wahnsinn als Wort, das sich über sich selbst nicht klar ist, indem es unterhalb dessen, was es sagt, etwas anderes sagt, für das es gleichzeitig der einzig mögliche Kodex ist: eine esoterische Sprache, wenn man so will, da sie ihren Nährgrund im Innern eines Wortes hat, was schließlich auf nichts anderes hinweist als auf diese Verwirrung.

Man muß Freuds Werk für das nehmen, was es ist: es deckt nur auf, daß der Wahnsinn eingefangen ist in einem Netz von Bedeutungen, die auch der Alltagssprache eigen sind, und gibt also die Berechtigung, vom Wahnsinn in der Alltagsplattheit des psychologischen Vokabulars zu sprechen. Es enthemmt die europäische Erfahrung des Wahnsinns, um sie dann in jenes gefahrvolle und stets grenzüberschreitende Gebiet zu verlegen (das immer noch, wenn auch in besonderer Weise verboten ist), nämlich in das der sich selbst verwirrenden Sprachen, das heißt der Sprachen, die in ihrem Wortlaut die Sprache sprechen, in der sie den Wortlaut zum Ausdruck bringen. Freud hat nicht die verlorengegangene Identität eines Sinnes aufgedeckt: er hat die jeden Rahmen sprengende Gestalt eines Subjekts, das *absolut nicht* wie die andern ist, in einen Rahmen gebracht. Das allein hätte genügen müssen, sein Werk zu schützen vor allen jenen psychologisierenden Interpretationen, mit denen unser Halbjahrhundert es überdeckt hat im Namen (welcher Hohn) der »Geisteswissenschaften« und ihrer geschlechtslos gemachten Einheit.

Und damit erschien der Wahnsinn nicht als List einer verborgenen Bedeutung, sondern als eine überquellende *Reserve* an Sinn. Man muß das Wort »Reserve« in der richtigen Weise verstehen: weit mehr als um einen Vorrat

handelt es sich um eine Gestalt, die den Sinn zurückbehält und suspendiert, eine Leere schafft, wo nur die noch unerfüllte Möglichkeit gegeben ist, daß sich dieser oder jener Sinn darin einrichte, oder ein anderer, oder auch ein dritter, und dies vielleicht ad infinitum. Der Wahnsinn erschließt eine offengehaltene Reserve, die auf diese Hohlstelle hinweist und sie sichtbar macht, wo Sprache und Wort sich verwickeln, sich gegenseitig formen und nichts anderes aussagen als ihre noch stumme Beziehung. Seit Freud ist der abendländische Wahnsinn eine Nicht-Sprache geworden, weil er eine doppelte Sprache geworden ist (eine Sprache, die nur in diesem Wort existiert – ein Wort, das nur seine Sprache spricht) – das heißt eine Matrize der Sprache, die strenggenommen nichts aussagt. Wahnsinn als Versteck des Gesprochenen, als Werkausfall.
Eines Tages wird man Freud gerechterweise zubilligen müssen, daß er nicht einen Wahnsinn, der seit Jahrhunderten genau genommen eine Sprache war (eine ausgeschlossene Sprache, eine geschwätzige Nichtigkeit, ein Wort, das unentwegt außerhalb des reflektierten Schweigens der Vernunft gesprochen wurde) zum *Sprechen* gebracht hat; er hat im Gegenteil dessen unvernünftigen Logos zum Schweigen gebracht; er hat ihn ausgetrocknet; er hat dessen Wörter bis an ihren Quellgrund zurückverlegt – bis in jene unbekannte Region des Selbstwiderspruchs, der nichts besagt.

Was sich heute abspielt, liegt für uns noch in einem diffusen Licht; doch kann man in unserer Sprache bereits einen seltsamen Vorgang sich abzeichnen sehen. Die Literatur ist (zweifellos schon seit Mallarmé) im Begriff, ihrerseits eine Sprache zu werden, deren Wort gleichzeitig mit dem, was es besagt, und in der gleichen Bewegung jene Sprache zum Ausdruck bringt, die sie, die Literatur, als Wort dechiffrierbar macht. Vor Mallarmé hieß schreiben, sein Wort in einer gegebenen Sprache niederzulegen, so daß das Sprachwerk von gleicher Natur war wie jede andere Sprache, mit Zeichen, die der Rhetorik oder dem Sujet oder den Bildern nahe waren. Am Ende des neunzehnten Jahrhunderts (zu der Zeit oder ungefähr zur Zeit der Entdeckung der Psychoanalyse) war Literatur zum Wort geworden, das sein Entzifferungsprinzip in sich trug; oder auf alle Fälle setzte sie in jedem ihrer Sätze, in jedem ihrer Wörter die Kraft voraus, souverän die Werte und Bedeutungen der Sprache, zu der sie trotz allem (und tatsächlich) gehörte, zu verändern; im Vollzug des Schreibens suspendierte sie die Herrschaft der Sprache.

Daher die Notwendigkeit der Sekundärsprachen (was man zusammenfassend unter Kritik versteht): diese funktionieren heute nicht mehr als äußere Hinzufügungen zur Literatur (Urteile, Vermittlungen, Zwischenstationen, deren Einschaltung zwischen einem auf das psychologische Rätsel seiner Schöpfung zurückverwiesenen Werk und dem aufnehmenden Akt der Lektüre man für nützlich hielt), nunmehr bilden sie im Innersten der Literatur einen Teil jener Leere, die diese in ihrer eigenen Sprache schafft; sie sind die notwendige, aber notwendigerweise unvollendete Bewegung, durch die das Wort auf seine Sprache zurückgeführt wird und durch die die Sprache auf das Wort aufgebaut wird.

Daher auch jene seltsame Nachbarschaft von Wahnsinn und Literatur, der man nicht den Sinn einer endlich enthüllten psychologischen Verwandtschaft unterschieben darf. Nachdem der Wahnsinn als eine Sprache freigelegt worden ist, die in ihrer Überlagerung sich selbst gegenüber schweigt, manifestiert er weder die Entstehung eines Werkes noch erzählt er von einer solchen (oder von etwas, was mit Genie oder Glück ein Werk hätte werden können); er weist auf die leere Form, aus der dieses Werk kommt, das heißt auf den Ort, von dem es stets und ständig abwesend ist, an dem man es nie finden wird, weil es sich dort nie befunden hat. Dort, in jener lichtlosen Region, unter diesem schützenden Dach enthüllt sich die geschwisterliche Unvereinbarkeit von Werk und Wahn; das ist die blinde Stelle ihrer je eigenen Möglichkeit und ihrer gegenseitigen Ausschließung.

Aber seit Raymond Roussel, seit Artaud ist dies auch der Ort, von dem aus sich die Sprache der Literatur nähert. Aber sie nähert sich ihr nicht wie irgendeiner Sache, die auszudrücken sie die Aufgabe hat. Es wird Zeit einzusehen, daß die Sprache der Literatur sich nicht definieren läßt durch das, was sie sagt, noch auch durch die Strukturen, die sie signifikant machen. Daß sie vielmehr ein Sein hat, und daß man sie nach diesem Sein befragen muß. Was ist dieses Sein heute? Zweifellos irgendetwas, das mit dem Selbstwiderspruch zu tun hat, mit dem Double und der Leere, die sich in jenem ausdehnt. In diesem Sinne erreicht das Sein der Literatur, wie es von Mallarmé bis zu uns im Entstehen ist, die Region, in der seit Freud die Erfahrung des Wahnsinns gemacht wird.

In den Augen ich weiß nicht welcher, vielleicht einer schon vor der Tür stehenden Kultur werden wir diejenigen sein, die jene beiden niemals wirklich ausgesprochenen Sätze ganz dicht nebeneinandergestellt haben, jene beiden Sätze, die so widersprüchlich und unmöglich sind wie das

berühmte »Ich lüge« und die alle beide auf die gleiche leere Selbstbezogenheit hinweisen: »Ich schreibe« und »Ich rede im Wahnsinn«. So werden wir neben tausend anderen Kulturen als diejenige figurieren, die das »Ich bin wahnsinnig« und das »Ich bin ein Tier« oder »Ich bin ein Gott« oder »Ich bin ein Zeichen« oder auch »Ich bin die Wahrheit« einander nahegebracht haben, wie das für das ganze neunzehnte Jahrhundert der Fall war, bis zu Freud hin. Und wenn diese Kultur Geschmack an der Historie findet, wird sie sich auch erinnern, daß Nietzsche, als er wahnsinnig wurde (es war 1888), proklamierte, er sei die Wahrheit (»warum ich so weise bin«, »warum ich so klug bin«, »warum ich so gute Bücher schreibe«, »warum ich ein Schicksal bin«); und daß noch keine fünfzig Jahre danach Roussel am Vorabend seines Selbstmordes in *Comment j'ai écrit certains de mes livres* die systematisch zusammengefügte Erzählung seines Wahnsinns und seiner schriftstellerischen Verfahrensweise niederschrieb. Ohne Zweifel wird man erstaunt sein, daß wir eine so seltsame Verwandtschaft zu erkennen vermochten zwischen dem, was lange Zeit als Schrei gefürchtet, und dem, was lange Zeit als Gesang erwartet wurde.

Aber vielleicht verdient gerade diese Wandlung keinerlei Staunen. Erstaunt sind nur wir heute, wenn wir sehen, wie zwei Sprachen (die des Wahnsinns und die der Literatur) sich verständigen, zwei Sprachen, deren Unvereinbarkeit im Laufe unserer Geschichte aufgebaut worden ist. Seit dem siebzehnten Jahrhundert haben Wahnsinn und Geisteskrankheit den gleichen Raum auf dem Felde der ausgeschlossenen Sprachen (grosso modo dem des Sinnlosen) besetzt gehalten. Indem er in ein anderes Gebiet der ausgeschlossenen Sprache eintritt (in das eingegrenzte, sakrale, gefürchtete, vertikal über ihm aufgebaute Gebiet, das sich in einer nutzlosen und grenzüberschreitenden Wendung, die man Literatur nennt, auf sich selbst bezieht), löst der Wahnsinn je nach dem Maßstab, den man anlegt, seine alte oder neue Verwandtschaft mit der Geisteskrankheit.
Diese, daran ist kein Zeifel, wird in einem immer besser überwachten technischen Raum untergebracht: in den Hospitälern hat die Pharmakologie die Säle der Unruhigen bereits in große lauwarme Aquarien verwandelt. Aber unterhalb dieser Verwandlungen und aus Gründen, die fremdartig erscheinen (jedenfalls unseren heutigen Blicken), vollzieht sich bereits eine *Auflösung*: Wahnsinn und Geisteskrankheit entsagen ihrer Zugehörigkeit zur gleichen anthropologischen Einheit. Diese Einheit selbst

verschwindet als vorübergehendes Postulat mit dem Menschen. Der Wahnsinn, die lyrische Aura der Krankheit, verlischt immer mehr. Und fern vom Pathologischen, auf seiten der Sprache, da, wo sie sich versteckt ohne noch etwas zu sagen, beginnt sich die Erfahrung zu entwickeln, wohin der Weg unseres Denkens verläuft; ihre schon greifbare aber absolut leere Nähe ist noch nicht zu benennen.

Aus dem Französischen von Hans Naumann

Carlo Emilio Gadda
Wie ich arbeite

Wie ich nicht arbeite. Was gleiche Frucht bringt, bisweilen, im oszillierenden Wandel eines flüchtigen und aleatorischen Geistes, der sich vom Unwahrscheinlichen ebenso, wenn nicht noch mehr berufen fühlt wie vom Wahrscheinlichen: von einer bestürzten Kindheit, vom Schmerz und von der Disziplin der Kasernen und der Schulen, um dann mit seinem Schatz von Zweifeln und Finsternissen abzusinken, dem Nichts entgegen. Ein Bekenntnis, das Werkstattproblemen, Werkstattängsten oder Werkstatt-Spinnweben gilt, wird unvermeidlich von einem ganzen Leben handeln, eine innere und äußere Biographie mitschleppen und übergreifen auf Erkenntnistheorie und Ethik, und, da ich ärmlicher und mit weniger Glück gesegnet bin als andere, auf eine kümmerliche und fragmentarische Poetik: welche die doppelte Ebbe meines Lebens und Nichtlebens mir hinterlassen hat, jawohl, hinterlassen, als mehr oder minder unnützes Strand- und Schwemmgut, an den Gestaden der aufgebrauchten Zeit. Ihr werdet euch mit Andeutungen begnügen, ich mich an die Grundzüge halten und, als mein eigner Biograph, über Dornbüsche, Stachelgestrüpp und manche, besonders tiefe Schatten hinweghuschen müssen. Nicht aller Schmerz ist sagbar, nicht alles Übel und alles Grauen: und Walhalla wartet (soll sie nur warten!) auf eine schöne Gipsbüste. Ich will die Hausmeister der Walhalla nicht enttäuschen: also her mit dem halben Dutzend Wahrheiten und mit den zwei Dutzend Halblügen, die mir geblieben sind, ungenießbare Krümel im Brotbeutel eines Soldaten, eines Verwundeten.

Das Übel darf nicht existieren: wenigstens nicht für den seriösen Leser, für die vortreffliche Leserin. Zumindest muß es den Rückzug antreten, unter den Fingerspitzen des Setzers weg die Flucht ergreifen: so wie sich im Cinquale, hinter Tamarisken, unbedeckt ein behaarter Unhold versteckt, wenn die Mädchen aus dem Internat sich zeigen, Waisenkinder, weißgebleichte Hauben mit wächsernen Nonnengesichtern.

Das hergebrachte und *ab aeterno* romantische Bild des Schriftstellers zeigt

ihn als einen erfindungsreichen Schöpfer und Demiurgen, der freiweg aus seinem eigenen Innern den freien Glanz des Kunstwerks fördert und in frei gewählter Manier den Leuten ein Licht damit aufsteckt, womit zugleich dem tüftelnden Tartuffieren der Kritiker ein einmalig schönes Übungsfeld und allen Fahnen des Vaterlandes ein neuer Anlaß geboten wäre, von sämtlichen Rathaustürmen zu flattern: dies ist, von Anfang an, ein bresthaftes Bild. Und nicht minder jenes andere, das uns zwingen möchte zu sein, was die andern sich von uns erwarten: schale Fabulierer, geschaffen, die wartende Menge zu verblüffen und sie, satt und verblödet, dem Schall der allzu erwünschten Worte auszuliefern, die mehr die ihren als die unsern: ja eigentlich nur die ihren sind, die unsern nicht.
O Elend! o Überfluß! Worte und Aberworte. Hinwerfen sollte man sie ihnen, mit vollen Händen, wie den Hühnern, Hagelschauer prasselnden Blödsinns, nach dem sie mehr als nach allem andern Futter verlangen: so wie Columbus Glasperlen vor die Kariben warf, in die Verfinsterung ihres Schreckens: und von ihrer Ehrfurcht erwartete er sich Gold, dieser Columbus, Goldkörner, Goldklumpen, Goldkartoffeln.
Ich bin, Gott seis geklagt, kein columbianischer Schriftsteller. Ich suche nicht nach Hühnern, um ihnen falsche Perlen hinzuwerfen. Nicht Klumpen erhoffe ich mir, noch Kartoffeln. Ich habe es nicht mit Kariben zu tun, und will nichts mit ihnen zu tun haben.
Die jüngsten naturwissenschaftlichen, das heißt physikalisch-mathematischen, biochemischen, psychologischen und psychiatrischen Theorien sind angeflutet gegen das Idol des Ich, gegen diesen Pfahl: und um ein Haar ist es jenen trüben, über alle Ufer tretenden Abwässern, mit göttlicher Erlaubnis, gelungen, ihn unterzutauchen, den erzdämlichen Grind. Sie haben das Götzenbild, den Fetisch eines überdauernden und widerstehenden, eines der Zeit (in seiner Geschichte) immanenten und (am Tag der Herrlichkeit) triumphierenden Ichs zuschanden gemacht, und zwar ein für alle Mal. Ein Ding ist der Zwanzigjährige mit seiner Manier, ein ander Ding der Schriftsteller mit fünfzig. So wenden sich die Planeten, die Moden, die Erfahrungen, die Ausdruckszwänge der Menschen.
Wachsam (solang sie nicht entschlafen ist) und unablässig allen Beweggründen und Zielen mißtrauend, flüstert mir meine durchschaute Einsicht zu, ich müsse sie hinter mir lassen, jene Hypotyposis (vom Schriftsteller als einem Pflock), und sie gutmütig und ungebrochnen Geistes auf den müden Plunderhaufen eines Repertoires verweisen, das nicht das meinige ist.

Mir kommt ein jeder von uns vor wie ein Knäuel, ein Knubbel, ein Kuddelmuddel aus physischen und metaphysischen Beziehungen: (die Unterscheidung ist als Notbehelf gedacht.) Jede dieser Beziehungen ist in der Schwebe, im Gleichgewicht gehalten innerhalb des Kraftfeldes, das ihr eigentümlich ist: von einer polaren Spannung: die natürlich mit der Zeit ihre Intensität, und bisweilen ihr Vorzeichen verändern kann: sie kann aber auch erlöschen. Sowohl der Vorgang der Erkenntnis, das heißt der Aufbau einer solchen Beziehung, wie auch der (expressive) Impuls, den sie der geschriebenen Seite mitteilt, kann freilich Störungen erfahren: Störungen, verursacht von der historischen (und gnoseologischen) Ordnung der Umwelt, von Ereignissen also, die mit dem analytisch-synthetischen Prozeß, der den Text aufbaut und sein Gewebe flicht, nicht das mindeste zu schaffen haben. Mit einfachen Worten: die Fakten, wie sie in der äußeren Biographie, und, in einem weiteren Sinn, in der Geschichtsschreibung der Umwelt auftauchen, zerrütten auf das entsetzlichste die hohen Konstellationen, die der Geist, mit seiner angeborenen Regsamkeit, in unserm Innern knüpft – und manchmal vernichten sie sein Werk ganz und gar. Physische Tatsachen, Stöße, Risse, zerfleischende Gefühle, Gewalttaten und Pressionen »von außen«, Schmähungen und Verwirrungen, die der Zufall, die »die andern« bringen, Sittenzwänge, vernünftige und unvernünftige, ästhetische und ethische Verbote aus einer andern Welt, nicht der unsern, Verbote, die wir uns dennoch zu eigen machen wie durch Ansteckung: seht, dies alles lastet derart auf unserm Gemüt, auf unserm Intellekt, daß es uns nicht beschieden ist, diesem Hexensabbat mit heiler Haut zu entrinnen. Mir ist es nicht beschieden, Ja zu sagen. Von allem Anfang an ist unser eigenstes, unser wahrstes Ja in seiner natürlichen Klarheit verführt und versudelt worden. Eine unbekannte Hand legt sich, schwer wie Eisen, auf unsere Kinderhand, lenkt uns ungefragt die Feder und führt sie den allzu maßvollen Buchstaben und Seiten, ja den rettenden Lügen zu.

Ich setze meine kindliche Schwäche gegen euer Erwachsenen-Gebot: daß der Schriftsteller seine Helden aus sich selber hervorzuholen habe, und dazu auch noch, hinterm Gitter, den Beichtvater seiner eigenen Wahrheit. *Après vous, messieurs, je vous en prie.* Ich auf den Scheiterhaufen, die andern auf die Hochzeit, das könnte euch passen! Meinetwegen können die Leute suchen, solang sie wollen, nach einem Heiligen für ihren Altar, nach einem Märtyrer: von Castagnos Gleichen zu malen: nach einem, der

sie erlöse, einem Entblößten und Durchbohrten: nach einem Opfer ihrer wohlbekleideten Bestialität: und mich, ausgerechnet mich, wollen sie zu diesem Amt bestellen: das meilenweit nach versengtem Fleisch riecht und von Pfeilen schwirrt, die auf die Heiligensäule zielen. *Après vous, mes amis!* Grimm eines vom Hunde Verstümmelten, Blut- und Aschentränen, ungetrocknet über die Jahre hin. Im Jahre 19 haben sie mir ins Gesicht gespuckt, und im Jahre 40 mußte ich mir sagen lassen: »Wärst du ein Mann, so hättest du dich längst freiwillig gemeldet.« Nein, ich bin nicht hingegangen, freiwillig, mit siebenundvierzig Jahren, in den saubern Krieg des »Führer-befiehl-wir-folgen«. Freiwillig, und nochmals freiwillig, bin ich mit zweiundzwanzig eingerückt, im Juni 1915; und dann noch einmal, im Mai 16, im Juli 17. Lest meine minder schmutzigen Schriften, so ihr wirklich ein Zeugnis davon haben wollt: was ich nicht glaube.

Der kritische, der expressive Akt ist nicht denkbar für sich allein, als eine funktionelle Äußerung des Hampelmännchens Ich, als ein Springquell, den man um jeden Preis für seine eigene Ursache halten will, indes ihn doch der Berg aus seiner Tiefe unablässig speist. Der expressive Akt ist das Ergebnis, besser: das Symptom jener Polarisierung, von der ich gesprochen habe: zwischen dem urteilenden Ich und der beurteilten: zwischen dem darstellenden Ich und der dargestellten Sache. Das urteilende Ich geht der beurteilten, der erzählten Sache nicht voraus als logische Erwartung oder parthenogenetischer Keim. Das Ich stellt sich als ein Modus, ein potentielles Instrument des Urteils dar: und allein im Urteil manifestiert es sich, als der eine Pol der Spannung, deren anderer die Sache ist. Die aber ist eine Instanz für sich: scheinbar ein zufälliger Anreiz: in Wahrheit Glied einer Kette, einer Gesamtheit unendlich vermittelter Ereignisse: und das kritische, das darstellende Ich gibt ihr (der Sache) unfehlbar seine Antwort. Nicht anders antwortet (auf ihre Weise zwar, doch sie antwortet) die Pythia, die delphische, dem, der sie fragt. Und ebenso erhört der heilige Antonius von Padua Gebete und Bitten um sein wundertätiges Eingreifen. Auch der liebe Sankt Augustin erweist, was nur logisch ist, demjenigen keine Gnade, der ihn nicht darum angegangen.

Der Urteilende und die beurteilte, der Schriftsteller und die beschriebene, der Erzähler und die erzählte Sache – sie stehen also einander gegenüber wie zwei Duellanten, von denen der eine sich gut und gern einbilden mag, er hätte seinen Widersacher an die Wand gedrückt *(acculé au mur)*. Das Urteil, die Darstellung, die Vorstellung (das Duell) kann, was auf der

Hand liegt, nicht statthaben, ohne daß beide Teile sich treffen und miteinander existieren.
Man mag es dem Ich nachsehen (seiner menschlichen Eitelkeit), wenn es sich selber für den bessern Duellanten hält und wähnt, es hätte seinen Gegenspieler, also die beurteilte Sache, an Wand und Verzweiflung genagelt; indes ist es oft genug die Sache, die umgekehrt den Schriftsteller, den Kritiker an die Wand drückt. Sie treibt ihn in die Ecke, verzweifelten Urteilen in die Arme, denen er nicht wieder entkommt, ohne Haare zu lassen. Zuweilen sind das die obligaten Urteile, zuweilen glatte Irrtümer. Auch die Irrtümer sind obligat, im kombinatorischen Zusammenhang der Welt. Exemplum: wie oft hat nicht das imponierende Quodlibet einer ganzen historischen Phänomenologie, dieser Mischmasch aus »linientreuen« Darstellungen, aus rituellen Phrasen, aus freiwilligen und unfreiwilligen Lügen seinen unbedarften und durchaus abgeschmackten Urheber, den Geschichtsschreiber, an die Wand geschlagen?
Das darstellende, das schöpferische Ich, betrachtet als ein beständiges und zentrisch-starres Ding, mit einem Wort: als ein Pflock, umspült von dumpfer und träger Zeit: oder als ein Scheinwerfer, der Licht zu bringen hätte in die Finsternis, um unsere nächtlichen Ängste zu verscheuchen: dies Ich ist für mich ein wurmstichiges Idol. Jedenfalls hat dieser Hampelmann von ptolemäischer Leichtgläubigkeit nichts mit meiner Identität gemein: der eines Verwundeten, Verlorenen, »noetisch Dissoziierten«. Um mich, um uns herum die Brandung todbringender Ereignisse, der Schmerz, die langsame Qual der Jahre. Der Begriff des Wollens hebt sich auf in der Trägheit des Unmöglichen. Ozean der Dummheit.
Noch käme ich, wie ich glaube, einem glaubwürdigen Schreiben näher, wenn ich mich, aus kunstvoller Berechnung oder trunken wie ein Falter der Lampe, dem andern Ufer, der entgegengesetzten Situation ausliefern wollte: das nämlich hieße, sich für ein vagotonisches Ich entscheiden und mit Vorbedacht, aus poetischer Überlegung, einer Lügengeschichte anheimfallen: einer verlogenen Historie: klangvollen Hoffnungen: beängstigenden Wahrsager-Tiraden. Da gibt der Schriftsteller einen Ton an, er räuspert sich. Da handelt es sich gewöhnlich um Stimmübungen zur Eröffnung: um ein gewisses Kehlkopf-Talent: gibst du gewisse, allgemein erwünschte Töne von dir, so sind Applaus und Lorbeer dir sicher.

Im Widerspruch zu einer hagiographischen Tradition mit erbaulichem Anstrich, und fern vom Juckreiz und Sichtreibenlassen der Dekadenz behaupte ich: der Schriftsteller ist kein zahnloses Geschöpf: nur daß er oft ein Schwächling ist oder doch ein zerbrechliches Wesen. »Vorsicht! Zerbrechlich!« Ein zitterndes Flämmchen, das Mühe hat, nicht im Wind zu verlöschen: eine jener gefiederten Kugeln, jener Flaum-Blumen (*pappi* genannt), von denen dir, wenn du darauf pustest, nur der Stengel in der Hand bleibt. *Pappi*, wohlgemerkt, nicht *Papi* oder Päpste; die Päpste nämlich halten auch das ärgste Pusten aus.

Die Flammen der Mystik entflammen mich kaum oder gar nicht: sagen wir gar nicht, das ist deutlicher ausgedrückt. Sie nehmen sich in meinen kurzsichtigen Augen wie ein Versuch aus, präzisen noetischen oder praktischen Aufgaben, genau bestimmbaren intellektuellen Verantwortungen aus dem Weg zu gehen. Ein mystisches »Sich-Verströmen« läuft, wenn man mich fragt, auf einen Kitzel unserer Präkordien hinaus, verursacht von rülpsenden und furzenden Gespenstern; vor denen, wie durch Opium oder Magie, die unbezahlbare Ration von Fußtritten verschwindet, welche die süße Welt unserm Hintern beschert. Sofern es sich nicht einfach um irgendeinen verlogenen Singsang handelt, um einen köstlichen Wortsalat und ein süßes Füllsel für die Muschel (der Ohren), die der Töne nie satt wird: oder um eine gräßliche Blähung unseres prahlerischen Dudelsacks, samt nachfolgenden Päpperä-pä-päh, und um theatralische Posen, nicht erlitten in der heftigen Wahrheit der Seele und erst recht nicht zum Pragma gemacht, das heißt: ausgetragen von der realen Arbeit des Willens.

Unsere Worte – habt nur Geduld mit mir! – sind Jedermanns Worte, vom Öffentlichen das Öffentlichste: sind das, was uns Völker und Lehren zuspielen. Ein Mundwasser sind sie, das wir alle miteinander teilen, mit dem wir gurgeln, mehr oder minder brav: einer spuckts dem andern in den Mund, und endlich spucken alle zusammen es in eine Pfütze aus, so wie in jene Kokos-Schale, von der es bei Salgari heißt, daß sie reihum ging bei den runzligen Honoratioren des Cep-Cep-Stammes, bis ein jeder, den goldenen Ring im Ohr und das Blasrohr zwischen den Knien, sich darin

seines Schleims entledigt hatte: und boten sie dann, als ein Zeichen der Verehrung, dem Missionar zum Trank.
Unsere Sätze, unsere Wörter sind Augenblicke des Stillstands (Absätze zur Rast) in einem kognitiven, expressiven Fluß (oder in einem Treppenhaus). Sie dauern, solang sie dauern: ein Jahrzehnt, ein halbes Jahrhundert, acht Jahrhunderte. Sie ändern ihre Bedeutung mit unsern Bräuchen, mit dem Wechsel der Monde, mit dem langsamen oder raschen Ablauf der Zeit: und zuweilen verändern sie ihren Wert, ihr Gewicht. Ihre Geschichte, das ist: die verrückte Geschichte der Menschen, erklärt uns, Wort für Wort, ihre Bedeutungen: vier Bedeutungen, oder zwölf, oder dreiundzwanzig: ihre Schattierungen, ihre winzigen Wertverschiebungen: mit andern Worten, ihr semantisches Differential. Geschmack, Hingabe oder epische Notwendigkeit bringen uns dahin, diese dreiundzwanzig Bedeutungen *parodistisch* wieder aufleben zu lassen: oder eine von diesen dreiundzwanzig, eine nach der andern: oder aber dahin, die Parodie zu fliehen und der Vokabel eine neue Bedeutung zu verleihen, auf Grund eines erfinderischen Urteils, von dem nur die geschriebene Seite erweisen kann, ob Klugheit oder Glück ihm zur Seite standen oder nicht.
Manchmal, bei manchen, läuft es auf entsetzliche Verrenkungen hinaus, dieses Urteil, auf unerträgliche Entstellungen. (Deshalb gehe ich behutsam vor: die Stunde vergeht mir über den Worten, eine ganze Nachtwache geht über ihnen hin, mehr als ein hinfälliges Wachslicht.) Erfahrenere Hände, die subtiler zu Werke gehn, entkleiden den Satz, die Vokabel ihrer parodistischen Tönungen: zu Papier gebracht beim leisen Krikri der Feder, wird in ihnen ein neuer Klang frei, ein denaturiertes Timbre. Ein neuer Auftrag wird ihnen abverlangt. Der neue Gebrauch zerfleischt sie: ihre Erscheinung, im Vergleich zu ihrem landläufigen Aussehen, deformiert sich wie gespannter Gummi. Horaz hat gezeigt, in der Epistel *Humano capiti*, daß es denkbar, daß es möglich ist, ein altbekanntes Wort auf solche Weise zu verwenden: der »Spasmus«, der »spastische Gebrauch«, kann seinen Wert zugleich auflösen und erneuern. Im ungenau gesetzten »Aber« lebt, eben vermöge seiner Ungenauigkeit, ein alter volkstümlicher Sprachgebrauch wieder auf; es hat uns, nicht mehr und nicht minder als die kalkulierte Preziosität des Barock, ein Fähnchen aufgesteckt: paßt wie das Feuer in die Kirche und wie der Teufel ins Kloster: und schlägt dem Sieb (der Crusca-Akademiker) den Boden aus. Sie wohnt

nicht Jahrtausenden inne, die Vokabel: nicht Eiche ist sie, sondern Schimmelpilz: und für die Jahrtausende nichts weiter als ein Jücken.

Ich bin kein normaler Arbeiter, kein »ausgeglichener« Schriftsteller, und kann es nicht sein: geschweige denn ein Schriftsteller nach Maß. Der sogenannte normale Mensch ist ein Knäuel, ein Knubbel, ein Kunterbunt, ein Kuddelmuddel (von ihm selber) unentzifferter Neurosen, die derart ineinander verwickelt *(enchevêtrées)*, derart ineinander verschachtelt sind *(emboitées)*, daß sie am Ende zu einem Kieselstein eindicken, und gerinnen zu einem unzerbrechlichen Hirn: einem Hirn-Felsen oder Felsen-Idol: ein besseres, beweiskräftigeres Zeugnis dafür, daß es Normalität gibt auf der Welt, läßt sich nicht denken: und somit sind alle meine optimistischen Lieblingstrottel, alle Götzendiener der Norm, mit sämtlichen Gewißheiten und Tröstungen, hinter denen sie her sind, lückenlos versehen. Die Erz-Idee kann dabei nicht fehlen: daß jener Felsen, nämlich das Normal-Hirn, eine elementare Kristall-Formation sei: und er kommt ihnen vor wie der Engelskopf eines präraffaelitischen Malers: während die Wahrscheinlichkeit eher dafür spricht, daß es sich um einen fossilen Testikel handelt.
In Wirklichkeit ist dies, und nur dies, der Unterschied zwischen dem Normalen und dem Abnormen: der Normale weiß nichts, ja er hat nicht einmal eine metaphysische Ahnung von seinen neurotischen und paraneurotischen Zuständen, die sich so wundersam übereinanderschuppen, daß sie zuletzt zum Bulbus anschwellen, sich zur Zwiebel runden: und mithin weiß er, und kann nicht das geringste vom (saublöden) Gehalt seiner Neurosen wissen: seine kindischen Gewißheiten machen ihn immun gegen die todbringenden Gefahren des Zweifels: gegen alle Ausbruchsversuche und Versuchungen zum Umgang mit der Finsternis, dem unbekannt Unendlichen: während der Abnorme es bisweilen zu einem halbwegs klaren Verständnis seiner eigenen Handlungen bringt: samt der Gründe und Ursprünge seiner Neurosen, ihrer primären Form und ihrer Entwicklung, ihrer endlichen Verkalkung und ihrem Hinschied mit seinem eigenen Tod.
Ich habe vor Jahren, im Pavese jenseits des Po, einen Mann gekannt, es blieb mir nicht erspart, einen braven Mann, einen normalen, übernormalen Mann: einen Landedelmann: er steht in meinem Tagebuch verzeichnet als

»Normalproduzent von Harnsäure und Normalsammler von fixen Ideen, beides in einer Person«. Er hatte sich, im wilhelminischen Deutschland, zum Geschäftsreisenden und zum Geschäftemacher herangebildet. Liebe zu Grund und Boden, zum mühseligen Tagwerk des Landmanns: Ceres und Pales: Jagd: sündhaft teure Gewehre, darunter ein englisches, ein deutsches: und ein belgischer Drilling: Heupferdchen im Getreide: Trockenheit: Hagel: Frost im April: zwei Lerchen alljährlich und ein Gimpel: Zwangseintreibung der Ernte, Korn und Mais: die Preise festgesetzt nach dem Gesetz, von staatswegen: alles zur höheren Ehre des Ochsenfrosches. »Zur Börse habe ich kein Vertrauen.« Vertrauen hatte er dagegen zu Thaon de Revel. Nicht zur Goldmünze, dem Geld der Vergangenheit, sondern zu der Münze, die durch Arbeit gedeckt ist, dem Geld der Zukunft. Wozu goldne Kettchen und goldne Taler kaufen, für den Notfall, hastig vergraben oder in irgendeiner möglichst abgelegenen Körperhöhle versteckt? Er trank Magenbitter. Das Wort Bitter imponierte ihm über die Maßen. Mehr noch der Ritus, nach dem er sich den Bitter einverleibte: die stolze Bestellung an den Schankkellner, von einem geringen Trinkgeld begleitet: der zur Schau gestellte kleine Finger beim Erheben des Glases, und dergleichen mehr. Er hatte einen Sohn, der mit acht Jahren starb. Epidemische Diphtherie, das Serum verspätet eingetroffen im Zentralkrankenhaus der heißgeliebten Heimatstadt. Die Mutter des Jungen starb an seelischer Schwindsucht, die zweite Frau des weiland Witwers an Langerweile. Von da an pflegte der Doppelwitwer prallgestopfte, unerhört teure Zigaretten zu rauchen, Marke Fumag mit Goldmundstück. Sein Gesicht strömte, normalerweise, Normalität aus wie ein seltenes Ektoplasma, in der Immanenz der ernsthaften, normalen, gleichmäßigen Zeit, die er sich nicht stören ließ durch Schimpfwörter, »Nervenkrisen« und Szenen. Vielleicht hat er sich gleichwohl, gesetzt in seinem Armstuhl sitzend, in taubengrauen Gamaschen, ein periodisches Sieg-Heil zu Ehren des Bildes, des großen Führerbildes abgerungen, in einem Aufschrecken seiner Normalität gleichsam, oder in einem plötzlichen Aufflackern seiner schlaffen Lebensgeister. Doch muß ihn dies eine unaussprechliche Anstrengung gekostet haben, angesichts des immerwährenden Dösens, zu dem sein landwirtschaftlicher Direkterzeuger-Geist mit der Zeit eingedickt war, und angesichts seiner Gamaschen. Er rauchte seine dicken Fumag-Zigaretten mit Goldmundstück. Er vergötterte den Pyrgopolynices (vulgo Duce), sowie die Söhne und die große Tochter des Pyrgo, die er, tief über-

zeugt von der »Sache«, die Gräfin zu nennen pflegte. Des Sieges war er gewiß. »Wir werden den Sieg davontragen!« – er hatte sich den Spruch in den Hintern gravieren lassen, nach dem Vorbild patriotischer Ansichtskarten. Und kaum hatten wir Jenen in den Sack gesteckt, sprach er: »Wir haben doch gesiegt!« Und nicht anders hielt er es, nach Stalingrad, mit dem Adolf. Ein Normaler war er, der Inbegriff des Normalen: ganz im Gegensatz zu mir, denn ich bin abnorm. Heiß, aber immer in normalen Grenzen, liebte er das Vaterland: das teure: aber ja doch. Und deshalb hatte er neunzehn Sprüche auswendig gelernt; wenn er die hersagte, überschrie er die besten Papageien der Nation. Über den Sondermeldungen nickte er ein, nach dem Mittagessen (indes die Gebirgsjäger in Albanien ganz ohne Mittagessen krepierten). Schlag halb zwei Uhr trug sein Geist den Sieg davon über die Materie und versank: er kroch unter die Decke und schlief von halb zwei bis sechs, auf das Wohl des Vaterlandes und auf das Wohl von Pyrgos, des tatkräftigen Paphlagonen Visage.

Er zog Spargel. Er bekam sie zu fassen, achtzehn Zentimeter unter der Erde, im Gemüsegarten, mit Hilfe eines dazu ersonnenen Geräts von der Form eines Gänsehalses, das wie ein griechisches Zeta abgestuft war und auslief in eine Schneidegabel. Sie drang in die Erde ein, die besagte Gabel, umschloß den Spargelstiel, griff ihn an der Wurzel und schnitt ihn ab. Über diesem Übergriff, zu dem er seine taubengrauen Gamaschen angelegt hatte, schlug er, das Eisen in der Hand, Hals über Kopf ins Spargelfeld hin, samt seinen taubengrauen Gamaschen. Aber die Einholung (des Spargels) hatte ihn entflammt, daß es eine helle Freude war. Seine äußere Erscheinung war die eines wackeren Ackerbauern – die ersten Früchte seines Bodens der Göttin dargebracht, der Bona Dea oder der Maja: die Milchkälber kastriert: die Schweine zum Schlachtopfer bereitet: die ersten zarten Saubohnen von den stolzen Schamhügeln der Erde gepflückt – doch unter diesem ackerbauenden Äußeren verbarg sich, in der schönen Normalität dieser ungetrübten, kravattenumwickelten Seele rumorte und schlug um sich die abertausendjährige Neurose: die uns die Seele besudelt und bestreut, am Ende gar mit der Asche des Morgengrauens: in welchem einst, beim ersten Frost des Pleistozäns, unsere Spezies sich erhob, um fortan mit allen zweiunddreißig Zähnen sich in die Zukunft zu verbeißen: der Vierhänder von ehedem, zum Zweibeiner avanciert, aufgerichtet im Licht der Sonne: der Mensch: homo sapiens: Päppäräpäh!

Das ist sie, die grausame Neurose: die uns so weit bringt, daß wir unsern

Gegner verstümmeln. Der Spargel, der Ärmste, war der Gegenstand einer Übertragung, einer Projektion. Weiß war seine Spitze, und bitter. Meine vorsichtige Lüge hat ihn mürrisch gepriesen. Nicht nur die Maja hat ihn verschmäht, auch *majalis*, das Schwein.

1949

Aus dem Italienischen von Hans Magnus Enzensberger und Heinz Riedt

Ror Wolf
Begegnung mit Rach, einem alten Bekannten

Am Himmel vor dem Fenster findet sich nichts mehr. Mir kommt der Gedanke, daß es nun besser geht, ich will mich nicht dabei aufhalten. Ja es geht wieder; also alles gut, Fortschritte, Besserungen. Davon spricht auch Rach, wenn er hereinkommt, er spricht von guten Erfolgen, von Untersuchungen, Behandlungen, die nun am Ende seien. Ich habe das alles erwähnt. Das ganze Bild ihres Zustands, sagt Rach, ihr Befinden, nicht wahr, ihr Zustand gut, ihre Beschwerden, ihre Hinfälligkeit, alles vorbei. Ich habe in meiner Einleitung glaube ich davon gesprochen. Ich hätte eine gute Farbe, sagt er. Rot? Nein, nicht rot, aber ich bin nicht sicher, bei Lampenlicht, hier in diesem geschlossenen Raum, eine schlechte Beleuchtung für eine derartige Behauptung. Er sei nicht sicher, sagt er, er sagt, ich könne zufrieden sein, ich solle mich an etwas Hartes, Rundes erinnern, daß sich seinerzeit aus meinem Kopf heraus, etwas Gewölbtes, Hartes. Ich habe schon davon gesprochen, gut, etwas anderes. Etwas außerordentlich Hartes, sagt er. Gut, etwas anderes.

Ich erinnere mich also an seine Stimme. Ja, eine Stimme aus dem Hintergrund, sie sprach glaube ich von meinem Appetit, eine ungewöhnlich tiefe Stimme, einem ungewöhnlichen Appetit, ja. Wie geht es Ihnen. Das war eine andere Frage. Wie es mir geht? Ja, wie geht es Ihnen? Besser, sagte ich, es geht mir besser. Besser? Ja es geht besser, es ist nun genug, ich habe es wiederholt gesagt, es geht besser. Das war eine andere Frage, ich will mich nicht dabei aufhalten, ich antwortete etwas, draußen tropfte der Regen, gut, Herr, sagte Rach. Ende.

Rach, der gerade vorüberkommt, ich sehe ihn dort am Tisch, am Schrank, jetzt am Sessel, eine Hand umschließt die Sessellehne, die andere ist gegen den Leib gestemmt, Rach redet von meiner Farbe, meinem Appetit, meinen Verhältnissen. Alles gut, rufe ich. Keine Abgeschlagenheit Müdigkeit

freudlose Stimmung keine schweren Glieder? fragt er, mit seinem ausgebuchteten Gesicht, mit seiner hohen Stimme, aber ich komme ab. Ja, ruft Rach, gut, besser. Aber Ende. Ich sehe seinen geschwollenen hellen Kopf ohne Haare mit glänzender Haut, als er im Vorbeigehen seinen gegen den Strich gebürsteten Hut herunterreißt und auf den Tisch wirft. Er läuft über den knarrenden Boden, Dunstbüschel steigen aus seinem Pfeifenkopf, er hebt seine Arme, gut, in seinem weitgeöffneten Mund, seinen unter der Brille hervorleuchtenden Augen, in seinem Kopfschütteln, in seiner ganzen Stellung kommt ein grenzenloses Erstaunen zum Ausdruck. Er öffnet das Fenster. Sehen Sie nur, eine merkwürdige Lichterscheinung. Er sagt etwas den Mond Betreffendes und tatsächlich, ich sehe den Mond vor dem Fenster, einen sehr schön hervortretenden voll erleuchteten Mond, um den sich ein farbiger Hof gebildet hat, am oberen Ende besonders glänzend speckig gerötet; dieser Hof ist in einiger Entfernung von einem dünnen harten Ring umschlossen.

Eine merkwürdige Lichterscheinung, sagte Rach an diesem Abend. Ich bemerkte, wie er mit großer Ruhe unter dem Mantel die Arme übereinanderschlug, er hatte die Hände auf den Rücken gelegt, der scharfe Wind hob sein Haar empor, es trat eine peinliche Stille ein. Neben ihm auf dem Tisch stand das von ihm als Blutbecken bezeichnete Becken, von dem ich gesprochen habe. Wie geht es Ihnen, begann er an diesem Abend. Ich erzählte etwas von meinen Beschwerden, er ließ knirschend die Gummihandschuhe über die Hände gleiten, vielleicht sollte man, sagte er, Abreibungen, Abwaschungen, Begießungen. Starker Genickdruck, sagte ich, Kreuzschmerzen, Kopfschmerzen. Er meinte es handele sich eher um Gemütsbewegungen, um Schwächezustände aus gebückter Arbeitsweise, Stubenluft. Ich deutete auf meine Schmerzen, rechts, links, oben, unten, hinten, vorn. Der Sitz eines Schmerzes, einer Wunde undsoweiter, sagte Rach, undsoweiter wird nach der Körperseite, der Körpergegend und nach seiner Lage zu festliegenden Punkten der Körperoberfläche undsoweiter bestimmt, das müssen Sie wissen. Als rechts und links werde dabei bezeichnet, was bei dem Kranken, also bei Ihnen, rechts und links ist. Bei jeder Lage, es geht weiter, sagte er, bei jeder Lage des Körpers ist als oben das nach dem Kopf, Ihrem Kopf, als unten das nach den Füßen, Ihren Füßen, zu Gelegene zu bezeichnen. Innen heißt, was nach der Körpermitte zu liegt, außen übrigens, was sich von ihr entfernt. Wie geht es,

fragte er. Die Schwärze vor dem Fenster nahm zu, er zog an einer Spritze, er ließ kleine Tabletten in eine Tüte fallen. Darf ich mich setzen, rief ich. Nein, rief er, nein, nein, nicht setzen, auf keinen Fall setzen, Mensch, nur das nicht, das ist ausgeschlossen, das würde alles, Komplikationen, rief er, aber das liegt zurück und gehört zu einer anderen Geschichte, die ich vergessen habe.

Jetzt steht Rach vor mir, er spricht mit tiefem klagendem Tonfall, während er seine Hände schlaff herabhängen läßt, sein Mund ist, soweit ich sehe, lächelnd geöffnet, aus seiner Miene spricht eine gewisse Befriedigung. Ihre Farbe ist gut. Es muß gegen Mittag sein. Ihre Farbe ist gut. Lange Zeit ist vergangen. Ich erinnere mich an Rachs erstes Auftreten, ich sah ihn im Regen, er saß mir gegenüber, sein Gesicht erhellte sich plötzlich beim Aufglimmen einer Zigarre, ich will mich nicht dabei aufhalten. Ihre Farbe ist gut, wir wollen noch etwas versuchen, Einreibungen, Bestrahlungen, vielleicht Einspritzungen, es gibt feine Verschiedenheiten, Unterschiede, nicht wahr, die Zusammensetzung Ihres Essens, vermeiden Sie Anstrengungen Erregungen Alkohol Fleischnahrung Suppe Würzungen überhaupt Flüssigkeiten. Er sagte, das Erkennen der Krankheiten, der grundlegenden Ursachen aller Krankheiten und insbesondere natürlich meiner Krankheit sei zwar nichts Außergewöhnliches, aber in diesem Fall, in meinem Fall, in Ihrem Fall, sagte er, Sie sind das, was man einen Fall nennt. Er saß damals, ich erinnere mich wieder, mir gegenüber auf einem hölzernen Sitz, das Platschen das Eintauchen der Ruder war zu hören, ich trug eine Sportmütze, aber Rach, offenbar in der Vorahnung des Kommenden, trug einen Südwester; ich erinnere mich auch an das Weitergleiten des Kahnes, an das Schaukeln, das weiche schwingende Sitzen in diesem Kahn. Alles war in Ordnung, ich sah hinauf an den schwarzen tropfenden Himmel, im Augenblick, eine Idee später, eine kurze Zeit eine Weile später einen Moment später sah ich über dem Wasser dicht über der Oberfläche des Wassers mit nassen Flügeln die Albatrosse ich glaube Albatrosse Rach sagte Albatrosse. Ich beobachtete sie, diese Vögel, ihre spritzenden Flügelschläge. Das lungenlose Geschrei war, ich weiß nicht, in der nassen Luft, wie soll ich das sagen, über die ganze Breite des Flusses, genug, alles war in Ordnung.

Jetzt, vor mir, steht Rach mit einem grünen Augenschirm, der fest wie eine Mütze sitze und den Vorteil habe, die Ausdünstungen des Kopfes nicht zu vermehren, sondern, im Gegenteil, zu verringern. Er war im Begriff weiterzugehen, er kam, sah mich, hielt einen Augenblick an, wir unterhielten uns einen Augenblick, ich machte ihn darauf aufmerksam, daß es mir besser ginge. Aha. Er deutet auf seinen Mantel, der, sagt er, mit allerlei bemerkenswerten Neuheiten ausgestattet sei; die verminderte Länge, die schmalen Schultern, er dürfe übrigens die Kniekehlen, den Knick des Knies, nicht erreichen, geschweige denn überschreiten, der Rükken, sehen Sie, sagt er, ist halb anliegend. Das Einschneiden von Schlitzen sei eine Selbstverständlichkeit, die Taschen nicht zu hoch angebracht, damit sich der Boden bequem erreichen lasse, außerdem Kragen Klappen undsoweiter Knopflöcher undsoweiter Fütterung. Plötzlich setzte Sturm ein, ich erinnere mich an die aus dem Wasser auftauchenden Hände, die unmittelbar danach versanken, an die vorüberschwimmenden Planken, an den Schaum, ich glaube Gischt. Rach trug einen Südwester, er saß mir gegenüber, er klammerte sich an den Sitz und schrie, dies wäre erst das Vorspiel, er hätte alles kommen sehen, ich sah das glucksende spritzende plötzlich blutrot gefärbte Wasser, ich sah Arme, Beine, Köpfe, aufgesprungene Koffer, ich sah wie Rach die Hände rang über den hohen Wellengang. Das Wasser verschlingt mich, schrie Rach, aber ich sah ihn immer noch. Der Tag ist vorbei, schrie er, ich verstand, der Tag ist vorbei, aber es war Morgen, höchstens Mittag, er wäre beunruhigt über die Stärke des Sturms. Hinter Rach erkannte ich die Matrosen an den Seilen, den Pumpen, ich sah sie an die Strickleitern geklammert, mit Sprachrohren die Treppe hinabstürzend, in Versenkungen verschwindend. Rach deutete auf das seiner Meinung nach mahlende brodelnde kochende schäumende Wasser.

Allmählich, nein. Ich höre also schabende Schritte, die Tür öffnet sich, Rach läuft kopfschüttelnd vorbei, mit ernstem dunklem Gesicht. Wie geht es Ihnen, ruft er. Was für Beschwerden, was für Verbesserungen, was für Aussichten. Was mich betrifft, ja, kurze röchelnde Atemzüge sind jetzt charakteristisch für mich, ebenso vielleicht diese Empfindung, als steige vom Unterleib eine Kugel nach oben in den Hals und bleibe dort stecken und drücke und klemme, wie gesagt, als steige eine Kugel in den Hals. Ich kann Sie versichern, sagt Rach, daß es sich dabei nicht um eine wirkliche Kugel handelt, nur die Vorstellung einer Kugel steckt Ihnen im Hals, Sie

müssen Vertrauen haben, eine allgemein kräftigende Behandlung kann hier helfen.

Allmählich. Dort kommt also Rach. Dieser Mann tritt fest und klingend auf, er erfaßt die Lage mit einem Blick, er behauptet, er sei ein alter Bekannter, unter Bekannten, sagt er, sei das nicht üblich. Was?

Allmählich wird es heller. Aufheiterungen. Und jetzt, sagt er, wie geht es Ihnen jetzt. Es ist genug, es genügt, alles schon gesagt. Er scheint übrigens mit einem nassen Mantel bekleidet zu sein, mit einer Mütze, er trägt einen Musterkoffer. Er eilt flüchtig grüßend durch dieses Zimmer mit ungemein langen knackenden Schritten. Was wollen Sie, rufe ich vielleicht. Ich bin in Geschäften, sagt er, ein normaler Geschäftsreisender, von meiner Familie ganz zu schweigen. Ich will mich nicht dabei aufhalten, ich antworte etwas, ich weiß nicht mehr, es hat nichts mit dieser Geschichte zu tun, es ist etwas anderes, Abliegendes.

Gegen Mittag. Es ist nun heller geworden, das Licht ist gelöscht, eine Art Helle dringt von draußen durch das Fenster. Auf dem Tisch sehe ich die emaillierte Schüssel mit dem alten kalten Fleisch, dem trockenen Kraut, mit etwas Blumenkohlhaftem. Es ist nun heller geworden, hinter dem Tisch steht Rach, er sieht zu mir herüber, zu spät zu spät, sagt er, der Befund, Sie wissen was ich meine, die Diagnose, die Untersuchungen nicht wahr das Ergebnis das ganze Bild Ihres Zustands, die Beschwerden, die Hinfälligkeit. Ich hörte etwas von Anschwellungen, Entzündungen, etwas von Abtrennung gänzlich zertrümmerter Körperteile, von Krücken, Stökken, künstlichen Gliedern. Eine sehr bedauerliche Tatsache, sagte Rach.

Eines Tages, klares Wetter, die Tür öffnete sich, Rach sieht herein, in einem Schlafrock, ich habe den Eindruck. Wie geht es Ihnen? Seien Sie unbesorgt, sagt Rach, keine Angst, keine Bange. In diesem Augenblick schoß das Wasser ins Innere des Bootes, in einer gelblichen wahrscheinlich lehmigen Färbung, im Augenblick der Katastrophe stürzten alle Personen auf Deck, ich sah Rach neben dem Kellner stehen, er trug eine Schwimmweste, er sprach von Anbohrungen des Schiffes, von Pfropfen, die sich während der Fahrt gelöst hätten und nun herausgesprungen wären, herausgehüpft herausgefallen wären. Ich erinnere mich an Windhosen,

Wasserhosen, Sturzwellen, Nebel, schlechte Sicht. Rach deutete glaube ich auf die landschaftliche Schönheit am Ufer, wir befanden uns in der Nähe des Wasserwerks, vor der Schleuse, die dann und wann hörbaren Klänge eines Konzerts am Ufer trieben herüber, das Geräusch tanzender Menschen, klatschender Menschen. Rach drückte in einer Art Zeichensprache seine Genugtuung aus über die Verhältnisse am Ufer. Ich sah weißgekleidete Frauen mit breiten Hüten schwebend und schwarze schwebende Männer auf der Promenade beim Aufplatzen eines Feuerwerks. Das Wasser war in diesem Moment wenn ich mich nicht irre nicht übermäßig wild, es bot sich eine bequeme Einfahrt in die Schleuse, als plötzlich das Schiff, wie soll ich sagen, nach einer Erschütterung, nach heftigen Stößen, das Schiff, durch das heftige Stoßen des Schiffes auf den harten Grund, das Schiff, ich weiß nicht, es geht nicht. Das Knirschen ist mir im Gedächtnis geblieben, das Weiterschleifen, die Risse, das einbrechende Wasser, die quietschenden Pumpen.

An dieser Stelle, an der ich jetzt angelangt bin, öffnet sich die Tür. Rach in seinem unvermeidlichen Hausrock kommt auf mich zu, er ist schon am Tisch und erkundigt sich nach meinem Befinden, danke gut, sage ich, jawohl es geht besser. Besser, schlechter, je nachdem, sagt er, er spricht von Fenstern, die nicht geöffnet werden dürfen, von Suppen, die nicht gegessen, Flüssigkeiten, die nicht getrunken werden dürfen, jetzt ist er am Schrank, krankhafte Beschaffenheit, sagt er, Symptome, Störungen, Verlust der Empfindungen an einzelnen Körperteilen, Unfähigkeit Bewegungen auszuführen, hartnäckige Nackenstarre, ich muß Sie auf meine früheren Äußerungen verweisen, im allgemeinen stimme ich mit Ihren Ansichten überein, über die letzten Gründe werden wir uns freilich nicht einigen können. Er wollte meine Ansichten darüber hören, über irgendeine Sache, die wir in diesem Moment aufgriffen, oder meinte er Absichten, je nachdem, Ansichten Absichten. Meine Ansichten sind, rief ich, aber er war schon außer Hörweite, meine Absichten sind, rief ich noch, um dieser zweiten Möglichkeit zu entsprechen. In diesem Moment, ja, einen Augenblick, in diesem Moment waren wir auf Grund gelaufen, knirschend schob sich der Schiffskörper knarrend gut knarrend über den Grund, die Brandung hatte zugenommen, ein Riff schneidet den Körper auf, schrie Rach, der an der Reling stand, es schlitzt, hören Sie, es reißt, es kratzt. Gehen Sie von der Reling weg, rief ich, es ist gefährlich. Das ist meine Sache, rief Rach. Er bot zusammen mit den Matrosen Heizern Passagieren eine dramatisch

bewegte matt beleuchtete Gruppe, von Sturzwellen überschwemmt überspült übergossen.

Dort steht er an der Tür, auf der Schwelle, die Klinke in der Hand haltend, eilig grüßend, kopfnickend, sehen Sie ich hatte recht, es geht Ihnen besser, Sie sind auf dem Wege der Besserung. Dort an der Tür, er reibt sich den Rücken, er trägt eine Hausjacke, er hat die linke Hand an sein Kinn gelegt, die Unterlippe zwischen die Zähne geklemmt. Einen Augenblick verharrt er in der eben beschriebenen Stellung, dann klappt er die Zähne zusammen, nickt mit dem Kopf und stürzt hinaus. Eine Welle rollte heran und brach zischend über uns hinweg, ich sah die Matrosen von den Masten fallen, über die Reling stürzen, aus den Bullaugen schlüpfen, ich sah Mastspitzen knicken, ich sah das Schiff in seiner ganzen Breite und Länge hochgeworfen in der Luft und umgedreht kielaufwärts treiben.

Am Vormittag war Stille, ich halte es für angebracht, davon zu sprechen, alles war still, aber jetzt, nachmittags, höre ich Geräusche im Nebenzimmer. Rach ist nicht hier. Wolkenbildungen vor dem Fenster. Wir, Rach neben mir, klammerten uns an den bewachsenen schlüpfrigen Rumpf. Der Zerstörungsprozeß, sagte Rach, sei der Grund unserer Kenterung, er deutete auf die morsche Beplankung, auf diese schwarzgefaulte schmierige wimmelnde Bauchseite des Schiffes, morsch, sagte er, morsch. Etwas schwamm vorbei, ich vermute Schiffszwieback, die Bemannung ertrank, oder vielmehr nein, nichts, anders, wir saßen auf Grund, Szenen des Schreckens und der Verzweiflung, während am Ufer immer noch die Musik in die Luft stieg. Der aufspringende Sturm, ein schlechtes Zeichen, ein Naturereignis von blitzartiger Plötzlichkeit, sagte Rach, er saß mir gegenüber, oder anders, er saß hinter mir, vielleicht war es so, wir saßen in einer Reihe, er beugte sich zu mir nach vorn, ein bedauerlicher Vorfall, ein beklagenswertes Ereignis, der Kahn sei an den Pfeiler einer abgerissenen Brücke geraten, oder vielmehr sei im Augenblick des Abgehens der Kahn durch einen hineinspringenden Mann zum Umschlagen gebracht worden, oder nicht einmal das, er, der Kahn, sei vielmehr augenscheinlich in verbrecherischer Absicht angebohrt worden, durch mutwilliges Schaukeln sei der Kahn umgekippt, er sei durch ein im Wasser auftauchendes walfischähnliches Tier zum Kentern gebracht worden, er sei gescheitert gestrandet auf Grund geraten, etwas davon, sagte Rach.

Jetzt, wo ich Rach nicht sehe, höre ich seine Stimme im Nebenraum, und nach dem Abbrechen seiner Stimme Geräusche, die ich als die Geräusche einer Auseinandersetzung deute, etwas wie klatschende Schläge, krachende Fausthiebe, Fußtritte, Geräusche umstürzender Gegenstände, ein sich steigerndes Keuchen und das sich ebenfalls steigernde Keuchen einer anderen Person, die an dieser Auseinandersetzung beteiligt sein muß, einer weiblichen Person, wie ich aus einem Aufkreischen schließe, wie ich aus einem anhaltenden Stöhnen schließe, das jetzt einen Mund in einem vielleicht von Fingerspuren gezeichneten Gesicht verläßt, aber vielleicht täusche ich mich und es ist keine Auseinandersetzung, sondern etwas anderes, nur in seinen Geräuschen vergleichbares. Der ganze Himmel zeigte eine fremdartige Beleuchtung, noch war die Fahrt in den angenehm plätschernden in der Sonne glitzernden Wellen ruhig, man hörte schmetternde Musik, doch da sank die Sonne mit auffallend roter Färbung ins Wasser, das Barometer fiel, eine ungeheure Brandung setzte ein, Rach redete von der Beruhigung der Wellen durch Öl, die Aussicht war ungemein eng begrenzt, schwere bleifarbene Dunstmassen hingen vom Himmel herab ins Wasser hinein, das Schiff wankte und rollte, das Barometer fiel, die Schrauben standen still, ich hörte die rauschende Musik am Ufer.

Ja, denke ich, das ist also Rach, der jetzt hereintritt, wahrhaftig, er wird vom hereinfallenden Licht getroffen, eine kleine Gestalt, in der einen Hand einen Hut hochhaltend, in der anderen Hand einen Schirm, mir dem Beschauer, mit geschlossenen Füßen und geneigtem Kopf gegenüberstehend, Rach, der das linke Bein jetzt aus dem Mantelschlitz heraustreten läßt, eine Haltung weit entfernt von jeder herausfordernden Absichtlichkeit. Er sagt nichts, fragt nichts, es ist ihm würde ich sagen eine Verstimmung, ein bestimmter Verdruß anzusehen, er läßt den Hut sinken, eine für seine Zwecke günstige Bewegung, er wirkt zerknirscht, verschlossen, er wirkt irgendeiner vielleicht dieser Situation nicht gewachsen, ratlos, ausgeweint, dieser Mensch, denke ich, hat das Lachen verlernt. Ein schlimmer Ausgang, schrie Rach. Ja, wieder zurück. Ein schlimmer Ausgang. Eine heranrollende Welle verschluckte alles weitere, der kreischende Schiffskörper, die lufterschütternden Schreie der Mannschaft, alles brach auseinander, alles stürzte zusammen, alles zerbarst. Rach, nein, doch nicht, ich wollte mich bemerkbar machen, Zeichen, es hatte keinen Zweck. Rühren Sie sich nicht, schrie Rach, ich sah, wenn ich es richtig behalten habe,

etwas Aufplatzendes, eine Blutspur im Wasser. Ich sah die Luken, die Pumpen, die Ruder, die Masten, die Treppen, die Tonnen, Trossen, die Schotten, Platten, Planken, Spanten, gleich darauf wurde, wenn ich es richtig behalten habe, der Matrose Bach an Land geworfen, weiter der Steuermann Koch, die Matrosen Schacht Kersch Bosch Rasch und Busch, der Schiffskoch Schiffsjunge Prediger Zahlmeister Kellner Heizer Maschinist Kohlenzieher Lotse Kapitän. Rach deutete auf die am Ufer liegende Besatzung, auf die weißen Bänke am Ufer, die Bäume, Kastanien, sagte Rach, die Musik. Ich glaube, er saß, ich möchte es nicht beschwören, in diesem Moment im Südwester mir gegenüber im Kahn, gefesselt vom Schauspiel dieses Untergangs. Das umgeschlagene Schiff trieb vorbei, der wehende Bart dieses Schiffes, die Anwachsungen. Man erkenne auf den ersten Blick, sagte Rach, daß hier ein Irrtum, ein Fehler in der Beobachtung der Wasserstände, ein Versagen des Wasserwarnungswesens undsoweiter vorliege, die Klippen in dieser Umgebung seien unbeachtet geblieben, auch etwas anderes sei nicht berechnet worden, dies seien die Folgen, eine ungeheure Leichtfertigkeit, ein nasses Grab. Er berichtete, glaube ich, von einem hörbaren Knirschen und Knacken, von Stichflammen. Stichflammen? fragte ich. Ja bitte natürlich was denn sonst, sagte Rach. Von Stichflammen aus gesprungenen Kesseln, kochenden Ölstrahlen, zischenden Kesseln wie gesagt platzenden Kesseln brüllenden verbrühten Personen zerbrochenen Schiffsschrauben, er berichtete von erlittenen Verletzungen, schließlich von einem Gurgeln. Alle, sagte er, seien zu Grunde gegangen, ich erinnere mich nicht mehr, es genügt, es ist genug.

Ich weiß nicht, eines Morgens, ich denke an eine Reihe zurückliegender Ereignisse, da kommt Rach herein, eine plötzliche Erscheinung im Hintergrund. Ich beobachte seine fortlaufenden Bewegungen. Wohin wollen Sie, frage ich. Fragen Sie nicht, ruft Rach, die Beantwortung derartiger Fragen liegt dem Zweck meines Hierseins fern, ich hoffe es geht Ihnen besser. Ja, das ist richtig, es geht mir besser, es ist gar nicht so übel, ich habe, glaube ich, davon berichtet. Jawohl sagt Rach, ich empfehle etwas zu gurgeln, Sie machen Fortschritte, ihr Gesichtsausdruck ist der Spiegel des Körperinnern, er verdient hervorgehoben zu werden. Besserungen Verschlechterungen, sagt Rach, alles gehört dazu, Gurgeln, man läßt Flüssigkeiten durch Beugung des Kopfes nach hinten in die Rachenhöhle laufen, Rachs Rachen ist zu sehen, und verhin-

Goethe Institut Bibliothek

dert durch gleichzeitige Ausatmung, daß es abwärts die Gurgel hinunter fließt. Eine Art innerer Bespülung, sagt Rach. Wo kommen Sie her, sagte ich, ich glaube ich blickte auf ihn hinab, er war kleiner als ich, nun? Ich habe auch das vergessen. Schluß. Andere Geschichten. Ich sah etwas mit Haaren Bewachsenes. Eine eigentümliche Zeit, Regenfälle, eine allgemeine Versumpfung dieser Umgebung, sagte Rach. Wir kamen auf etwas anderes zu sprechen. Etwa eine Stunde später. Er spielte auf eine Kahnfahrt an. Erinnern Sie sich an eine Kahnfahrt, sagte er. Was für eine Kahnfahrt, ich. Eine gemeinsam unternommene Kahnfahrt, er. Ich erinnere mich nicht, ich. Eine Überschwemmung, er, vielleicht erinnern Sie sich daran. Nein. Es war den ganzen Tag über eine brennende Hitze gewesen, gegen Abend bewölkte sich der Himmel, es erhob sich ein Sturm. Rach hatte sich bei diesen Worten mit dem Rücken gegen den Kamin gestellt, er stieß einen Seufzer aus, sein Gesicht leuchtete erschrocken bleich aus dem schwarzen Bart hervor. Im Gespräch entstand eine kleine Pause, gleich darauf erhellte sich Rachs Ausdruck. Richtig rief Rach, wobei er sich an die Stirn klopfte. Vielleicht war ihm eine glückliche Wendung eingefallen, eine Art Anfang für seinen Vortrag. Passen Sie jetzt auf, sagt er, die Nachahmung eines Gewitters, in einem Teil dieses Zimmers ausgeführt. Er wolle mir damit, sagt er, die Überschwemmung ins Gedächtnis zurückrufen. Erstens. Zweitens. Drittens. Schluß. Es ist gut, ich will mich nicht dabei aufhalten. Er wickelt eine Schnur auf, bringt eine Schlinge an und legt sie mir um den Kopf, derart, daß meine beiden Ohren in der Mitte von dieser Schnur berührt werden, worauf ich sie mit den flachen Händen bedecken muß, dann tritt er vor mich hin, der Ausdruck seines Gesichtes zeigt Spannung, seine Kahlköpfigkeit schimmert unter mir, er ergreift mit der linken Hand die herabhängende Schnur, zieht sie leise etwas straff und fährt mit Zeigefinger und Daumen der rechten Hand zu sich gewendet anfangs langsam und leicht dann aber heftiger über die Schnur dahin. Ich höre ein Geräusch, wie in der Ferne rollenden Donner, der nun durch Rachs rasches ruckweises Weitergehen, wobei zuletzt die Fingernägel in Anwendung kommen, in solchem Maße verstärkt wird, daß ich an ein in aller Heftigkeit sich entladendes Gewitter glauben muß. Gegen Abend bewölkte sich der Himmel, erzählt Rach, die Promenade am Ufer, die weißgekleideten Menschen, die Tische und Stühle im Freien, die Musik. Er ließ es donnern, nichts? fragt Rach. Nichts. Die Nachricht über den Untergang, die Gepäckstücke auf dem Wasser, die Ausrüstungsgegenstände, die Matrosen-

mützen südlich des Wasserwerks in der Nähe der Schleuse, nichts? fragt Rach. Nichts. Ein Wettersturz, die Meldungen von Verwüstungen am Ufer, die abbrechende Musik, Blitzschläge, Hagelfall, Wolkenbruch, Sturm, traurige Folgen, nichts? fragt Rach. Nichts. Rach nahm das Spielkartenblatt vom Rauchtisch. Die Nachahmung eines Sturmes in diesem Zimmer, er setzte sich in die Nähe des Fensters, führte die scharfen Kanten des Blattes gegen den Mund und begann erst langsam und leise zu blasen, verschärfte allmählich in pfeifender Weise den Ton, ab und zu nachlassend, dann wieder heftiger, so wie zur Zeit eines starken Sturms sich das eigentümliche nicht weiter zu beschreibende Geräusch eines Sturmwindes dem Gehör bemerkbar macht. Es erhob sich ein Sturm. Nichts? fragte Rach. Nichts. Der peitschende Regen, die zerspringenden Fensterscheiben, die Gewalt des Wassers, die Spaziergänger, von dem hereinbrechenden Wasserschwall fortgerissen und der Schleuse zugeschwemmt, nichts? Nichts. Wasser, plötzlich überall Wasser, alles unter Wasser, die Personen, die eben noch im Freien saßen fortgerissen fortgespült von den hereinbrechenden Fluten ergriffen, nichts? Nichts. Der Anprall des Wassers, wie? die weggerissenen unterspülten Fundamente, Wirtshäuser, Kirchen, Theater, wie? Dämme weggeschwemmt Brücken zerbrochen Geleise herausgebogen Schornsteine umgestürzt, nichts? Bahnhöfe, nichts? der Wasserschwall, der sich auf die ahnungslosen Bewohner stürzt, unerhörtes Unheil, zumeist in den Betten überrascht, das Wasser steigt bis an die Dächer und darüber hinaus weiter steigt weiter, nichts? die Pflaster aufgerissen, die Kirchenglocken, nichts? Nichts. Die Nachahmung eines Glokkengeläutes. Rach erreicht es, indem er um die Spitzen der beiden Zeigefinger die Enden der schon erwähnten Schnur wickelt, in die Mitte der Schnur den Zigarrenabschneider hängt, den er vom Rauchtisch genommen hat, die mit der Schnur umwickelten Finger an die Ohren drückt, sich vornüber beugt, den Zigarrenabschneider an seinen Stuhl schlagen läßt. Er behauptet, daß sich dabei ein Glockenklang bemerkbar mache, ich könne es nachprüfen, nichts? fragt er. Nichts. Die Menschen, die nackt auf den Dächern sitzend vorbeitrieben, von den Strudeln verschlungen wurden, in die schwarzen Strudel hinabgesogen wurden, in die Schleusen hineinschossen, das schmatzende gefräßige Wasser, nichts? Eine ungeheure Tiefe, eine bodenlose Tiefe, ein Wasserschwall die Straße hinunter Richtung Bahnhof, nichts? Malzfabrik, Schlachthaus, vorbei, Möbelbrömel, Kohlenpohl, Obstprobst, vorbei, Farbentrost, vorbei, Eisenkahl, vorbei,

Bahnhof nichts? Nichts. Die traurigen Einzelheiten, die Bewohner, nachts bis zu den Schultern im Wasser, mit klappernden Gesichtern, aneinandergeklammert, nichts? Die Mauern, die mit einem einzigen donnernden Krach in den geschwollenen Kanal stürzen, ein Wogenschwall. Rach sagt Wogenschwall. Ein Wogenschwall ins Innere der Wohnungen, nichts? Die Familie sitzt gerade beim Nachtmahl, plötzlich öffnet sich unter ihren Füßen der Boden, ein gewaltiger Wasserstrahl spritzt herein, die Frau verschwindet in der entstandenen Öffnung, noch die Kaffeekanne in der Hand, das Kind wird an die Decke geschleudert, der zu Hilfe eilende Vater greift nach der Frau, nichts?

Diese Gebärde des Greifens erstarrt in Rachs Mund, eine Fortsetzung dieses Greifens gibt es nicht. Nichts? Ein bedauernswerter Fall, schreit er, das war der letzte Schrei des letzten Menschen, lange hielt er seine beiden Hände über das wachsende Wasser hinaus. Rach läßt abwechselnd die Wolken zusammenstoßen, den Sturm pfeifen, die Glocken läuten. Ein abscheuliches Bild der angerichteten Verwüstung am nächsten Morgen. Schlamm, Schlamm, Tierkörper, große zerschlagene Spiegel, Billardtische mit Tang überwachsen, Klaviere, Schlick, Ungeziefer am Boden, große schlammige Fische, schlammige langsam ersterbende Bewegungen, Schlamm, menschliche Körperstücke, ein blutloses Bild mein Guter, Rost, alles oxydiert, schwarze Schnecken, überall Salamander, schwarz, ein ungeheurer Sumpf, eine ungeheure Anzahl von versinkenden Körpern, eine Art Wachstum am nächsten Morgen, weiche wässrige farblose Stränge, Salamander mit niedergedrückten Köpfen, große Exemplare mit warziger Haut, schwarze knollige Kröten, Olme in dunklen Schlupfwinkeln, in Ritzen, in Schlitzen, unter Steinen, ihre abgestreifte Haut verzehrend, aus klaffenden Spalten herauskriechend, Geräusche mein Guter, ein Glucksen, ein Gurgeln, die Stimmen großer Ochsenfrösche, die sitzen und in die Runde schauen, aufsteigende und zerplatzende Blasen, ein einziger Mann, ein einziger Mann, aber ich will nicht davon reden, ich komme ab, eine Decke von Schlamm über das ganze Land ausgebreitet und darüber am Himmel ein in dieser Größe ungewohnter Regenbogen. Nichts?

Doch, ich erinnere mich, doch. Wir saßen in einem Kahn, ein träges Vorwärtsgleiten, alles lag unter Wasser, das Platschen der eintauchenden Ruder undsoweiter, Rach, mir gegenüber undsoweiter. Seine Stimme wird

schwächer, auch seine Umrisse. Sein Besuch hat sich über die gewöhnliche Zeit ausgedehnt. Als ich die Bekanntschaft Rachs machte, das war früher, eine Zeit her, in diesem Zimmer, war er auf eine bestimmte Weise fett, mit fleischigen Händen, die sich wie Schwämme anfühlten, mit starkem breitem als Wulst hervorspringenden Nacken, einem vor ihm pendelnden Bauch. Eine große Erscheinung von beschaulichem Wesen und ruhiger Gemütsart. Sein häufiges Seufzen und Gähnen, aber auch seine elegante Redeweise fiel mir auf, seine Gebärden, in gewisser Weise elegante Gebärden. Er trug glaube ich eine Offiziersuniform, eine Art Übung, sagte er, eine Formalität. Damals hatte ich auch den Eindruck, er trüge einen künstlichen Arm, wenigstens eine abnehmbare Hand. Doch jetzt, wo er hereinkommt, finde ich, daß er dünn ist, mager, wie man sagt, seine Hände sind in Ordnung, ich will mich kurz fassen. Er empfiehlt kalte Frottierungen, unter Umständen die Vermeidung menschenreicher Räume, darf ich mich hinlegen. Hinlegen? schreit Rach, Sie wollen sich hinlegen? Sind Sie von Gott verlassen, meine Güte er will sich hinlegen. Wie geht es Ihnen also, nun? Unreiner Herzschlag, was, zuckende drückende Empfindungen in der Herzgegend, was mein Guter, Stiche, nicht wahr, Blutwallungen nach dem Kopfe, kein gutes Zeichen, sagt er, Tanzen, Radfahren, sexuelle Reize, alles verboten, alles zu vermeiden.

In der darauffolgenden Pause, in einer Zeit, in der Rach nicht erschien, hörte ich nur seine Stimme hinter der Wand. Ja es war seine Stimme. Es ist eine lange Zeit vergangen, doch dieser Vorfall im Nebenraum, der mir stückweise im Gedächtnis sitzt, ist erhalten geblieben. Im Nebenzimmer, ich erkannte Rachs Stimme, er sprach von etwas, das herausgeschleudert werden müsse, von etwas Herausgeschleudertem mit äußerster Wucht war die Rede, von etwas Herausdrängendem, Herausspritzendem. Was für Worte. Zwischen ihnen lagen Geräusche, Handlungen, die ich mir jetzt so gut es geht zusammensetze, vielleicht zu einem Handgemenge, jedenfalls war eine zweite Person beteiligt, die, wie ich aus der Stimme schloß, eine Frau sein mußte, auch sie redete zunächst, ich verstand Worte wie jetzt nicht, geht nicht, Rücksicht, ich nicht. Dazwischen immer wieder die eigentümlich keuchende Stimme Rachs, Absicht, macht nichts, Vorsicht, bück dich, die weibliche Stimme, deren Meinung offenbar unter dem Einfluß von Rachs Stimme und Rachs Meinung umschwang, Rachs Stimme, die diesem Umschwung ein abschließendes Wort widmete, ein einziges lautes

deutliches Wort, das ich vergessen habe. Gut. Danach folgte das erwähnte Handgemenge, etwas wie Rascheln, wie Hinfallen, Umfallen, Darüberfallen, Herumwälzen, Hinrücken und Herrücken. Rach erschien später mit gerötetem Gesicht, taumelnd, wie mir schien, mit offenstehenden Knöpfen, mit wildem Haarschopf, eine ungeheure Empfindung, sagte er, ungeheure Empfindungen. Nebenan war es still.

Eine Zeit später. Lieber Freund, ruft er mir im Vorbeigehen zu, ich spreche jetzt vielleicht etwas nahezu Endgültiges und für Sie zugleich Ermutigendes aus, eine für Sie entschieden günstige Wendung. Rückgratsverkrümmungen, das wollen wir nicht hoffen, Verrenkungen, herausgesprungene Gelenkköpfe aus der Gelenkpfanne, das wird besser. Es ist allerdings richtig, daß infolge des letzten Umstandes, weitere Behandlungen, lassen Sie sich das gesagt sein, Einspritzungen Einreibungen, fassen Sie einmal diese Tatsache ins Auge undsoweiter. Die Tätigkeiten am Tisch, die Vorgänge über der Schüssel, die Handlungen mit der Spritze, das Einsaugen, das Hineinfahren der Spitze in meine Güte meinen Hintern. Rachs Stimme donnert in diesem Zimmer. Zu laut, rufe ich, es ist zu laut. Rach ruft, man könne verhindern, daß die Töne das Gehörorgan treffen, indem man den äußeren Gehörgang an seiner Öffnung völlig luftdicht verschließe, so daß die Schallwellen der Luft nicht zum Trommelfell dringen. Man spricht allerdings davon, ruft Rach im Vorbeigehen, daß es auch eine Kopfknochenleitung gibt, durch die tönende Körper selbst bei völligem Verschluß des Gehörgangs wahrzunehmen sind, allein es ist immerhin die Frage, ich solle mir auch das merken, er sei in Bezug auf gerade diese Sache seiner Sache sicher. Er redet von einem Hinaustreten in Kälte Nässe Wind, einem Kälterückfall, dem er sich nun auszusetzen habe. Ich dagegen könne mich in diesem warmen Zimmer, einer geräumigen Fläche für Bewegungen und Beobachtungen, aufhalten, es sei mir auch erlaubt, ein paar Schritte, allerdings später erst, jetzt noch nicht, keine Rückwärtsbeugung um Gottes Willen keine Vorwärtsbeugung, Rückenmuskeln, Spannungen, alles zu bedenken, im besten Fall Ruhe, die Berichtigung von Irrtümern anderer vorangegangener Behandlungen, auch das, ich sei in dieser Sache keine Seltenheit.

Ich sah Rach später wieder vorbeikommen, damit habe ich nicht gerechnet, ruft er, nicht meine Schuld, ziehen Sie das in Betracht. Ich sehe aus dem

Fenster, ein sehr schöner Tag, ruft Rach, eine Folge von schönen Tagen, alles geschmolzen, alles getrocknet, alles erwärmt. Später springt Rach vorüber, mit einem Ausdruck äußerster Überraschung, er ist in Gedanken, grüßt nicht, fragt nicht. Im Vorüberspringen ruft er mir zu, seien Sie unbesorgt, keine Sorge, es geht Ihnen besser, ihre Farbe, ihr Appetit, Sie können mir glauben.

Wieder später, seine Auftritte und Abtritte. Oft macht er einen Umweg um mich herum, ich bekomme ihn nicht zu sehen, er will, denke ich, gewissen Fragen, die ich zu stellen habe, ausweichen, sein Ausweichen sei bedenklich, rufe ich, wie ist Ihr Befund, das Röntgenbild? Ruhe, ruft Rach, Ruhe, Ruhe, Ruhe. Er fliegt in kurzen Sätzen vorbei, Ruhe, Ruhe, Ruhe, höre ich. Die Zeit vergeht. Keine Verbiegungen, ruft Rach, nicht hinsetzen. In Ihrem Zustand, ruft er, als er zur Tür hereingesprungen kommt, keine Bewegungen. Er behauptet, mir sei, wann, frage ich, es sei eine Zeit her, vielleicht gestern, sagt er, vielleicht früher, eine Unvorsichtigkeit passiert, wo war das, frage ich, er sucht nach Worten, aber er findet nicht die geeigneten, jedenfalls scheinen die, die er findet, nicht die geeigneten zu sein, denn er zerdrückt und zerbeißt sie beim Vorübergehen.

Da öffnet sich die Tür. Wer kommt, sage ich, ich bin es, sagt Rach und fliegt an mir vorüber. Was ist, rufe ich. Wir werden darauf zu sprechen kommen, er. Was ist, ich. Nichts, keine Zeit, nicht zu sprechen, später.

Da öffnet sich die Tür. Sie sehen besser aus. Die Tür öffnet sich, eine Kette von Bewegungen im Nebenzimmer. Eines Tages, schlechtes Wetter, die Tür öffnet sich. Rach erscheint bärtig, glattrasiert, fett, dürr, gebückt, straff aufgerichtet, mit Gummischuhen, Filzschuhen, einem Regenmantel, einem weißen flatternden Kittel, einem weiten schwingenden Umhang. Habe ich gesagt, daß es mir besser geht? Aber das habe ich wohl gesagt. Die Tür öffnet sich, es ist Rach. Sturz, Fall, Bewußtlosigkeit, was? ruft er. Ja, rufe ich. Ich beobachte dieses Vorübergleiten, dieses Vorüberhüpfen in immer kürzeren Abständen, dieses Vorüberschleichen Vorüberspringen Vorüberschweben, die Spritzen schwingend die Tücher die Lappen diese Augen in diesem Augenblick sorgenvoll besorgt zu Zweifel neigend streng prüfend diese verschiedenen Ausdrücke Vorsicht Umsicht Rücksicht diese Gebärden diese Ausrufe Ruhe Ruhe Ruhe diese Stimme.

Ich neige zu Grübeleien. Die Geräusche von Brechmaschinen vor dem Fenster, von Walzen Bohrern Rammen, das Zittern dieses Zimmers, das Herabfallen von Putz, das Knacken in den Wänden, die Erschütterungen des Fußbodens, das Hüpfen der Tische und das Hüpfen der Schüsseln und Becken auf den Tischen der Instrumente der Scheren Spritzen auf den Tischen, das Klappern der Fenster, das Geräusch eines Einsturzes, der Dunstschleier im Zimmer, dazwischen die Bewegungen einer Person, die kahlköpfig auf mich zukommt, die mir eine Spritze in den Hintern stößt, kopfnickend, kopfschüttelnd. Erkennen Sie mich? Ja, ich erkenne ihn, es ist Rach, ein alter Bekannter.

Das sind die Ereignisse, die Schatten, die Bilder an der Decke und vor dem Fenster, ich habe schon davon gesprochen, es tropft, es genügt, es gefällt mir nicht, alles falsch, verfälschend, schlecht getroffen, aus, genug, gut, etwas anderes.

Paavo Haavikko
Münchhausen

Personen

Baron von Münchhausen
Katharina
Fürst
Orlov
Diener
Alter Diener

Das Stück spielt
in der Nähe von Petersburg,
in einem am Finnischen Meerbusen
gelegenen Palais
im Vorfrühling
an einem Abend und während der Nacht.

(Münchhausen ist als Gesandter
der Kaiserin von Österreich nach Rußland gereist,
um am Hof der Zarin
über die Teilung Polens zu verhandeln.)

Zweiter Akt

Zweite Szene

Alter Diener Ihre Majestät, die Kaiserin.

Katharina Ich habe wieder viel an Euch gedacht.

Münchhausen Die Stimme Rußlands ist deutlich wie ein Vogel.

Katharina Was sagt Ihr?

Münchhausen Ich meine Eure Majestät.

Katharina Wenn es dunkel wird, zündet man die Lampe an, und wenn die Schönheit vergangen ist, nennt man die Frau schön. Ich denke an mich selbst vor zehn Jahren. Mein Kleid war weiß, die Haare waren hochgekämmt und hinten war das Haar lang und fiel frei herab. Das Haar war hinten lang und erinnerte an einen Fuchsschwanz. Einerlei, ich war fröhlich und tanzte viel. Damals war ich noch nicht Kaiserin. Ich war fröhlich und ich war schön, das ist alles.

Münchhausen Ich fuhr durch Polen und ich bin ein bißchen traurig.

Katharina Erzählt mir etwas über Europa, und über alles.

Münchhausen Ich erzähle Euch alles.

Katharina Wen könnte ich hierher einladen, der uns etwas vorsingt?

Münchhausen Diese Stimme ist heiser und kommt aus der Tiefe: Österreich ist sehr unruhig.

Katharina Ist es krank?

Münchhausen Ich habe die Karte von Polen aufgerollt.

Katharina Polen ist ein schönes Land, aber heute will ich darüber nicht sprechen.

Münchhausen Ich biete östliche Teile.

Katharina Und was sonst?

Münchhausen Aber nur, wenn man Österreich im Westen entsprechend entschädigt.

Katharina Ich sage Euch, Baron, Ihr habt kein Herz, Ihr zerstückelt Polen wie ein Stück Vieh. Aber es ist mein lieber Freund und ich billige nicht alles. Ich duze es immer, ich bin

Polens naher Freund. Aber vergeßt nicht, daß Ihr Grund habt, Polen groß zu schreiben. Was wollt Ihr von Polen? Immer macht es viel von sich reden. Mir kommt das lächerlich vor.

Münchhausen Aber warum lacht Ihr dann nicht?

Katharina Hört auf mich, kümmert Euch nicht um Worte: die kommen und gehn.

Münchhausen Ganz so wie ich.

Katharina Ihr könnt hier gerne bleiben, mit mir ein Huhn rupfen.

Münchhausen Glückliches Polen.

Katharina Was sagt Ihr?

Münchhausen Ich sagte, armes Polen, und ich meine damit mich selber.

Dritte Szene

Fürst Ich empfehle uns alle Ihrer Majestät. Wir erscheinen plötzlich wie die Walfische, aber mögt Ihr geruhn, uns Zinnsoldaten anzuhören, Majestät, ich habe einen Vorschlag. Es ist ein guter Vorschlag. Ich bitte darum, ihn Eurer Majestät hier gleich unterbreiten zu dürfen.

Katharina Ich habe hier einen Gast aus Österreich.

Fürst Aber gerade deshalb, Majestät, sperrt Eure Ohren auf, Baron, ich kenne Euch und Ihr kennt mich, Eure Majestät, ich beantrage, ich bestehe darauf, ich bitte, darauf dringen zu dürfen, daß man Baron von Münchhausen trotz allem an den Tisch geleitet, damit er mit der Sprache herausrückt.

Katharina Was wollt Ihr von ihm?

Fürst Vergebt einem alten Soldaten dies ganze Benehmen, ich bin alt. Aber Majestät, ich weiß, Ihr wollt, daß ich darauf dringe und ich bestehe darauf, daß die Verhandlungen sofort wieder aufgenommen werden. Ich habe einen Vorschlag. Es ist ein guter Vorschlag.

Katharina Ich habe Baron von Münchhausen unterbrochen.

Münchhausen Ich komme nur einmal in hundert Jahren nach Rußland, ich warte.

Katharina Häufiger läßt sich hier niemand sehn.

Fürst Wie gesagt, ich habe einen Vorschlag. Ich schlage vor, daß man völlig offen, völlig ohne Unterschied alle Fragen bespricht, die man von seiten Rußlands oder von seiten Österreichs vorbringen will, daß man, ohne irgendein Problem auszuschließen, versucht, ein für allemal zu einem Beschluß zu kommen, und zweitens, daß . . .

Münchhausen Ich billige das nicht, daß Ihr Euch selbst zum besten haltet.

Fürst Ich sollte mich selbst zum besten halten?

Münchhausen Ihr.

Fürst Ihr habt mich gerade unterbrochen, als ich eine Alternative vortragen wollte.

Katharina Ich höre.

Fürst Ich habe einen Vorschlag. Es ist ein guter Vorschlag. Ich schlage vor, daß . . .

Münchhausen In Polen habe ich gefragt, ob es noch weit sei nach Rußland, und jemand hat mir geantwortet, es sei nah wie der Frühling. Das war schön gesagt und ich verstand, daß ich nicht weiterfragen sollte. Der Frühling kündigte sich an. In knappen zwei Stunden fuhr ich durch Rußland bis hierher. Ich habe es eilig.

Fürst Ihr wollt nicht verhandeln.

Katharina Und dann?

Münchhausen Ich falle unter den Tisch.

Orlov Was habt Ihr in Polen gemacht?

Münchhausen Wohl ein jeder hört bedrohliche Stimmen unter dem Tisch, wenn erst kräftig mit der Faust auf den Tisch geschlagen wird, poltern die Tischbeine.

Fürst Auf diese Weise erzeugt man vielleicht Wind, wenn es windstill ist, ich bin schon lange nicht mehr auf dem Wasser gewesen. Und wenn ich eine Bootfahrt veranstalten würde den Fluß entlang, was meint Ihr dazu? Ich werde allerdings schrecklich krank auf dem Wasser, aber das macht nichts. Das braucht jetzt nicht unsre Sorge zu sein. Ich habe einen Vorschlag.

Münchhausen Ich habe Eile.

Orlov Was treibt Euch?

Fürst Das begreife ich nicht.

Münchhausen Ich habe Eile, aber ich habe Sitten. Ich bin außerordentlich interessiert an diesem Vorschlag, der endlose Gespräche betrifft. Vielleicht wollt Ihr mir gleich einen Katalog über die Angelegenheiten unterbreiten, die Ihr besprochen haben wollt? Stellt ihn nach Alternativen auf, entweder in Nummernordnung von eins an, oder in alphabetischer Ordnung von A an. Und vielleicht gehe ich schon morgen daran, einen entsprechenden Katalog auszuarbeiten, und in einer Woche wird es möglich sein, darüber zu verhandeln, wann wir uns daran begeben, eine gemeinsame Besprechungsliste auszuarbeiten. Was meint Ihr?

Fürst Ihr, Ihr, versucht Ihr mich an der Nase herumzuführen?

Münchhausen Dafür sind meine Finger zu kurz.

Fürst Majestät, ich bin alt.

Katharina (zu Münchhausen) Aber versteht Ihr nicht? Alles braucht seine Zeit.

Münchhausen Ich habe Eile.

Fürst Ihr lügt, oder lügt Ihr etwa nicht?

Münchhausen Ich lüge immer.

Fürst Ihr raubt mir meine Zeit . . . Ihr habt gar keine Eile.

Münchhausen Ich bin jederzeit bereit, über alles zu verhandeln.

Fürst Ihr raubt mir meine Zeit . . .

Münchhausen Hier bin ich.

Orlov Gute Nacht.

Vierte Szene

Katharina Ja, willkommen, was bedeutet dieser Brief: ». . . da hier alles kalt ist wie der Verstand, ich selber auch?« Und Ihr sagt hier etwas von Abreisen, ich weiß nicht, was ich denken soll, Ihr redet vom Abreisen, obgleich Ihr erst vor einer Woche gekommen seid und ich mein Bestes getan habe. Aber Ihr droht mir mit Abreisen, ist das schön?

Münchhausen Das ist Ringelreihn mit Anfassen im Dunkeln.

Katharina Seid Ihr müde?

Münchhausen Majestät, ich habe es so eilig, daß mir zu nichts andrem Zeit bleibt als zu Dummheiten. Viele Male habe ich darum gebeten, mit Eurer Majestät allein zusammentreffen zu dürfen, aber die Freude war mir nicht vergönnt, mit Eurer Majestät unter vier Augen zu sprechen. Warum? Ich versteh das nicht anders, als daß Eure Majestät beschlossen haben, die polnische Frage ganz allein zu klären, ohne Rücksicht auf die Folgen.

Katharina Mit Euch will ich nicht verhandeln, Ihr droht mir.

Münchhausen Bezeichnen Eure Majestät das mit Drohung, daß ich eine Woche lang gewartet habe, ohne weiter als ins Empfangszimmer zu gelangen? Eure Majestät wollen sich mit mir nicht unterhalten, aber man bietet mir Jagdausflüge an, Wölfe, Bären, Füchse, Hasen und alle nur möglichen Belustigungen.

Katharina Komme ich Euch nicht auf halbem Wege entgegen?

Münchhausen Was meinen Eure Majestät mit dem halben Weg?

Katharina Aber wollen wir uns nicht darauf einigen, daß wir verstehen, was wir sagen?

Münchhausen Wage ich das? Mir wird angst und bange.

Katharina Aber wieso unterhalten wir uns dann überhaupt?

Münchhausen Vielleicht beruht das auf einer Täuschung, vielleicht schweigen wir ununterbrochen.

Katharina Wenn Ihr mich nur verstehen wolltet, aber Ihr seid voller Ausflüchte, Ihr wollt verhandeln, aber was nützt das, wenn man zu keinem Ergebnis gelangt? Alles hängt von Euch ab. Was nützt es zu verhandeln, wenn Ihr keine Zugeständnisse machen wollt? Was nützt das alles, wenn Ihr nicht verstehen wollt, was ich meine.

Münchhausen Niemand hört hin, aber alle sprechen.

Katharina Verschwendet nicht Eure Zeit mit solch überflüssigen Überlegungen.

Münchhausen Was heißt Zeit verschwenden?

Katharina Ich bin keine Elementarschule. Ich bin kein Wörterbuch.

Münchhausen Schade, denn alle Schwierigkeiten rühren von der Sprache her.

Katharina Vielleicht ist es das beste, wenn Ihr selber sprecht.

Münchhausen Was wünscht Ihr von mir zu hören?

Katharina Was heißt das?

Münchhausen Ich will nicht für mich allein reden.

Katharina Sollte ich Euch denn vorsprechen, was Ihr sagen sollt?

Münchhausen Was denkt Ihr, nein, nein, aber würde ich das lernen . . .

Katharina Sprecht, sprecht Euch aus.

Münchhausen Könnte ich lebende Bilder aus schwarzem Papier schneiden?

Katharina Was für einen Schatten habt Ihr zwischen den Fingern?

Münchhausen Das ist . . .

Katharina Ein Pilz, kein Morchel, nein, aber er wächst, der ist lustig.

Münchhausen Ich fühle ihn zwischen den Fingern, er schießt auf.

Katharina Aber was ist das für einer? Was ist sein Name?

Münchhausen Wie würdet Ihr ihn nennen, da er so unbestimmbar ist?

Katharina Ich fürchte, ich werde nie einen Namen für ihn finden.

Münchhausen Habt Ihr Angst? Die Angst ist wiederum ein großes Klettergewächs.

Katharina Klettergewächs?

Münchhausen Man sagt Rückgrat dazu.

Katharina Ist es ein Baum?

Münchhausen Ein Eichhörnchen.

Katharina Eichhörnchen?

Münchhausen Eure Majestät verstehen diese kleinen Tierchen nicht.

Katharina Sie klettern und klettern.

Münchhausen Ich stelle Euch einige vor, sie kommen, wer weiß, einmal hierher, dann kennt Ihr sie vom Ansehen. Dies ist die Angst. Dies die Langeweile. Dies der leere Platz. Aber vielleicht liegt Eurer Majestät nichts daran, sie kennen zu lernen. Mein Name ist Münchhausen und ich bin auf dem Weg über Polen hierher gekommen. Es ist ein wenig davon die Rede gewesen zwischen uns, oder?

Katharina Ihr seid sicher brauchbar, aber ich weiß nicht wofür.

Münchhausen Ich fürchte, ich weiß es.

Katharina Die Schatten schienen sich wohlzufühlen, und warum solltet nicht auch Ihr Euch wohlfühlen?

Münchhausen Ich fürchte, ich habe aufgehört mich zu fürchten.

Katharina Euch folge ich blind.

Münchhausen Ich reise durch einen Wald.

Katharina Der Wald ist dunkel.

Münchhausen Ich fürchte mich vor Dunkelheit.

Katharina Dann geht nicht hinein.

Münchhausen Wer hat das Dunkel angezündet in den Augen Eurer Majestät?

Katharina Ich will einen Wald erleben, in dem ein Baum wächst wie ein Mann.

Münchhausen Der Satz klingt vertraut.

Katharina Versteht Ihr mich?

Münchhausen Sehr selten, Majestät.

Katharina Ich will Rede und Antwort. Ich will kein Geschrei, und keine Fragen, die statt meiner antworten. Ich will keine vorgekaute Unterhaltung, aber ich gebe auch nichts auf geräuschvolles Kauen. Ich möchte mit Euch reden, sagt etwas.

Münchhausen Mein Gedächtnis ist umnebelt.

Katharina Das Beste an Euch.

Münchhausen Diese Hand ist eine gute Übersichtskarte, runzelig und biegsam wie die Zunge.

Katharina Vielleicht sollte man Euch die Wörter in den Mund legen.

Münchhausen Schwierig zu schreiben, unmöglich zu sprechen.

Katharina Ich schreibe ein Schauspiel und ich teile Euch eine Rolle zu.

Münchhausen Ich verstehe kaum die Hälfte von dem, was mir über die Zunge kommt.

Katharina Habe ich nicht gesagt, daß in Euch etwas steckt.

Münchhausen Hier stehe ich.

Katharina Aber wißt Ihr nicht etwas zu tun? Meine Repliken beginnen sich zu erschöpfen.

Münchhausen Was könnte ich tun? Soll ich springen? Ich komme in Bedrängnis.

Katharina Springt doch ein bißchen, wenn Euch nichts andres einfällt.

Münchhausen Ich habe ein großes Tierbilderbuch, lacht nicht.

Katharina Ich möchte durch den Wald gehn.

Münchhausen Ich halte meine Augen offen, aber ist das klug?

Katharina Die Wälder dunkel, Bäume wie Männer.

Münchhausen Ich verstehe, Majestät.

Katharina Ich bin gleich so weit.

Münchhausen Gibt es hier alles, was man für die Nacht braucht? Ich bin hier, eins, Eure Majestät, zwei, die Dunkelheit, drei, zwei schwarze Pferde, die sich von der Schwärze der Nacht nicht unterscheiden, vier und fünf. Was noch? Habe ich etwas vergessen? Ich, eins, du, zwei, zwei Pferde, drei und vier. Ist hier jemand? Ich muß schnell die Kleider wechseln.

Fünfte Szene

Münchhausen Was für eine Gegend, was für eine Weltecke. (Alter Diener kommt.) Wie spät ist es?

Alter Diener Wißt Ihr nicht, daß wir eine Stunde voraus sind hierzulande?

Münchhausen Hier ist eine andre Zeitrechnung.

Alter Diener Ja, ich weiß, das heißt um eine Stunde voraus und um zwölf Tage zurück.

Münchhausen Bald überreite ich zwölf Tage.

Alter Diener Sagt das nicht, das klafft sehr weit auseinander, zwölf Tage. Die Kaiserin gedenkt zu reiten. Ich stehe an der Tür. Das war früher anders. Ich habe viele große Fleischsuppen gesehn, die kochen immer die Kaiserinnen. Katharina reitet wie ein Mann, wenn sie auf den Rücken steigt, es lohnt sich, dem zuzusehn, und es lohnt sich, das auch den Gästen zu zeigen.

Münchhausen Ich bin auf dem Weg dahin.

Alter Diener Aber wenn Ihr reitet, dann fallt nicht vom Rücken herunter. Das liebt die Kaiserin nicht. (Reicht ihm ein Glas.)

Münchhausen Was ist das?

Alter Diener Ein Glas.

(Münchhausen trinkt.)

Dritter Akt

Erste Szene

Alter Diener Ein Kommen und Gehn, große Herren, Eile, angeblich.
Diener Ein Kommen und Gehn.
Alter Diener Ich unterhalte mich nicht mit Dienern.
Diener Hohe Herren.
Alter Diener Was läuft Münchhausen hier hin und her?
Diener Er führt die Kaiserin an der Nase herum, daß es knirscht.
Alter Diener Das glaube ich nicht. Das möchte ich sehn.
Diener Das zeigt man nicht allen.
Alter Diener Diese heutigen Herren sind Törtchen.
Diener Wenn ich Baron Münchhausen wäre, ich würde Katharina nicht anfassen, ich würde zur Tür hereinkommen und sagen: das Bärenfell mitten durch und damit fertig. Ich bin Österreich und du bist Rußland. Dies ist deins und dies ist meins und keinen Streit. Und wenn nichts daraus würde, würde ich sagen: leb wohl, Katharina.
Alter Diener Katharina würde sagen: daraus wird nichts.
Diener Wenn nicht dann nicht, und ich würde trotzdem meines Weges gehn, stehenden Fußes. Bald werden wir wohl abreisen, ich und der Baron, alles ist schon fertig für die Reise. Aber wenn ich Baron Münchhausen wäre, bestimmt würde ich mir Zofen halten, gut ausgebildete Zofen.
Alter Diener Herren brauchen keine Zofen.
Diener Aber ich brauchte zwei Zofen.
Alter Diener Und die würden sich dann streiten.
Diener Ich würde ihnen das Streiten verbieten.
Alter Diener Ich wechsle keine Worte mit der Dienerschaft, was es auch sei.
Diener Daheim sagte der Baron zu mir: wir reisen nach Rußland, nach Rußland, sagte ich, nach Rußland, sagte der Baron, der Teufel ist los.
Alter Diener Ich sage nichts.

Diener Wir kamen in unsrer ganzen Herrlichkeit, das könnt Ihr Euch denken, und wir klopften, der Baron und ich, an Katharinas Tür, so: knock knock.

Alter Diener Das ist gelogen, denn ich selbst habe Münchhausen angemeldet.

Diener Herein, rief Katharina, seid willkommen, Baron Münchhausen. Und sie tauschten Blicke miteinander, und ich verschwand schnell aus dem Zimmer.

Alter Diener Das ist gelogen.

Diener Danach sagte der Baron: Katharina sehn und ein bißchen sterben.

Alter Diener Neapel sehn und gleich sterben.

Diener Jede Nacht hat sich der Baron hier zum Sterben hingelegt, und jeden Tag hat er laut geklagt: wenn man doch Katharina nur einmal in hundert Jahren sehen könnte.

Alter Diener Aber warum dies ganze Theater, ich habe Nächte hindurch wachen müssen.

Diener Heute abend hat es Streit gegeben, und Münchhausen hat geschworen, jemand zu töten, wenn Katharina nicht Münchhausen empfangen will, und Münchhausen hat mir gesagt: bald brechen wir hier auf. Alles ist verloren. Bald können wir Pulverdampf schmecken. Ich fragte den Baron: gibt es Krieg? Aber der Baron lächelte und sagte: das weiß der liebe Gott. Der Baron sagte: schießen oder nicht schießen, wenn man schießt, auf wen soll man schießen, und wenn nicht, warum nicht?

Alter Diener Schießen, wenn man schießt, was gibt es da zu überlegen?

Diener Und ich brachte die Pistolen. Und ich brachte dem Baron ein Glas. Und ich sagte: der Ballon schwillt an, die Füße lösen sich von der Erde.

Alter Diener Die Füße von der Erde?

Diener Ich erinnere mich nicht, daß ich hier einen Flottenvertrag abgeschlossen hätte, sagte der Baron plötzlich, und dann sagte er: Wo sind die Segel? Und ich habe verstanden, daß er Wind in die Segel haben wollte, Luft in den Ballon, und er sagte: heute nacht werde ich noch fliegen müssen, er fragte: wo sind die Segel? Und ich habe verstanden.

Alter Diener Welche Segel?

Diener Ich goß ihm ein Glas zur Stärkung ein und sagte: die Füße lösen sich von der Erde, aber der Baron trank das Glas leer und sagte: hier ist guter Rat teuer.

Alter Diener Fragte der Baron um Rat? Was machte er dann?

Diener Der Baron sagte: bald ist guter Rat teuer.

Alter Diener Ich verstehe nicht.

Diener Aber dies ganz im Vertrauen.

Alter Diener Wovon ist die Rede?

Diener Welche Rede?

Alter Diener Man soll nicht auf den Nerven anderer herumtrampeln wegen nichts.

Diener (mit einem Glas in der Hand) Darum geht es nicht . . . was gab es hier?

Alter Diener Katharina sagte mir: stärke Münchhausen ein wenig, ja?

Diener Was habt Ihr ihm gegeben?

Alter Diener Was würdest du ihm geben?

Diener Der Baron wollte etwas zur Stärkung und ich sagte: die Füße lösen sich von der Erde.

Alter Diener Hast du ihm etwas gegeben?

Diener (riecht am Glas) Nach dem Geruch zu schließen, dasselbe wie Ihr.

Alter Diener Aber was zuviel ist, ist zuviel.

Diener Und er trank das Glas leer.

Alter Diener Wenn nur nicht Katharina dabei in die Brüche geht, das ist schrecklich.

Zweite Szene

Münchhausen (in schlechtem Zustand) Ihre Majestät ist mir weit entgegen gekommen in allem außer . . . Aber jedenfalls ist dies die bedeutendste Annäherung seit Jahrhunderten, der Osten und der Westen sind sich plötzlich begegnet: ich bin fertig, haltet die Wände, alles Kulissen; Licht, Feder und Papier, ich setze . . . einen Vertrag auf, der bestehen soll . . . Jahrhunderte von jetzt an . . .

Beide Diener Was ist? Was sagt Ihr?

Münchhausen Nur Vorsicht, daß die Tinte nicht in die Augen spritzt, weißt du, was Tinte ist? Tinte ist Ruß, Blut und Leim, Ruß und Blut für Papier, das aus Lumpen gemacht ist: ich notiere den Frühling, oh daß nur die Welt nicht hops geht ehe ich fertig bin mit meinen Memoiren über diese Szene, die bestehen wird . . .

Beide Diener . . . ich ich leuchte leuchte halte den Atem an.

Münchhausen Rühr dich, rühr dich nicht, daß der Gedanke nicht futsch geht. Was sagte ich? Ja, das stimmt.

Beide Diener . . . ich ich leuchte leuchte.

Münchhausen Wo ist Katharina? Ich will eine Einzelheit besprechen. Was meinst du mit dem gewöhnlichen Menschen, Katharina?

Beide Diener Ihre Majestät ist nicht hier, und ich bin nur der Diener.

Münchhausen Das Glück von zwei Millionen Menschen hängt . . . und jetzt hängt er . . . der Kronleuchter hängt und die Fledermaus, aber darum geht es nicht, sondern darum: heut nacht erfand Katharina plötzlich den gewöhnlichen Menschen, und Katharina sagte: ach, Baron Münchhausen, denkt Ihr jemals an den gewöhnlichen Menschen, der allein ist ein ganzes Jahrhundert lang? Katharina sagte: ich will gut sein, sagte Katharina, und ich erwiderte: ich auch. Das ist mein politisches Testament.

Beide Diener Der Baron ist völlig am Ende. Wo gibt es hier einen Arzt?

Münchhausen Laßt mich stehn . . . auf meinen eignen Füßen, ich bin Münchhausen.

Beide Diener . . . ach, lieber guter Herr Baron, laßt uns Euch führen.

Münchhausen Wo ist Katharina, ich . . . stehe aufrecht.

Beide Diener Ihre Majestät, die Kaiserin.

(Katharina kommt.)

Dritte Szene

Münchhausen Eure Majestät.

Katharina Hab ich nicht eben grade befohlen, mich zu duzen?

Münchhausen Verzeih mir, Deine Majestät.

Katharina Was ist los?

Münchhausen Ich bin fix und fertig.

Katharina Wär es für Euch nicht das beste, zwischendurch zu ruhn?

Münchhausen Aber Eure Majestät, verzeiht, verzeih mir, Deine Majestät, Kinderstube bleibt Kinderstube, ich komme davon nicht los, wir sollten die Verhandlung fortsetzen, wenn es auch spät ist. Ich komme Rußland auf halbem Weg entgegen. Ich bin bereit, über die Teilung der polnischen Gebiete zu verhandeln, unter der Bedingung, daß das Königreich Polen erhalten bleibt und daß es die an Ort und Stelle zu begrenzenden Gebiete für die Zeit von einhundertdreißig Jahren an Rußland und Österreich vermietet.

Katharina Ich dachte schon, es lohne sich, daß man Euch zuhört, aber wieder kommt Ihr mit Euren Vorwänden, ihr wollt Polen in seinem Zustand belassen, warum? Ihr wollt da einen König haben, der Wien sein Ohr leiht, aber das lasse ich nicht zu. Ich will da keinen auf einem Ohr Tauben haben. Ihr seht ja doch selbst, daß Polen für Rußland und auch für Österreich ein ewiges Ärgernis darstellt. Warum sollen wir nicht die Zahl der möglichen bewaffneten Konflikte um den einen vermindern? Da Ihr nun einmal keinen Krieg wollt, warum seid Ihr nicht bereit, den Fall Polen heute nacht zu erledigen? Aber Ihr wollt selber alle Vorteile für Euch, und mich mit einem Nichts an Entschädigung abspeisen, ich weiß, ich weiß, Ihr seid von der Großzügigkeit Eures Angebots überzeugt, aber das reicht nicht. Ihr habt Euer Angebot im Laufe des Abends gesteigert, und deshalb gerade meinte ich, Ihr hättet genügend Wirklichkeitssinn, so daß man zu einer endgültigen Erledigung dieser Frage kommen könnte. Aber Ihr feilscht nur, als wäret Ihr auf dem Markt und kauftet Fische.

Münchhausen Aber Ihre Majestät, die Kaiserin von Österreich . . .

Katharina . . . Gott segne Maria Theresia mit einer reichen Zahl an Jahren.

Münchhausen Sie ist alt.

Katharina Übermittelt dem Thronfolger meine Grüße.

Münchhausen Ich hoffe, dem Herrscherhaus noch lange dienen zu dürfen.

Katharina Wollt Ihr damit sagen, daß sich die Politik Österreichs nach dem Tod Maria Theresias ändert? Sie lebt vielleicht noch Jahrzehnte.

Münchhausen Österreich verfolgt nur eine Politik.

Katharina Fordern, ohne etwas zu geben.

Münchhausen Ich meine . . .

Katharina . . . daß sich Österreichs Haltung nach dem Fortgang Maria Theresias wandelt.

Münchhausen Österreich befürwortet nicht die Beseitigung Polens.

Katharina Warum haltet ihr mich dann mit Euren Geschichten auf?

Münchhausen Ich habe nichts dagegen einzuwenden, daß Ihr Gebiete von Polen bekommt, ich habe, weiß Gott, Zuständnisse gemacht, davon abgesehen habe ich keine weiteren Forderungen gestellt, warum? Weil Ihr darauf mit Euren eignen größeren Forderungen antworten würdet, bis alles aufgeteilt und Polen am Ende ist. Ich habe nichts gegen Gebietsaufteilungen einzuwenden, aber formal ist dabei eine Besetzung der Gebiete erforderlich. Wenn Ihr die Zeit nicht bestimmen wollt, wie lange die Besetzung dauern soll, bin ich bereit, den Vertrag in der Form aufzusetzen, daß die Besetzung solange fortdauert, bis sich die Situation in Europa stabilisiert hat, oder bis beide Partner sich gemeinsam über die Stabilisierung einig sind. Damit würde sich Maria Theresia wohl einverstanden erklären, aber sie geht keinen Schritt weiter, soviel Schamgefühl wird man bei ihr immerhin voraussetzen müssen.

Katharina Ich denke nicht daran, nach ihrer Flöte zu tanzen.

Münchhausen Wenn eins von beiden, ganz gleich welches der erhabenen Kaiserreiche, die allgemeine Situation für bedrohlich hält, hat es das Recht, ohne Verständigung des andern die Besatzungstruppen zu verstärken. Das läßt natürlich beiden Partnern in beträchtlichem Maß freie Hand, aber andrerseits ist es unmöglich, für diese Notlage eine Formulierung zu finden, die exakt wäre und trotzdem beiden

Partnern ihre Vorteile garantierte, einen Vertrag, der alle Situationen, mit denen zu rechnen ist, alle zu erwartenden Auslegungen des Vertrages mit in Rechnung zöge. Der Vertrag muß auf der Basis des Vertrauens erneuert werden.

Katharina Ihr habt nur Selbstvertrauen und davon eine ganze Menge, Ihr traut mir nicht.

Münchhausen Auf dieser Grundlage bin ich bereit . . .

Katharina Haltet für alle Fälle den Schwanz steif.
(Beide Diener ab.)

Münchhausen Ich bin nicht müde.

Katharina Ihr versucht mir Vorschläge für Polen zu diktieren, aber was ist mit der Pforte?

Münchhausen Pforte? Was für eine Pforte? Bezeichnet Ihr dies als eine Pforte?

Katharina Über die Hohe Pforte habt Ihr Euch ganz und gar ausgeschwiegen.

Münchhausen Das ist eine zweite schwierige Frage . . . aber vielleicht morgen.

Katharina Morgen . . . eine zweite Frage . . . Vorwände.

Münchhausen Was soll dabei herauskommen, da Polen erst halb erledigt ist?

Katharina Die Frage ist sehr einfach zu behandeln, wenn Ihr sie nicht kompliziert.

Münchhausen Das habe ich nicht vor.

Katharina Ich führe keine Gespräche über Polen, ehe wir nicht über die Pforte gesprochen haben.

Münchhausen Sowie Polen geklärt ist, könnt Ihr die Hohe Pforte vorbringen.

Katharina Warum weicht Ihr dem Gespräch darüber aus? Ihr sagtet, es sei wenig wahrscheinlich, daß man darin zu Resultaten käme, aber die Resultate hängen von Euch selber ab, sowie Ihr nur wollt, können wir uns augenblicklich darüber einig werden und dann das Gespräch über Polen führen. Warum wollt Ihr diese Fragen gesondert behandeln? Es läßt sich keine Einigung erzielen, wenn man nicht im Ganzen zu einer Einigung kommt. Weshalb habt Ihr vorhin den

Vorschlag gemacht, die Besetzung meiner Gebiete zunächst auf zehn Jahre auszudehnen? Danach würden wir uns hier wieder gegenübersitzen, und natürlich wäret Ihr noch hartnäckiger. Ihr wollt mir Schwierigkeiten bereiten. Ihr würdet mir kein ruhiges Alter bescheren, nicht die Freude, Europa endgültig geordnet zu sehn. Warum weicht Ihr der Behandlung der Pforte aus?

Münchhausen Ich weiß, daß man in einer kurzen Nacht nicht alles behandeln kann.

Katharina Wenn Ihr nur eine Spur von Willen hättet . . .

Münchhausen Ich habe, und deshalb versuche ich das In-Frage-Stehende einzuschränken.

Katharina Aber wenn Ihr mich an der Nase herumführt?

Münchhausen Ich bin aufrichtig.

Katharina Auf wessen Kosten?

Münchhausen Eure Majestät, verzeiht, Deine Majestät, verzeih mir, wenn wir nicht meiner Meinung nach einer Entscheidung näher gekommen wären, ich stünde nicht hier, ich stünde nicht hier, mit einem Wort: ich stünde nicht.

Katharina Nachtkaiser.

Münchhausen Nennst du mich Nachtkaiser?

Katharina Nachtkaiser gibt es nicht, aber als ich jung war, war es üblich, alle Männer der Kaiserin Elisabeth Nachtkaiser zu nennen. Dann wurde Elisabeth alt, eine launische Vettel. Ich hatte die Erlaubnis, zu ihr zu kommen, wenn sie sich morgens anzog. Abends kitzelte ihr jemand die Fußsohlen, und erst gegen Morgen schlief sie ein, sie hatte immer Angst. Aber du hättest hören sollen, wie sie lachte, das kam aus der Tiefe. Das war eine Frau. – Wie soll ich denn eine Regierung der polnischen Gebiete aufstellen, wenn sie nicht Rußland angeschlossen sind? Wollt Ihr denn, daß ich meine Nächte schlaflos verbringe? Wollt Ihr, daß mir graue Haare wachsen, da ja auch immer noch die Pforte offen bleibt?

Münchhausen Was für einen Vorteil versprecht Ihr Euch davon?

Katharina Ihr denkt bei allem nur an Euren Vorteil, Ihr wollt nicht verhandeln.

Münchhausen Ich habe Rußland drei Provinzen angeboten, für Österreich habe ich mir nur eine Provinz vorbehalten. Ich bitte um nichts andres als darum, daß die Teilung Polens auf dessen eigenen Wunsch hin geschieht, und natürlich für die Dauer von zehn Jahren, aber Ihr wollt die Teilung komplizieren. Was sind zehn Jahre? Sind das nicht hundert Jahre?

Katharina Ihr bietet mir drei Provinzen an? Sind das denn nicht meine eignen?

Münchhausen Augenblicklich, wenn Ihr mich nur anhören wollt, Majestät.

Katharina Ihr sprecht von drei Provinzen, aber wißt Ihr denn, wovon Ihr sprecht?

Münchhausen Ich verstehe nicht.

Katharina Ihr seid herzlos. Ich möchte weinen, wenn ich daran denke, daß ich gerade durch diese Gegenden nach Rußland kam. Das ist lange her. Ich war jung. Wißt Ihr, daß sich meine Mutter nie um mich gekümmert hat, weil ich ein Mädchen war. Sie haßte mich, weil ich jung war, und ich war häßlich, ich wurde schön hierzulande. Das ist lange her, aber Ihr seht, ich lächle, ich kam nach Rußland und ich wurde schön. Ich kam gerade durch diese Provinzen hierher, und Ihr müßt begreifen, daß sie mir teuer sind und daß ich ihnen viel Gutes tun will. Aber Ihr sprecht nur von Land und von Provinzen, als wären sie nicht ein Teil von mir selbst. Ich möchte viel Gutes tun. Heute morgen vor der Audienz machte ich mich dran und kam bis zum A, ich schreibe an einer Fibel, die gerade für diese Gegenden bestimmt ist, von denen Ihr so kalt redet, wollt Ihr hören? A: Affe. Alle Menschen, der Großfürst wie der Bettler, kommen nackt zur Welt wie die Affen.

Münchhausen Alle Menschen, der Großfürst wie . . .

Katharina Seid Ihr jetzt bereit zu unterschreiben?

Münchhausen Alle Menschen . . .

Katharina Reitet nicht auf einer Sache herum, sondern antwortet, unterschreibt Ihr, oder unterschreibt Ihr nicht?

Münchhausen Was für einen Nutzen versprecht Ihr Euch von Verträgen,

die sich im selben Augenblick überleben? Ich will etwas Endgültiges, Majestät, vergeßt nicht, wie weit das Kaiserreich Österreich Eurer Majestät entgegengekommen ist: ich will eine Teilung, die ein blühendes Gleichgewicht herstellt.

Katharina Warum wollt Ihr Euch nicht über die Pforte unterhalten?

Münchhausen Weil es unmöglich ist, alles in einer einzigen Nacht zu entscheiden.

Katharina Alles ist möglich, wenn Ihr nur wollt, aber Ihr wollt nicht.

Münchhausen Majestät, ich . . .

Katharina . . . Ihr wollt alles, aber Ihr möchtet nichts herausrücken . . . Ihr versucht mich festzulegen auf einen Vertrag, der vielleicht morgen schon überholt ist und nicht mehr der Situation entspricht, oder wie soll ich das sagen. Warum seid Ihr so auf Verträge aus? Was habt Ihr vor? Vielleicht gefällt mir diese Polnische Teilung eines Tages nicht mehr, vielleicht stellt sich heraus, daß sie ein Irrtum war, aber Ihr würdet Euch nicht zu Eurem Irrtum bekennen, sondern daran festhalten, als wäre es ein großes Glück. Warum wollt Ihr einen endgültigen Vertrag über Polen? Welcher Vertrag tritt nicht im selben Augenblick außer Kraft, in dem er unterschrieben wird? Ich habe Euch Gebiete angeboten, aber Ihr wollt, daß ich mich auf das festlege, was ich will, warum? Ist es nicht Eure Sache, Euch um Eure eignen Sachen zu kümmern, ich werde für meinen Teil darum besorgt sein, wieviel Gebiete ich von Polen, das reif ist, benötige. Ich spreche jetzt offen mit Euch: ich will die Gebiete noch nicht bestimmen, die mir zufallen werden, aber ich will Österreich von diesem Nest loskaufen, indem ich ihm hier bestimmte Gebiete gebe, die ich nicht anrühren werde, Ihr bekommt sie geschenkt. Ich bin bereit, mit Euch abzusprechen, was Österreich bekommt, und das ist allerlei. Ihr könnt diesen meinen Vorschlag für einen großen Gewinn ansehn, begreift Ihr warum? Und ein Vertrag ist kein Papier, er ereignet sich, Ihr begreift das nicht, ich breche nie einen Vertrag, der in

Kraft ist. Alles, was ich unterschreibe, ist erledigt. Seid Ihr jemals mit offenen Augen durch einen Wald gegangen?

Münchhausen Majestät, ich verstehe nicht.

Katharina Das ist es eben, daß Euch das, was ich vorbringe, in keiner Weise eingeht: blühende Gebiete reiche ich Euch dar auf einem goldenen Tablett, das die ganze traurige Geschichte Polens darstellt. Ich biete Euch Gebiete mit Namen an, und ich will nichts andres, als die Hände frei haben für mich selbst. Ich will ganz Europa umfangen. Ich möchte gut sein. Aber das begreift Ihr nicht. Ihr habt kein Herz, und Ihr begreift nicht, daß ich häßlich war, als ich jung war, ich wurde schön, aber ich bin nicht mehr jung.

Münchhausen Eure Majestät wollen keinen Vertrag abschließen.

Katharina Ich will eine Blankovollmacht.

Münchhausen Eine Blankovollmacht?

Katharina Was wundert Ihr Euch?

Münchhausen Ich strenge mich an, meine Augen offen zu halten, aber das ist verhängnisvoll.

Katharina Ich selbst bin der einzige Vertrag, den ich nicht breche, und mich selber unterschreibe ich augenblicklich und jeder Zeit, wollt Ihr mich anhören? Die Nacht ist schon so weit vorgeschritten, daß Ihr morgen nicht reisen werdet, wie Ihr vorhin gesagt habt. Mich benutzt man nicht umsonst: Ihr habt Euch verspätet. Der Morgen steht vor der Tür. Morgen, sagtet Ihr, aber das Morgen ist da und findet Euch hier, schlimm verspätet. Bald werde ich hören, ob die Nacht in Stiefeln war, oder ob sie schlief, woher sollte ich das wissen, selbst wenn ich diese Nacht die Grenze überschritten hätte, wen soll man für diese immer wiederkehrenden Träume verantwortlich machen. Aber ich langweile Euch. Habt Ihr eine lange Reise vor Euch? Gleich werdet Ihr gähnen. Ich gebe Euch drei Minuten, und ich will von Euch hören, ob Ihr einwilligt oder nicht.

Münchhausen Ich bin der Gesandte Österreichs, und du behandelst mich . . . du . . .

Katharina Ihr wollt hier Erfolg haben, und deshalb habt Ihr keinen Erfolg, aber ich, ich weiß nicht, was Erfolg ist, bin ich

nicht durchlässig wie eine Scheune, fange ich nicht eine Fliege, und bin ich nicht Kaiserin, ein Nußbaum und eine Jungfrau? Aber Ihr mißtraut Euren Augen, Ihr traut nicht Euren Ohren, und Ihr wißt nicht, daß erst alle sieben Sinne zusammen eines Sinnes sind.

Münchhausen Aber ist es nicht möglich, sich darauf zu einigen, daß alles beim Alten bleibt, bis die Verhandlungen wieder beginnen, sich darauf zu einigen, wann die Verhandlungen beginnen und wo? Ich bin nicht damit einverstanden, daß Ihr mir eine Frist setzt, und eine wie kurze: drei Minuten. Damit bin ich nicht einverstanden. Wann sollen die drei Minuten beginnen? Haben sie schon begonnen?

Katharina Was lacht Ihr?

Münchhausen Wegen meines Lachens komme ich nicht zum Weinen, Eure Majestät . . .

Katharina Duze mich.

Münchhausen Katharina, die Flie . . .

Katharina . . . Nußbaum, Kaiserin und Jungfrau, ich Katharina . . .

Münchhausen . . . und ich, Baron Karl Friedrich Hieronymus von . . .

Katharina von von?

Münchhausen von Münchhausen.

Katharina Und weiter?

Münchhausen Hier stehe ich, ich, ich, ich . . . und du, du, du . . .

Katharina . . . Nußbaum, Kaiserin und Jungfrau, ich Katharina.

Münchhausen Ich dachte, du fängst keine Fliegen . . . aber du . . .

Katharina Haltet für alle Fälle den Schwanz steif.

Münchhausen . . . und ich wollte einen Vertrag schließen.

Katharina Aber was lacht Ihr?

Münchhausen Ich weine, ich weine, verzeih mir.

Katharina Aber was lacht Ihr?

Münchhausen Ihr meint nicht drei Minuten, nicht wahr?

Katharina Wenn Ihr . . . seid Ihr krank?

Münchhausen Lache ich?

Katharina Ich will mich morgen mit Euch unterhalten.

Münchhausen Zu spät, zu spät, ich habe mich verspätet, Ihr meint nicht drei Minuten, Ihr erinnert Euch nicht daran, daß Ihr gerade gesagt habt, Ihr erinnert Euch nicht daran, was Ihr

sagt. Ich bin das Gedächtnis. Ich fürchtete, Ihr könntet vergessen, aber Ihr erinnert Euch nicht, Ihr habt nichts zu vergessen. Und ich wollte einen Vertrag schließen. Und Ihr möchtet mit mir morgen verhandeln. Aber ich bin schon abgereist, denn Ihr sagtet, Ihr wollt den Fall Polen erledigen, wißt Ihr nicht, was Ihr gesagt habt, daß die Situation untragbar ist, das habt Ihr gesagt, aber das meint Ihr nicht, nicht wahr? Aber ich, ich . . .

Katharina Habt Ihr denn irgendeinen Vorschlag zu machen?

Münchhausen Ich glaube an alles.

Katharina Aber Ihr wollt Euch nicht mit mir unterhalten.

Münchhausen Ich? Meint Ihr mich? Ich hätte abreisen sollen, weil Ihr keinen Vertrag wollt, aber ich bin hier, Ihr seid die Welt, und seht Ihr mich nicht lachen: auch ich bin hier. Ihr seid nicht daran interessiert, einen Vertrag abzuschließen, und ich bin nicht abgereist, alles ist vorbei, alles ist unmöglich. Ihr sagtet selbst, daß Ihr diese Angelegenheit regeln wollt, und ich, ich habe nach Wien gemeldet, wenn ich nicht im Laufe des verstrichenen Tages eine Nachricht geschickt habe, sind die Verhandlungen als gescheitert zu betrachten. Und jetzt sagt Ihr, daß Ihr zu Verhandlungen bereit seid, ist das wahr? Aber ich, ich . . .

Katharina Wieso habt Ihr nach Wien gemeldet, daß ich angeblich nicht verhandle?

Münchhausen Ihr selbst habt doch eine Antwort zugesichert, Majestät, und ich . . .

Katharina Alles ist veränderlich und ich nicht am wenigsten, haltet Euch nicht an mich, ich fließe, aber Ihr klammert Euch an mich wie an einen Strohhalm und ertrinkt. (Die Diener kommen.) Warum hört Ihr mir nicht zu? Ich setze keine Fristen, und ich billige es nicht, daß Ihr heute von mir eine Antwort verlangt, ich will verhandeln. Ich muß mir Rat einholen. Ich bin nicht allein. Wollt Ihr etwa jetzt gleich verhandeln? Haltet für alle Fälle den Schwanz steif.

Beide Diener Jawohl, Eure Majestät.

Münchhausen Ihr wollt verhandeln? Ihr habt es nicht eilig?

Katharina Natürlich will ich hören, was Ihr zu sagen habt.

Münchhausen Gebt mich frei: ich will aus eigner Kraft stehn. Der Wind hat sich gedreht, es ist alles anders. Ich segelte. Plötzlich stieg Katharina aus dem Meer und sagte: komm her, Münchhausen, ich habe dir etwas zu sagen. Das ist ein Traum: Katharina stieg aus dem Meer und sagte: komm her, ich bin Katharina und du bist Münchhausen. Es ist alles anders. Weich mir nicht aus, Münchhausen, ich will mit dir verhandeln. Das ist ein Traum, den ich geträumt habe, der Wind hatte sich gedreht und alles war anders. Dieser Traum, den ich geträumt habe, was hat der zu bedeuten, Majestät?

Katharina In *der* Verfassung taugt Ihr zu nichts, weder zum einen noch zum andern.

Münchhausen Und Katharina kam mitten im Traum und sagte: gute Nacht.

Katharina Gute Nacht.

Münchhausen Geht nicht fort, Majestät, geht nicht fort, mitten im Traum.

Vierte Szene

Fürst (kommt) Majestät, Potemkin ist hier.

Katharina (geht ab) Potemkin?

Fürst Ihr seht aus, als würdet Ihr bald sterben. Katharina ist groß. Potemkin und Orlov teilen sich Katharina, alles regelt sich, Gott sei Dank. Ihr erschreckt mich zu Tode, Ihr seid hin.

Münchhausen In dieser Tinte ist schlechter Leim, dafür viel Ruß, dünnes Blut, die Schrift fließt vom Papier und macht Flecken, seht Ihr das? Dies ist Polen, es fließt ins Meer. Dies ist das Meer. Dieser schmale Strom, der sich in die Höhe windet, bin ich, er trocknet aufrecht stehend aus. Seht Ihr das? Ein großes M wie Münchhausen.

Fürst Was braut Ihr Euch da zusammen?

Münchhausen Ich setze eine Denkschrift über diese Verhandlungen auf.

Fürst Für welchen Zweck?

Goethe Institut Bibliothek

Münchhausen Katharina schreibt an einer Fibel.

Fürst Und mit der Zeit landet Ihr im Kinderzimmer, kommt zwischen Hase und Häschen zu liegen, da ist Euer Platz, Baron Münchhausen.

Münchhausen Alle Menschen kommen nackt zur Welt, und zu früh.

Fürst (geht ab) Ich vergaß, Euch zu sagen, das ist ein Geschenk der Kaiserin, die Karte von Polen, lebt wohl.

Fünfte Szene

Münchhausen Dank, Katharina, leb wohl, Katharina.

Alter Diener Was ist?

Münchhausen Große Gedanken drängen zur Welt.

Diener Gestattet Ihr mir, Euch den Kragen zu öffnen? Das Blut steigt Euch zu Kopf.

Münchhausen Was wäre natürlicher als daß man das Hemd auszieht?

Diener Kaltes Wasser würde Euch beruhigen.

Alter Diener Hier gibt es irgendwo eine Badestube. Das ist wohl ein Gerücht.

Münchhausen Hört ihr das Meer plätschern? Vermindert die Zahl der Kerzen.

Alter Diener Aber dann wird es dunkel.

Münchhausen Es scheint nur so.

Alter Diener Ich finde es traurig.

Münchhausen Ewige Gedanken vermehren sich hier wie die Kaninchen, ich berste.

Diener Ich versuche Euch zur Ader zu lassen, rührt Euch nicht, Baron.

Münchhausen Ich lebe.

Diener Gibt es hier nichts, wohinein man Blut ablassen kann?

Alter Diener Ich leere das Tintenfaß.

Münchhausen Kein Blut ins Tintenfaß.

Alter Diener Das Tintenfaß.

Münchhausen Kein Blut ins Tintenfaß.

Alter Diener Aber in Eurem eignen Interesse, lieber Baron.

Münchhausen Laß mich los, was willst du . . .

Diener Erschwert die Sache nicht.

Münchhausen Ich lebe.

Diener Wo gibt es einen Arzt?

Alter Diener Es darf kein Blut auf den Fußboden fließen, draußen ist Platz genug.

Diener Halt ihn fest, damit er nicht flieht.

Alter Diener Aber das ist Baron Münchhausen.

Diener Wer es auch sei.

Alter Diener Ich muß das Zimmer dunkel machen, damit er sich beruhigt.

Münchhausen Wo bin ich?

Diener Zwei Stühle sind Euer Bett.

Alter Diener Wir sind in Rußland.

Diener Hier kommt Ihr mit ewigen Gedanken nieder.

Münchhausen Ich breche zwischen zwei Stühlen mitten durch.

Alter Diener (geht ab) Hier sind Niederkünfte nicht gestattet, das ist schrecklich. Ich hole Hilfe.

Diener Ihr habt vielleicht einen schlechten Traum.

Münchhausen Wo ist Katharina? Ich bin kaputt.

Diener Die Kerze fällt, wenn Ihr Euch nicht ruhig haltet.

Münchhausen Ich?

Diener Verzeiht mir.

Münchhausen Ich kann mich wohl nicht auf den Beinen halten, was?

Diener Das hat keinen Zweck.

Münchhausen Dies ist ein Schiff, das Meer plätschert, wir haben Mondschein, wir segeln, Katharina, komm her, dies ist ein Schiff, ich schwanke, das ist der Sturm, Katharina, Katharina, dies ist ein Schiff, das Meer plätschert, wir haben Mondschein, wir segeln, was wollte ich sagen?

Diener So kann das nicht weitergehn.

Münchhausen So kann das nicht weitergehn, das ist das Ende, Katharina, ich will verhandeln.

Diener Nicht über Bord gehn, hier geht es steil ab.

Münchhausen Wo bin ich stehn geblieben? Katharina, ich ... und du du, ich weiß, du bist leck, ich verlasse mich darauf, daß auf dich kein Verlaß ist, enttäusche dies mein Vertrauen nicht, Katharina, komm her, ich weiß, du weißt, daß ich

weiß, daß du alles weißt. Ich bin Münchhausen. Ich lüge immer.

Diener Hier geht es steil ab.

Münchhausen Ich verlasse mich darauf, daß auf dich kein Verlaß ist, ist es so?

Diener Hier geht es steil ab.

Münchhausen Dies ist ein Schiff. Schieb die Wand weg, Katharina ist dort, sie ist sie ist.

Diener Dies ist eine Wand.

Münchhausen Schieb mir die Wand aus den Augen, Katharina ist ein großes Schlüsselloch und beobachtet mich, Katharina, siehst du mich? Sie hört nicht. Aber schieb die Wand weg, ich weiß, daß die Wand aus Pappe ist, seht ihr das? sie schwankt. Oder schwankt sie etwa nicht? Zieh die Wand weg, bestimmt ist dahinter Katharina.

Diener Aber dies ist eine Wand.

Münchhausen Eine von den Potemkinschen Kulissen ist das, aus dem Weg, Bursche.

Diener Rennt Euch nicht den Kopf ein.

Münchhausen Ich bin ein Elefant.

Diener Oh Gott.

Münchhausen Das . . . das ist eine Wand, das ist eine Wand, ich bin kein Elefant, ich bin Münchhausen. Ich bin Münchhausen, warum lachst du nicht, was wunderst du dich? Das ist eine Wand. Das ist eine Wand. Erzähl allen, daß man hier unverbrauchte Männer braucht, Münchhausen hat mittendrin schlapp gemacht. Mehr weiß ich nicht. Das Spiel ist aus.

Aus dem Finnischen von Manfred Peter Hein

Lars Gustafsson
Die Ballonfahrer

Eine Erzählung aus Rußland

Es gibt eine Art größerer Gebäude
bei denen Haus und Fenster nicht zueinander passen.
Das hat zur Folge: ein unerträgliches Starren.
Was da so starrt, sind die Fenster.

Ein hagerer Herr, zu Besuch auf einem der Ämter,
läßt auf einem Stuhl einen groben Handschuh zurück, und geht seines Wegs.
Der Finder heißt Y. Es ist bitter kalt. Er nimmt ihn an sich.
Man verwechselt ihn, hält ihn für Z. So gerät er ins Unglück.

So treten wir ein in die Urwälder der europäischen Bildung.
Tragödien, Verwechslungen, galante Feste. Genau genommen
ein seltsames Muster, das unsre Lose bilden: M. A. . . ., ganz allein,
»parmi les proses écrasées de sa jeunesse«.

Aber außerhalb jeder Prosa ist es ganz und gar still. Winternacht.
Prüf die Geschichte genau: ebensowohl könnte sie nie geschehen sein,
die Geschichte: Fürsten, Aufruhr, Geschichten. Ein Dunkel.
Bitter kalt, hellster Mondschein und nicht einmal eine Schlittenspur.

Was da so starrt, sind die Fenster.

Ein rätselhaftes Verschwinden

Es steht geschrieben: Im März 1858 kaufte ein Mann,
wohnhaft in Gnarp, einem abgelegenen Weiler,
Kugeln, Schnur und Pulver für einen kleinen Betrag,
der in den Büchern steht, heut noch zu lesen.
Wahrscheinlich wollte er balzende Birkhühner schießen.

Von hier an verschwindet die Spur unter den Fichten,
wir verlieren ihn aus den Augen,
nicht zufällig, sondern für immer,
und jede Hoffnung als wär er dort noch,
eine dunkle und abgeschabte Gestalt,
unterwegs übers Moor, durchs Preißelbeerkraut,
und als könnten wir ihm eines Morgens begegnen, ist eitel.

Ihr müßt mich verstehen. Bedenkt:
Nie werden wir wissen wer er war,
und sollte unser Gesicht für einen Augenblick,
spät abends wenn Müdigkeit uns die Binde löst
und uns zeigt, daß wir niemand sind oder alle,
seine Züge annehmen, aufnehmen in sich seine Augen,
wir würden es nicht bemerken, es verstörte uns nicht.

Fortgegangen, um nach Vögeln zu suchen,
ist er für alle Tage und Nächte verschwunden.

Unwirkliches Gespräch

Hier sitzen zwei Herren mit wohlgepflegten Bärten
an einem Tisch aus spanischem Rohr. Am Himmel

hängt Regen, doch fällt er nicht. Einander zugewandt
wechseln die beiden gemessene Worte, ihr Tonfall ist ernst.

Ihre weißen Anzüge leuchten aus den Sesseln, sie leuchten,
etwas Ungewisses haftet ihnen an, etwas Vertrautes zugleich.

Aus einem längstvergessenen Schauspiel stammen sie wohl
wo diese Worte gleichsam natürlicher klangen als hier

wo sie so viel weiter von der Wahrheit entfernt sind.

Draußen auf der Reede ziehen während des ganzen Gesprächs
die großen Fahrzeuge vorbei, ziehen vorbei in langsamer Fahrt

die grauen Kriegsschiffe unter dem schwarzen Rauch.

Gespräch unter Philosophen

Betrachte sie also, diese Schuhe,
gelbe Knöpfstiefel, abgetreten,
mehr auf der rechten als auf der linken Seite,
betrachte sie zum hundertsten Mal.

Die Knopflöcher blanker als das Leder,
eine dünne Schicht Staub, abgeschabt sind sie,

betrachte sie nur genau, erwäge sie wohl!

Ich sehe sie überaus deutlich,
das Licht fällt schräg ein, also Nachmittag,
so unsymmetrisch stehen sie da,
als wollten sie den Blick auf sich ziehen!

Ich sage dir, du siehst sie nicht,
ein andrer steht dir im Weg und verstellt dir den Blick.

Aber ich sehe sie doch, es sind Falten darin vom Gehen.

Ein paar Schuhe siehst du wohl, das Licht fällt schräg ein,
aber betrachte *diese* hier und sonst nichts! Sag was du siehst!

Das ist unmöglich, es steht mir ein andrer im Weg,
eben dort kann ich nichts sehen, dort nicht.
Aber betrachte stattdessen *diese* Schuhe hier,
gelbe Knöpfstiefel, rechts etwas ausgetreten . . .

Das ist unmöglich, es steht mir etwas andres im Weg.

Siehst du, du hast mich verstanden!

Ein Vormittag in Schweden

Vormittag,
und es wehte, flatterte, zog
an den Flaggen der Vorstadt, Eis
lag unter den weißen Birken.

Da kommt einer vorbei in schwarzen Kleidern
und geht mit schweren Schritten
als hätte er einen langen Weg.
Aus freien Stücken steigt die Straße
bergan, wo er hingeht.

Freilich kannte ich ihn, könnte erzählen
von ihm
und all seinen Wegen.
Jetzt weht es schon viel weniger als zuvor.
Die weißen Birken stehen sehr still.
Das Eis zu ihren Füßen ist blank. Sonnenschein.

Vom Horizont her
wo des Himmels Licht nicht schwächer als hier ist
kommt ein kleiner Schienenbus auf seiner Spur.
Hier bleibt er eine Weile steht und verschwindet,
ohne daß jemand ausgestiegen ist.

Feuer- und Luftmaschine

Eine altertümliche Vorrichtung –
mit Feuer und Luft betrieben,
die einzelnen Teile so geistreich
zusammengesetzt, daß selbst das Wasser,
das tiefe Wasser weit unter dir,
weit unter allem Sichtbaren,
gewissermaßen handgreiflich wird.

Sie heißt auch: Luftmaschine,
und man kann Auffahrten vornehmen
mit ihr, wenigstens eine einzige Fahrt,
da die feurige Luft, der heiße Dampf

sich langsam abkühlt und verdunstet,
indes die Maschine von ihrem Nullpunkt
aufsteigt in jene Höhen dort

wo der kommende Winter sich bildet.
Und von dort gibt es keine Rückkehr.
Auch erlaubt es ihr Mechanismus,
kurzfristig, mit Hilfe von Feuer und Luft
ferne Tage einzuholen, zu wiederholen:
Sommer, älter als deine Unrast, dein Namen.
Sie arbeitet langsam, mit dumpfem Geräusch.

Was siehst du dort?
Ihre Konstruktion erlaubt es nicht, daß man etwas sieht.

Die Ballonfahrer

Sieh den langen Herrn dort im hohen Hut.
Er lehnt sich hinaus und späht aus gen Westen.
Es ist früh am Vormittag, ein dröhnendes Licht.

Die Stadt hält sich fern mit ihren Uhren und wartet ab.
Ahnungslos werfen die Turmspitzen blaue Schatten.
Es ist ganz und gar still, es ist kurz vor dem Aufbruch.

Aus der Nähe ist der Ballon gewaltig, wie ein Riesenkürbis
leuchtet und wächst er, er hat viele Farben.
Und das Gemurmel der Zuschauer: ein Hummelschwarm.

Sie rufen und winken den Reisenden zu im Korb,
die tun als sähen sie nichts und hüllen ihr Ziel in Schweigen.
Diese sind unbeweglich und gerüstet zur Reise.

Der Herr im hohen Hut späht immer noch aus
und hebt ein Fernrohr hoch aus leuchtendem Messing,
als blicke er etwas Unsichtbarem nach oder einer Wolke.

Wenn sie aufsteigen, werden sie einschrumpfen zu einem Punkt
bis sie die höchsten Luftschichten und den Schnee erreichen.
Der weißeste Schnee, der blendet und kühlt,

wird die Luft erfüllen die sie atmen, ihre Stirn berühren.
Im Herbst kann man ihn fallen sehen als Reif,
den Atem der Höhe der über die Äcker tappt,

und in manchen Herbsten, wenn der Frost früh fällt
wirst du plötzlich an sie denken und an ihre Fahrt,
wie sie immer noch weiter steigen, wie im Schwindel,

höher, durch dünnre als Winterluft,
und tönen wie ein verwitterndes Glas
aus tiefen brüchigen Regenwäldern

und wie sie mit den Jahren immer höher steigen,
bis selbst ihr Andenken spröde wie Glas tönt –
und das ist unerträglich, vergiß mich, hör mir nicht zu!

Eine Lustreise, ein Abenteuer, etwas für Kenner!
Der Herr dort im hellen Jackett mit der blitzblauen Weste
gibt langsam mit behandschuhter Geste das Zeichen.

Der Ballon ist frei, und schon steigt er auf.
Unmerklich sinkt der Jubel zu Boden.

Der Metereolog

Das beste Bild ist seither verschollen. Es zeigt ihn
mit einer Art Karte befaßt, bei schwachem Licht.
Es ist dies an Bord der *Jenissej*, eines arktischen Fahrzeugs.

Die unerhörten Wassermassen die das Meer aufnimmt
an den Mündungen der sibirischen Flüsse, sie steigen des Sommers.
Es ist dies was du in der Dachrinne hörst, was da rinnt,

die Scheibe zeigt Striemen, es prasselt aufs Blech,
die Rinnsteine können es kaum mehr fassen. Es muß dies
ein Ende haben. Und danach Sonne. Gewisse Luftschichten

dahin sehr selten einer gelangt sind so unwirklich dünn!
Das aufgelassene Thermometer kehrt zersprungen zurück!
Sommers jagen einander über die Ebene hin die Gewitter.

Das schwache Licht nimmt ab. Er aber zwinkert deutlich.
Die Jahre gehen schnell hin. Das ist gut. Da sieht man deutlicher.
Hier ist er mit etwas befaßt, das er einholt, daran er zieht,

es ist dies ein Fesselballon mit Geräten, in der Gegend von Aldershot.
Es ist Juli. Steigende Thermik. Freundliche große Blasen!
Kleine und träge Wolken. Im Hintergrund harrend die Assistenten.

Wenn du ausgehst an einem Wintermorgen, bei klarem und kühlem Wetter,
kannst du ihn sehen, deutlich: ein Junge mit Ranzen und Fausthandschuhn.
Dem dünnen Eis auf dem Weg weicht er nicht aus, im Gegenteil!

Er stampft mit den Stiefeln auf, und das zu hören tut gut.
Es ist ein Klirren.

Aus dem Schwedischen von Hans Magnus Enzensberger

August Strindberg
Lotungen im Luftmeer

Lotungen im Luftmeer

Drei Zahlen stehen ziemlich fest: Regenwolken (*nimbus*) schweben in einer Höhe von 600 Metern, doppelt so hoch wie der Eiffelturm. Die Grenze, bis zu der man in den Gebirgsseen der Alpen Karpfen findet, liegt bei 600 Meter. Die Aschenthrombe über dem Santorin stieg 600 Meter hoch in die Luft. Aber unter 600 gibt es eine andere Zahl, die man sich merken muß; das ist die Zahl 320. Der furchtbare Bora-Wind an der Adria-Küste rast am heftigsten dort, wo die Gebirge im Norden 320 Meter hoch sind. Auch der Bora aus dem Kaukasus weht von einem Berg herab, der 320 Meter hoch ist. Der Leveche-Wind in Portugal und Spanien entsteht in der selben Höhenlage.
Haufenwolken *(cumulus)* treten von 1800 Metern aufwärts in Erscheinung. Das ist die Höhe des Rigi-Kulm und die des Grindelwald-Gletschers. Bis 1800 Meter steigen die Windhosen auf, und bis zu dieser Höhe können in der Schweiz die Nadelbäume gedeihen. Bei 1800 Meter traf Flammarions Ballon die letzten weißen Schmetterlinge an. (Ein Marienkäfer wurde bei 8–1500 Meter gefunden.) Reiher, Kraniche, Raben erheben sich bis zu 1800 Meter Höhe. Die Einwohner von Kaschmir, die 1800 Meter hoch wohnen, werden bei 3000 Metern bergkrank.
Federwolken (*cirrus*) beginnen bei 9000 Meter Höhe. Der Gaurisankar ist 9000 Meter hoch (8840). Der Condor steigt bis zu 9000 Metern auf. Glaisher und Coxwell erreichten 9000 Meter (1862). Sie wären beinahe umgekommen. Tauben, in Ballons emporgetragen, starben, noch ehe sie auf 9000 Meter gekommen waren (bei 6–7000 m).
Wenn die Luftdichte stetig abnähme, wäre bei acht Kilometern Höhe das Vakuum vollkommen, aber heute nimmt man an, daß das Barometer erst bei 75 Kilometern den Nullpunkt erreicht. Bei 9000 Metern steht es auf 248 mm, das ist ein Drittel des Luftdrucks auf der Erdoberfläche.

10 000 Meter also, oder eine neue Meile, das ist die oberste Grenze, die wir ungestraft erreichen können! Mehr wissen wir nicht!

Beständige Wolkenformen A

Sieben Jahr lang habe ich vom selben Fenster aus Wolkenbänke im Westen beobachtet, zur Zeit der Frühjahrs- und der Herbst-Tag-und-Nacht-Gleiche. Ich glaubte sie wiederzuerkennen, stellte die Himmelsrichtung fest und fing an, sie aufzuzeichnen. Und in der Tat: sie kehrten wieder, am selben Ort und in der selben Gestalt: hohe Berge mit Laubwäldern, Burgen und Schlösser usw. Und eines Tages las ich zufällig, daß auch Goethe, der Augen im Kopf hatte, diese paries (Wolkenwände) im Westen bemerkt hat; aber ich hatte keine Gelegenheit, nachzusehen, wie er sich das Phänomen erklärte. Stattdessen studierte ich etwas Metereologie und fand, daß den Adepten dieser Wissenschaft ebenfalls die »Wolkenbänke« aufgefallen sind, »die bei Sonnenuntergang im Westen zu sehen sind«.
Im Westen? Aber was bedeutet das, der Westen, in Moskau, in Weimar, in Stockholm? Es ist dies der Punkt, wo zur Zeit der Tag-und-Nacht-Gleiche scheinbar die Sonne untergeht. Nun gut, daraus könnte man schließen, daß es an der Stellung der Sonne liegt, wenn man die Wolkenbänke gerade zu diesen Zeiten wahrnimmt. Aber ihre Bildung und Gestalt läßt sich auf diese Weise nicht erklären. Hier beginnt das Reich der Mutmaßungen. Man könnte annehmen, daß es hochgelegene Gegenstände, Berge oder dergleichen, wären, die hier ihre Schatten würfen – Dinge, die zwischen der Sonne und dem Betrachter lägen. Aber im Westen von Moskau gibt es keine hohen Berge; und im Westen von Weimar liegt zwar Thüringen, der Harz und die Rheingebirge; die in der Tat wie Wolkenwände aussehen; aber im Westen von Stockholm liegt kein Rheinberg und keine Rheinburg; dafür, allerdings in großen Fernen, die norwegischen Alpen. Also: damit ist nichts gewonnen!

Beständige Wolkenformen B

Auf meinen Morgenspaziergängen kam ich zuweilen auf dem Heimweg durch eine Straße, die sich gen Osten hin erstreckte. Nach einem halben

Jahr begann ich mich darüber zu wundern, daß im Fluchtpunkt der Straße unwandelbar eine Wolkenbank stand (um die neunte Morgenstunde), eine Wolkenbank, die den bewaldeten Hügeln der unteren Schweiz (in der Nähe von Aargau) glich. Die Wolke kehrte zur selben Stunde wieder, ungefähr in der selben Gestalt. Am Ende der Straße wohnte ein bekannter Künstler, im Erdgeschoß. Ich besuchte ihn, und von seinem Fenster aus sah ich meine Haufenwolke wieder. Auf meine Fragen gab der Maler zu, auch er habe diese wiederkehrende Wolke bemerkt, wenn auch nicht so genau wie ich. Er versprach mir, sie zu zeichnen, wenn sie wiederkäme! Da begann ich eine Reihe von Beobachtungen mit exakten Meßdaten, nach einigem Zögern; denn das Unvernünftige der Erscheinung hielt mich zurück. Diese Beobachtungen sind noch nicht abgeschlossen. Inzwischen stieß ich auf die erstaunlichen Aufzeichnungen eines Metereologen, die in die gleiche Richtung weisen. Er schreibt: »Auch kann sich eine Wolke lange Zeit in unveränderter Höhe über der Erde halten, obgleich die Wasserteilchen, aus denen sie besteht, infolge ihrer Schwere zu Boden sinken müssen. Die Wolke scheint den gleichen Platz am Himmel einzunehmen, obwohl die Teilchen, aus denen sie besteht, unaufhörlich wechseln.« (R. Rubenson im *Nordischen Familienbuch*).

Beständige Wolkenformen C

Auf die *species facti* sollte die Erklärung folgen. Erstens also: Unsichtbares Wassergas kondensiert bei einem gewissen Kältegrad zu sichtbarem Wasserdampf (Wolken), der eine bestimmte Gestalt annimmt. Man sollte meinen, daß für die Kondensationserscheinung die Form der Kälte entscheidend wäre, aber die Kälte hat keine Form. Setzen wir aber: eine Kälteregion von der und der Gestalt, oder eine abgekühlte Luftmasse von unbestimmter Gestalt, so gibt das keinen Sinn; denn das Gesetz der Diffusion läßt nicht zu, daß Gase, sofern sie nicht in ein Gefäß eingesperrt sind, eine bestimmte Form annehmen. Zweitens aber: Wenn man auf dem Theater ein Gespenst darstellen will, so projiziert man ein durchscheinendes Bild auf ausströmenden Wasserdampf oder Rauch. Das Bild behält seine Form und seine Lage bei (und sogar seine Farbe), indessen der Dampf oder Rauch sich unaufhörlich erneuert. Diese Analogie sagt mehr als die erste Hypothese, aber sie beweist nichts.

Deshalb wäre es ratsam, zuerst Material zu sammeln, am besten mit Hilfe von Fotografien, die man vergrößern müßte. Bis dahin müssen die beständigen Wolkenformen eine terra incognita bleiben, eine Palingenesis, ein ererbter *nisus formativus*, der dem Wasserdampf innewohnt, oder eine Reminiszenz, die von seinem Kreislauf durch organische oder anorganische Formen herrührt. Swedenborg hätte es, nach dem Vorgang seiner Lehre von den Entsprechungen, auf folgende Art ausdrücken können: Die Alpen gleichen gewissen Wolken, und gewisse Wolken gleichen den Alpen; die Kontur eines Laubwaldes gleicht einer grünen Wolke, und die Haufenwolke gleicht einem weißen Laubwald, und dem ist so, weil alles Erschaffene einem Erschaffenen entspricht, so auch das Niedere dem Höhern.

Das Gehirn und die Walnuß

Wenn man eine geöffnete Walnuß zuerst ganz obenhin betrachtet, so wird man finden, daß sie zwei Gehirnen gleicht. Nehmen wir eine davon in die Hand: sie ist wie das Gehirn der Länge nach gespalten, und zwischen ihre beiden Hälften schiebt sich eine steinharte Haut, die der *falx cerebri* entsprechen; folgen wir dieser Membran abwärts, so bildet sie an der Walnuß genau dieselbe Figur wie der Balken (*corpus callosum*) im Gehirn; diese Gestalt ist so charakteristisch, daß man sie nirgends wiederfindet als hier. Werfe ich nun einen ersten Blick auf den Inhalt der Walnußschale, die einem Schädel gleicht, so finde ich dort Windungen, Furchen und Lappen, ganz genau wie beim Säugetier. Wenigstens im Keime kann ich die Frontal- und Parietalwindungen erkennen sowie die Sylviusschen Gruben, und ganz am hinteren Ende ein Dreieck, welches das Kleinhirn vorstellen dürfte; sein Gewebe ist nämlich von glatterer Struktur, und dadurch unterscheidet es sich von dem der beiden Hemisphären. Dagegen finde ich im Innern der Walnußschale eine harte Haut, die der *dura mater* entspricht, und die beiden Hemisphären selbst sind von einer Haut umgeben, die unter dem Mikroskop eine ähnliche Struktur wie die der Hirnrinde zeigt, abgesehen freilich von den multiplen Ganglien, die ich im mikroskopischen Bild nicht habe finden können, obwohl es mir an gutem Willen dazu nicht gefehlt hat. Wenn ich zu alledem noch bemerke, daß sich die *dura mater* des Schaleninnern in der *falx* der Walnuß fortsetzt, so kommt die morphologische Analogie der Identität gleich. *Additamentum*

1., das Dreieck der Walnuß sieht, wie ich zugebe, nicht dem Kleinhirn der Säugetiere, sondern nur dem der Fische und Reptilien ähnlich; 2. wenn ich eine Walnuß austrocknen lasse, so springt sie an der Unterseite auf und zwei Ventrikeln kommen zum Vorschein.

Wenn man durch das Kleinhirn einen Vertikalschnitt legt, so erblickt man bekanntlich eine vegetative Form, ein symmetrisches Blatt, das von altersher *arbor vitae* oder Lebensbaum genannt wird. Ob man es nun mit der paarigen Blattform der Esche, der Eberesche oder der Walnuß vergleichen will, das hängt wohl vom Auge des Betrachters ab, aber daß eine vegetative Form gerade hier zutage tritt, ist festzuhalten. Lassen wir nun die Walnuß wachsen, so treten die beiden Hemisphären noch weiter auseinander und richten sich auf den Teil der Nuß, den ich das Dreieck nenne; aus ihm gehen die Wurzeln nach unten und die Stammknospe nach oben hervor. Die Hemisphären aber, der eigentliche Nußkern, also die Herz- oder Keimblätter, entwickeln sich nicht weiter, dienen auch nicht als Nähramme, auch schrumpfen sie nicht, sondern bleiben so wie sie sind; auch erleiden sie keine chemische Veränderung und strömen keinen besonderen Geruch aus. Dies alles gilt für den Fall, daß man die Nuß ungeöffnet in die Erde legt. Pflanzt man sie jedoch mit geöffneten Schalen ein, so faulen die Keimblätter und riechen säuerlich, wie Magensaft; und deshalb frage ich mich, ob sie nicht als Leber oder Pankreas fungieren.

Reiße ich indessen eine Pflanze aus, die aufgekeimt ist, so sehe ich oben die beiden Gehirne, darauf das verlängerte Mark (den Wurzelhals) und schließlich die Wurzel, die mit ihren weißen Nebenwurzeln dem Rückenmark mit all seinen Nervensträngen gleicht. Dabei ist der Übergang vom Stamm zur Wurzel so deutlich markiert, als hätte man es mit zwei Individuen zu tun, von denen das eine auf das andere gepfropft wäre, das oberirdische auf das unterirdische. Das erinnert an Okens Theorie, daß der Mensch eine Symbiose von zwei verschiedenen Wesen ist: ein Gehirntier und ein Geschlechtstier, ineinandergeschoben wie zwei Röhren, wie die Rohre eines Teleskops.

Aus dem Schwedischen von Hans Magnus Enzensberger

Lorenz Oken
Kombinatorisches System der Pflanzenwelt

Anleitung zum besseren Verständnis

Das Pflanzenreich, so wie es sich dem Auge Okens darbot, besteht aus zwei Ländern (*provinciae*), nämlich den Stockern und den Blustern. Jedes dieser beiden Länder läßt sich in zwei Gaue (*pagus*) einteilen, das der Stocker in Marker und Stammer, das der Bluster in Blüher und Fruchter. Die weitere Gliederung nimmt sich wie folgt aus: jeder Gau umfaßt drei Classen, jede Classe zwei Stufen, jede Stufe zwei Ordnungen, jede Ordnung drei Zünfte, jede Zunft vier Sippschaften, und jede Sippschaft drei Arten. Als Ausnahmen von dieser Regel müssen gelten: der letzte Gau des Pflanzenreiches, der vier (statt drei) Classen; die letzte Ordnung einer jeden Classe, die vier (statt drei) Zünfte; und die letzte Sippschaft einer jeden Zunft, die vier (statt drei) Arten aufweist. Wir haben somit für das gesamte Pflanzenreich mit vier Gauen, dreizehn Classen, sechsundzwanzig Stufen, zweiundfünfzig Ordnungen, einhundertundneunundsechzig Zünften, sechshundertundsechsundsiebenzig Sippschaften und zweitausend einhundertundsiebenundneunzig Arten zu rechnen.

Für den Urheber dieses Systems erhob sich die Frage, wie diese 2197 Stocker und Bluster, für jedermann leicht unterscheidbar, zu benennen wären. Jede wissenschaftliche Klassifikation verlangt nach einer Nomenklatur, die das gewonnene System sprachlich abbildet. Die üblichen Pflanzennamen konnten für Okens Zwecke nicht in Betracht kommen: sie hätten die Klarheit des Gebäudes beeinträchtigt, das er zu errichten gedachte.

Die übermenschlich anmutende Aufgabe, Tausende von neuen Pflanzennamen zu ersinnen, hat Lorenz Oken mit Hilfe der Kombinatorik gelöst. Dabei kamen ihm die mathematischen Eigenschaften seines Systems zugute. Okens Pflanzenreich ist nach strengen Regeln aufgebaut. Darauf beruht seine kristalline Schönheit. Der verborgene Schlüssel zu dem

Gebäude ist die magische Zahl dreizehn. Aus 13 Classen ergeben sich 13x13 Zünfte und 13x13x13 Arten.
Es leuchtet ein, daß sich diese Classen, Zünfte und Arten am einfachsten durch einen Code unterscheiden ließen, der aus dreizehn Zeichen besteht. Einen solchen Code hat Oken erdacht. Er fand nämlich dreizehn pflanzliche Organe auf, aus deren Permutation ihm die Vielfalt der Vegetation hervorzugehen schien. Aus ihren Namen bildete er die Bezeichnungen für seine dreizehn Classen. Zweigliedrige Composita aus den gleichen Namen gaben 169 Bezeichnungen für die ebensovielen Zünfte ab; und es wäre ein Leichtes gewesen, auf demselben Weg voranschreitend, dreigliedrige Namen für jede der 2197 Arten zu finden. Mit einer so simplen und schwerfälligen Lösung konnte sich ein Mann von Okens Einbildungskraft und sprachlicher Potenz nicht zufriedengeben. Wörter wie Zellendroßler oder Laubgröpser sagten ihm zu; dreigliedrige Ausdrücke wie Drosselzellengröpser oder Gröpslaubzeller hätten sein Sprachgefühl beleidigt.
Mit einer denkwürdigen Anstrengung seiner Phantasie hat Oken sich aus dieser Schwierigkeit befreit. Er prägte nämlich für jede seiner 169 Zünfte einen besonderen, völlig neuen Namen, ein nomen simplex, das er dem systematisch abgeleiteten Compositum zur Seite stellte. So hießen die Ader-Ader fortan Schlinken und hatten an diesem Wort ihren eigenen und eigentümlichen Namen; die Buffe dagegen sind unter den Zellern zu suchen, als deren 8. Zunft: es handelt sich, genau gesagt, um die Zunft der Gröps-Zeller.
Okens sprachschöpferischer Akt erlaubte es ihm, bei der Nomenklatur der Arten auf dreigliedrige Ausdrücke zu verzichten, und die erforderlichen 2197 neuen Wörter durch Permutation der dreizehn Classen- und der einhundertneunundsechzig Zunftnamen zu bilden; die Zunft der Gröps-Zeller beispielsweise, die nun unter dem vereinfachten Namen der Buffe erscheint, und die, wie alle Zünfte, aus dreizehn Arten besteht, gliedert sich zwanglos in die folgenden Arten:
den Z. (das heißt: Zellen-)Buff, den A. (d. h. Ader-)Buff, den D. (= Drossel-)Buff, den W. (= Wurzel-)Buff, den St. (= Stengel-)Buff, den L. (= Laub-)Buff, den S. (= Samen-)Buff, den G. (= Gröps-)Buff, den Bl. (= Blumen-)Buff, den N. (= Nuß-)Buff, den P. (= Pflaumen-)Buff, den B. (= Beeren-)Buff sowie den A. (= Apfel-)Buff.
(Das hier angeführte Beispiel kann dem Leser zur Auflösung der Abkürzungen dienen, die in der faksimilierten Übersicht vorkommen. Die ersten

Buchstaben der verkürzten Artnamen sind wie oben angegeben zu lesen, die zweiten Buchstaben stehen für den jeweiligen Zunftnamen, der sich in der gesperrt gedruckten Überschrift findet. Zu beachten ist, daß sich unser Abdruck auf das erste Land des Pflanzenreiches, das heißt, auf die Stocker beschränken muß.)

Okens Naturgeschichte ist ein wissenschaftliches Wahnsystem, aber seine Nomenklatur ist ein chef d'œuvre der abstrakten Poesie und mancher Avantgarde voraus: *ars combinatoria* aus dem Jahre 1825.

H. M. E.

81 *Kombinatorisches System der Pflanzenwelt*

Okens

Lehrbuch

der

Naturgeſchichte.

Zweyter Theil.

Botanik

Zweyter Abtheilung erſte Hälfte.

Mark- und Stamm-Pflanzen.

(Preis: 4 Thaler Conv. M.)

Jena,
bey Auguſt Schmid
1825

Rahmen.

Pflanzenreich

Erſtes Land — Provincia prima.
Stock-Pflanzen, Stocker — Stirpariae.

I. Gau — Pagus primus.
Mark-Pflanzen, Marker — Parenchymariae. Acotyledonen.

II. Gau — Pagus ſecundus.
Stamm-Pflanzen, Stammer — Caudicariae. Monocotyledonen.

Zweytes Land — Provincia ſecunda.
Bluſt-Pflanzen, Bluſter — Anthemariae. Dicotyledonen.

III. Gau — Pagus tertius.
Blüthen-Pflanzen, Blüther — Florariae. Monopetalen.

IV. Gau — Pagus quartus.
Frucht-Pflanzen, Fruchter — Frugariae. Polypetalen.

Organe.	Claſſen.
Stock — Stirps.	Stocker — Stirpariae.
Mark — Parenchyma.	Marker — Parenchymariae.
Zelle — Cellula.	Zeller — Cellulariae I.
Ader — Vena.	Aderer — Venariae II.
Droſſel — Trachea.	Droßler — Trachearіae III.
Stamm — Caudex.	Stammer-Caudicariae.
Wurzel — Radix.	Wurzler — Radicariae IV.
Stengel — Caulis.	Stengler — Cauliariae V.
Laub — Folium.	Lauber — Foliariae VI.
Bluſt — Anthemon.	Bluſter — Anthemariae.
Bluthe — Flos.	Blüther — Florariae.
Samen — Semen.	Samer — Seminariae VII.
Gröps — Capſula.	Gröpſer — Capſulariae VIII.
Blume — Corolla.	Blumer — Corollariae IX.
Frucht — Fructus.	Fruchter — Fructuariae.
Nuß — Nux.	Nuſſer — Nucariae X.
Pflaume — Drupa.	Pflaumer — Drupariae XI.
Beere — Bacca.	Beerer — Baccariae XII.
Apfel — Pomum.	Apfler — Pomariae XIII.

Die lateiniſchen Benennungen der Sippen werden folgendermaaßen gebildet: Zellen-Zeller — Celluli-Cellularia; Ader-Zeller — Veni-Cellularia; Tracheo-C.; Radici-C.; Cauli-C.; Foli-C.; Semini-C.; Capſuli-C.; Corolli-C.; Nuci-C.; Drupi-C.; Bacci-C.; Pomi-C. — Stirpi-C.; Parenchymo-C.; Caudici-C.; Anthemo-C.; Flori-C.; Frugi-Cellulariae.

Mark-Pflanzen.

I. Claſſe.
Zeller, Cellulariae.
Pilze.

I. Stufe.
Stock-Zeller
Bläschen-Pilze.

I. Ordn.
Mark-Zeller
Roſte

1. Zunft.
Zellen-Zeller
Brande.

Stock-Brande.

1. Sippſch.
Mark-Brande.

1. Z.B. Uredo
2. A.B. Uromyces
3. D.B. Achitonium

2. Sippſch.
Stamm-Brande.

4. W.B. Cryptoſpor.
5. St.B. Fuſidium
6. L.B. Seiridium

b. Bluſt-Brande.

3. Sippſch.
Blüthenbrande

7. G.B. Bullaria
8. Gr.B. Puccinia
9. Bl.B. Phragmidium.

4. Sippſch.
Fruchtbrande

10. N.B. Stilboſpora
11. P.B. Sporideſm.
12. B.B. Hygrochroma
13. A.B. Naematoſpora

2. Zunft.
Ader-Zeller
Matzen

1. Z.M. Lepraria
2. A.M. Coniſporium
3. D.M. Apioſpor.
4. W.M. Melancon.
5. St.M. Epicoccum
6. L.M. . . .
7. S.M. Fuſarium
8. G.M. Aegerita
9. Bl.M. Dermoſpor.
10. N.M. Tubercularia
11. P.M. Atractium
12. B.M. Periconia
13. A.M. Calycium

II. Claſſe.
Aderer, Venariae
Mooſe uſw. 221

I. Stufe.
Stock-Aderer
Algen.

I. Ordn.
Mark-Aderer
Waſſerfäden.

1. Zunft.
Zellen-Aderer
Zaſeln

a. Stock-Zaſeln.

1. Sippſch.
Mark-Zaſeln.

1. Z.Z. Bacillaria
2. A.Z. Fruſtulia
3. D.Z. Stylaria

2. Sippſch.
Stamm-Zaſeln.

4. W.Z. Achnanthes
5. St.Z. Diatoma
6. L.Z. Desmidium

b. Bluſt-Zaſeln.

3. Sippſch.
Blüthen-Zaſeln.

7. G.Z. Oſcillatoria
8. G.Z. Scytonema
9. Bl.Z. Bangia

4. Sippſch.
Frucht-Zaſeln.

10. N.Z. Thorea
11. P.Z. Draparnald.
12. B.Z. Lemanea
13. A.Z. Bryopſis.

2. Zunft.
Ader-Ader
Schlinken.

1. Z.S. Anthophyſis
2. A.S. Cadmus
3. D.S. Tireſias
4. W.S. Leda
5. St.S. Zygnema
6. L.S. Hydrodict.
7. G.S. Nodularia
8. G.S. Conferva
9. Bl.S. Vaucheria
10. N.S. Sphacelaria
11. P.S. Griffitſia
12. B.S. Champia
13. A.S. Chaetoſpora

III. Claſſe.
Droßler, Trachearіae
Farren uſw.

I. Stufe.
Stock-Droßler
Farren.

I. Ordn.
Mark-Droßler
Lebermooſe.

1. Zunft.
Zellen-Droßler
Laſchen.

a. Stock-Laſchen.

1. Sippſch.
Mark-Laſchen.

1. Z.L. Riccia
2. A.L. Sphaerocarp.
3. D.L. Blaſia

2. Sippſch.
Stamm-Laſchen.

4. W.L. Anthoceros
5. St.L. Blandowia
6. L.L. Targionia

b. Bluſt-Laſchen.

3. Sippſch.
Blüthen-Laſchen.

7. G.L. Duvalia
8. G.L. Marchantia
9. Bl.L. Lunularia

4. Sippſch.
Frucht-Laſchen.

10. N.L. Merkia
11. P.L. Jungermann.
12. B.L. Muſcoides
13. A.L. Jungerman.

2. Zunft.
Ader-Droßler
Sprehnen.

1. Z.S. Bernhardia
2. A.S. Tmeſipteris
3. D.S. . . .
4. W.S. Stachygyn.
5. St.S. Plananthus
6. L.S. Lycopodium
7. G.S. Ophiogloſſ.
8. Gröps-Sprehnen. .
9. Bl.S.-Sprehnen. . .
10. N.S. Botrychium
11. P.S. Helminthoſtach.
12. Beeren-Sprehne. . .
13. Apfel-Sprehne. . .

Stamm-Pflanzen.

IV. Claſſe
Wurzler, Radicariae.
Zwiebeln uſw.

I. Stufe.
Stock-Wurzler
Knollen.

I. Ordn.
Mark-Wurzler
Orchjden.

1. Zunft.
Zellen-Wurzler
Ragen

a. Stock-Ragen.

1. Sippſch.
Mark-Ragen.
1. Z.R. Satyrium
2. K.R. Diſa
3. D.R. Diſperis

2. Sippſch.
Stamm-Ragen.
4. W.R. Orchis
5. St.R. Habenaria
6. L.R. Ophrys

b. Bluſt-Ragen.

3. Sippſch.
Bluthen-Ragen.
7. S.R. Corycium
8. G.R. Serapias
9. Bl.R. Pterigodium

4. Sippſch.
Frucht-Ragen.
10. N.R. Neottia
11. P.R. Cranichis
12. B.R. Diuris
13. A.R. Thelymitra

2. Zunft.
Ader-Wurzler
Dingel.
1. Z.D. Arethuſa
2. A.D. Epipactis
3. D.D. Microtis
4. W.D. Acianthus
5. St.D. Cyrtoſtylis
6. L.D. Chiloglottis
7. S.D. Gloſſodia
8. G.D. Pteroſtylis
9. Bl.D. Caleana
10. N.D. Caladenia
11. P.D. Lyperanthus
12. B.D. Coryſanthes
13. A.D. Cypripedium

V. Claſſe
Stengler, Cauliariae.
Gräſer uſw.

I. Stufe.
Stock-Stengler
Gräſer

I. Ordn.
Mark-Stengler
Aehrengräſer

1. Zunft.
Zellen-Stengler
Roggen.

a. Stock-Roggen.

1. Sippſch.
Stock-Roggen.
1. Z.R. Nardus
2. A.R. Rottboellia
3. D.R. Aegilops

2. Sippſch.
Stamm-Roggen.
4. W.R. Lolium
6. St.R. Secale
5. L.R. Triticum

b. Bluſt-Roggen.

3. Sippſch.
Bluthen-Roggen.
7. S.R. Elymus
8. G.R. Hordeum
9. Bl.R. Pariana

4. Sippſch.
Frucht-Roggen.
10. N.R. Seſaleria
11. P.R. Cynoſurus
12. B.R. Penniſetum
13. A.R. Cenchrus

2. Zunft.
Ader-Stengler
Lieſche.
1. Z.L. Knappia
2. A.L. Thuarea
3. D.L. Ctenium
4. W.L. Crypſis
5. St.L. Phleum
6. L.L. Diplopogon
7. S.L. Diarrhena
8. G.L. Triplaſis
9. Bl.L. Triaena
10. St.L. Lygeum
11. P.L. Cornucopiae
12. B.L. Coix
13. A.L. Zea

VI. Claſſe.
Lauber, Foliariae.
Palmen uſw.

I. Stufe.
Stock-Lauber
Spargeln uſw.

I. Ordn.
Mark-Lauber
Rohrkolben uſw.

1. Zunft.
Zellen-Lauber
Mocke.

a. Stock-Mocke.

1. Sippſch.
Stock-Mocke.
1. Z.M. Cynomorium
2. Ader-Mock. . .
3. Droſſel-Mock. . .

2. Sippſch.
Stamm-Mocke.
4. W.M. Balanoph.
5. St.M. Langsdorf.
6. L.M. Heloſis

b. Bluſt-Mocke.

3. Sippſch.
Bluthen-Mocke.
7. Samen-Mock. . .
8. Gröps-Mock. . .
9. Blumen-Mock. . .

4. Sippſch.
Frucht-Mocke.
10. Nuß-Mock.
11. Pflaumen-Mock.
12. Beeren-Mock.
13. Apfel-Mock.

2. Zunft.
Ader-Lauber
Duſen
1. Zellen-Duſe . . .
2. A.D. Typhae
3. D.D. Sparganium
4. W.D. Acorus
5. St.D. Tupiſtra?
6. L.D. Orontium
7. Samen-Duſe (Rhodea)
8. Gröps-Duſe. . .
9. Blumen-Duſe. . .
10. Stengel-Duſe. . .
11. Pflaumen-Duſe. . .
12. Beeren-Duſe. . .
13. Apfel-Duſe. . .

3. Zunft.
Droſſel-Zeller.
Pöle.

1. Z.P. Podiſoma
2. A.P. Gymnoſporang.
3. Droſſel-Pöl . . .
4. Wurzel-Pöl . . .
5. St.P. Didymoſpor.
6. L.P. Bactridium
7. S.P. Coryneum
8. G.P. Sarcopodium
9. Bl.P. Conoplea
10. Nuß-Pöl . . .
11. P.P. Aſteroſporium
12. B.P. Phragmotrich.
13. A.P. Proſthemium

3. Zunft.
Droſſel-Aderer.
Flappe.

1. Z.F. Meſogloja
2. A.F. Batrachoſperm.
3. D.F. Bulbochaete
4. W.F. Ectoſperma
5. St.F. Codium
6. L.F. Valonia
7. S.F. Galothrix
8. G.F. Cladoſtephus
9. Bl.F. Ceramium
10. N.F. Ectocarpus
11. P.F. Hutchinſia
12. B.F. Rhytiphloea
13. A.F. Lomentaria

3. Zunft.
Droſſel-Droßler.
Oſen.

1. Z.O. Marattia
2. A.O. Danaea
3. Droſſel-Oſe . . .
4. W.O. Platyzoma
5. St.O. Gleichenia
6. L.O. Mertenſia
7. S.O. Mohria
8. G.O. Todea
9. Bl.O. Angiopteris
10. N.O. Lygodium
11. P.O. Schizaea
12. B.O. Anemia
13. A.O. Osmunda

II. Ordn.
Stamm-Zeller
Schimmel.

4. Zunft.
Wurzel-Zeller
Muche.

1. Z.M. Mucor
2. A.M. Thamnidium
3. D.M. Melidium
4. W.M. Didymocrater
5. St.M. Aſcophora
6. L.M. Pilobolus
7. S.M. Polyactis
8. G.M. Aſpergillus
9. Bl.M. Synzygites
10. N.M. Trichoderma
11. P.M. Stilbum
12. B.M. Amphiconium
13. A.M. Antennaria

II. Ordn.
Stamm-Aderer
Tange.

4. Zunft.
Wurzel-Aderer
Schleipen.

1. Z.S. Protococcus
2. A.S. Palmella
3. D.S. Echinella
4. W.S. Tremella
5. St.S. Rivularia
6. L.S. Chaetophora
7. S.S. Alyſium
8. G.S. Caulerpa
9. Bl.S. Solenia
10. N.S. Anadyomene
11. P.S. Tetraſpora
12. B.S. Ulva
13. A.S. Porphyra

5. Zunft.
Stengel-Zeller
Moder.

1. Z.M. Sepedonium
2. A.M. Acremonium
3. D.M. Sporotrichum
4. W.M. Dematium
5. St.M. Helicoſpor.
6. L.M. Actinocladium
7. S.M. Haplaria
8. G.M. Botrytis
9. Bl.M. Penicillium
10. N.M. Ceratium
11. P.M. Iſaria
12. B.M. Coremium
13. A.M. Cephalotrichum

5. Zunft.
Stengel-Aderer
Söllen.

1. Z.S. Polyides
2. A.S. Digenea
3. D.S. Ptilota
4. W.S. Daſia
5. St.S. Chondria
6. L.S. Rhodomela
7. S.S. Dumontia
8. G.S. Gratelupia
9. Bl.S. Thamnophora
10. N.S. Sphaerococcus
11. P.S. Plocamium
12. B.S. Amanſia
13. A.S. Delesſeria

5. Zunft.
Stengel-Droßler
Spaunen.

1. Z.S. Aſplenium
2. A.S. Scolopendr.
3. D.S. Diplazium
4. W.S. Woodſia
5. St.S. Cyathea
6. L.S. Hemitelia
7. S.S. Pleopeltis
8. A.S. Didymochlaena
9. Bl.S. Aſpidium
10. N.S. Struthiopt.
11. P.S. Lomaria
12. B.S. Hymenolepis
13. A.S. Onoclea

3. Zunft. Drossel-Wurzler. Stengel.	3. Zunft. Drossel-Stengler. Schwaden.	3. Zunft. Drossel-Lauber. Schmielen.
1. Z.St. Lepanthes	1. Z.Sch. Beckmannia	
2. A.St. Stelis	2. A.Sch. Mühlenbergia	
3. D.St. Telopogon	3. D.Sch. Spartina	
4. W.St. Malaxis	4. W.Sch. Alopecurus	
5. St.St. Cymbidium	5. St.Sch. Lagurus	
6. L.St. Oncidium	6. L.Sch. Phalaris	
7. G.St. Dendrobium	7. G.Sch. Paspalum	
8. G.St. Gongora	8. G.Sch. Perotis	
9. Bl.St. Anguloa	9. B.Sch. Saccharum	
10. N.St. Limodorum	10. N.Sch. Eleusine	
11. P.St. Aerides	11. P.Sch. Chloris	
12. B.St. Epidendrum	12. B.Sch. Tripsacum	
13. A.St. Vanilla	13. A.Sch. Andropogon	

II. Ordn. Stamm-Wurzler Seitamineen usw.	II. Ordn. Stamm-Stengler Rispengräser. 789	II. Ordn. Stamm-Lauber Spargeln.
4. Zunft. Wurzel-Wurzler Margen.	4. Zunft. Wurzel-Stengler Schmielen.	4. Zunft. Wurzel-Lauber Beischen.
1. Z.M. Kaempferia	1. Z.Sch. Agrostis	1. Zellen-Beische . . .
2. Ader-Marge . . .	2. A.Sch. Milium	2. Ader-Beische . . .
3. D.M. Curcuma	3. D.Sch. Cinna	3. D.B. Begonia
4. W.M. Zingiber	4. W.Sch. Pentapogon	4. W.B. Dioscorea
5. St.M. Costus	5. St.Sch. Stipa	5. St.B. Retinaria
6. L.M. Hedychium	6. L.Sch. Aristida	6. L.B. Rajania
7. G.M. Hellenia	7. G.Sch. Ehrharta	7. G.B. Tamus
8. G.M. Alpinia	8. G.Sch. Leersia	8. Gröps-Beische . . .
9. Bl.M. Globba	9. Bl.Sch. Oryza	9. Bl.B. Oncus
10. N.M. Amomum	10. N.Sch. Olyra	10. N.B. Ophiopogon
11. P.M. Mantisa	11. P.Sch. Hydrochloa	11. P.B. Fluggea
12. B.M. Cardamom.	12. B.Sch. Zizania	12. B.B. Peliosanthes
13. A.M. Renealmia	13. A.Sch. Luziola	13. A.B. Alstroemeria?
5. Zunft. Stengel-Wurzler Flohnen.	5. Zunft. Stengel-Stengler Hirsen.	5. Zunft. Stengel-Lauber Bruse.
1. Z.F. Phrynium	1. Z.H. Anthoxanthum	1. Z.B. Tetroncium
2. A.F. Myrosma	2. A.H. Melica	2. A.B. Nepenthes
3. D.F. Thalia	3. D.H. Uniola	3. D.B. Ruscus
4. W.F. Maranta	4. W.H. Lappago	4. W.B. Smilax
5. St.F. Calathea	5. St.H. Manisuris	5. St.B. Hipogonum
6. L.F. Canna	6. L.H. Panicum	6. L.B. Brunnea
7. G.F. Strelitzia	7. G.H. Pappophorum	7. G.B. Paris
8. A.F. Heliconia	8. A.H. Anthesteria	8. A.B. Trillium
9. Bl.F. Urania	9. Bl.H. Sorghum	9. Bl.B. Medeola
10. Nuß-Flohne . . .	10. N.H. Pharus	10. N.B. Drymophila
11. P.F. Ensete	11. P.H. Xerochloa	11. P.B. Flagellaria
12. Beeren-Flohne . . .	12. B.H. Agluda	12. B.B. Floscopa
13. A.F. Musa	13. A.H. Zeuglites	13. A.B. Stemona

6. Zunft. Laub-Zeller Bolje.	6. Zunft. Laub-Aderer. Klöder.	6. Zunft. Laub-Droßler Flatten.
1. Z.B. Erineum	1. Z.K. Chordaria	1. Z.F. Cochlidium
2. A.B. Fumago	2. A.K. Scytoſiphon	2. A.F. Hemionites
3. D.B. Helicomyces	3. D.K. Sporochnus	3. D.F. Gymnogramma
4. W.B. Torula	4. W.K. Encoelium	4. W.F. Grammitis
5. St.B. Acroſporium	5. St.K. Haliſeris	5. St.F. Taenitis
6. L.B. Acrotamnium	6. L.K. Laminaria	6. L.F. Notochlaena
7. S.B. Byſſus	7. S.K. Polyphacum	7. S.F. Xiphopteris
8. G.B. Hyphasma	8. G.K. Lichina	8. G.F. Ceterach
9. Bl.B. Racodium	9. Bl.K. Furcellaria	9. Bl.F. Meniſcium
10. N.B. Ozonium	10. N.K. Fucus	10. N.F. Cyclophorus
11. P.B. Himantia	11. P.K. Cyſtoſeira	11. P.F. Polypodium
12. B.B. Xyloſtroma	12. B.K. Macrocyſtis	12. B.F. Agroſtichum
13. A.B. Rhizomorpha	13. A.K. Sargaſſum	13. A.F. Polybotrya
II. Stufe. Bluſt-Zeller Blaſen-Pilze.	II. Stufe. Bluſt-Aderer Mooſe uſw.	II. Stufe. Bluſt-Droßler Kolben.
III. Ordn. Blüthen-Zeller Balgpilze.	III. Ordn. Blüthen-Aderer Flechten.	III. Ordn. Blüthen-Droßler Fluvialen.
7. Zunft. Samen-Zeller Kille.	7. Zunft. Samen-Aderer Rahlen.	7. Zunft. Samen-Droßler Jämen.
1. Z.K. Eurotium	1. Z.R. Spiloma	1. Z.J. Azolla
2. A.K. Myrothecium	2. A.R. Arthonia	2. Ader-Jäme . . .
3. D.K. Licea	3. D.R. Solorina	3. Droſſel-Jäme . . .
4. W.K. Spumaria	4. W.R. Graphis	4. W.J. Pilularia
5. St.K. Lycogala	5. St.R. Opegrapha	5. St.J. Iſoetes
6. L.K. Lignydium	6. L.R. Gyrophora	6. Laub-Jäme . . .
7. S.K. Phyſarum	7. S.R. Limboria	7. S.J. Salvinia
8. G.K. Cionium	8. G.R. Gyalecta	8. G.J. Marſilea
9. Bl.K. Diderma	9. Bl.R. Lecidea	9. Blumen-Jäme . . .
10. N.K. Trichia	10. N.R. Verrucaria	10. N.J. Lemna
11. P.K. Arcyria	11. P.R. Porina	11. Pflaumen-Jäme . . .
12. B.K. Cribraria	12. B.R. Thelotrema	12. Beeren-Jäme . . .
13. A.K. Craterium	13. A.R. Endocarpon	13. Apfel-Jäme . . .
8. Zunft. Gröps-Zeller Buffe.	8. Zunft. Gröps-Aderer Stuppen.	8. Zunft. Gröps-Droßler Narfen.
1. Z.B. Atractobolus	1. Z.St. Porothelium	1. Z.N. Ruppia
2. A.B. Thelebolus	2. A.St. Trypethelium	2. A.N. Zannichellia
3. D.B. Sphaerobolus	3. D.St. Aſtrothelium	3. Droſſel-Narfe . . .
4. W.B. Onygena	4. W.St. Glyphis	4. W.N. Kernera
5. St.B. Tyloſtoma	5. St.St. Chiodecton	5. St.N. Phucagroſtis
6. L.B. Lycoperdon	6. Laub-Stuppe . . .	6. L.N. Zoſtera
7. S.B. Geaſtrum	7. Samen-Stuppe . . .	7. S.N. Caulinia
8. G.B. Actinoderm.	8. G.St. Sphaerophoron	8. Gröps-Narfe . . .
9. Bl.B. Mitremyces	9. Bl.St. Roccella	9. Bl.N. Potamogeton
10. N.B. Epichyſium	10. N.St. Iſidium	10. N.N. Podoſtemum
11. P.B. Polyangium	11. P.St. Baeomyces	11. P.N. Dicraeia
12. B.B. Piſocarpium	12. B.St. Stereocaulon	12. B.N. Muiopſis
13. A.B. Cyathus	13. A.St. Cenomyce	13. A.N. Lacis

6. Zunft.	6. Zunft.	6. Zunft.
Laub-Wurzler	Laub-Stengler	Laub-Stengler
Glüben.	Schilfe.	Zauken.
1. Z.G. Aſtelia	1. Z.G. Briza	1. Z.Z. Aſparagus
2. A.G. Tillandſia	2. A.G. Bromus	2. A.Z. Phileſia
3. D.G. Bonapartea	3. D.G. Poa	3. D.Z. Callixene
4. W.G. Guzmannia	4. W.G. Aira	4. W.Z. Euſtrephus
5. St.G. Pourretia	5. St.G. Feſtuca	5. St.Z. Luzuriaga
6. L.G. Pitcairnia	6. L.G. Dactylis	6. L.Z. Lapageria
7. G.G. Barbacenia	7. G.G. Avena	7. G.Z. Uvularia
8. G.G. Velloſia	8. G.G. Holcus	8. G.Z. Streptopus
9. Bl.G. Radia	9. Bl.G. Arundo	9. Bl.Z. Convallaria
10. Nuß-Glübe . . .	10. N.G. Spinifex	10. N.Z. Herreria
11. P.G. Aechmea	11. P.G. Arundinaria	11. P.Z. Dianella
12. B.G. Karatas	12. B.G. Naſtus	12. B.Z. Cordyline
13. A.G. Bromelia	13. A.G. Bambuſa	13. A.Z. Dracaena
II. Stufe.	II. Stufe.	II. Stufe.
Bluſt-Wurzler	Bluſt-Stengler	Bluſt-Lauber
Zwiebeln.	Binſen uſw.	Palmen uſw.
III. Ordn.	III. Ordn.	III. Ordn.
Blüthen-Wurzler	Blüthen-Stengler	Blüthen-Lauber
Narciſſoiden.	Simſen.	Rottange uſw.
7. Zunft.	7. Zunft.	7. Zunft.
Samen-Wurzler	Samen-Stengler	Samen-Lauber
Schwertel.	Seggen.	Bralen.
1. Z.Sch. Crocus	1. Z.S. Eriophorum	1. Zellen-Brale . . .
2. A.Sch. Witſenia	2. A.S. Fuirena	2. Ader-Brale . . .
3. D.Sch. Ixia	3. D.S. Scirpus	3. Droſſel-Brale . . .
4. W.Sch. Gladiolus	4. W.S. Schoenus	4. Wurzel-Brale . . .
5. St.Sch. Antholyza	5. St.S. Kyllingia	5. Stengel-Brale . . .
6. L.Sch. Ariſtea	6. L.S. Cyperus	6. Laub-Brale . . .
7. G.S. Sifyringium	7. G.S. Carex	7. Samen-Brale . . .
8. G.Sch. Galaxia	8. G.S. Diplacrum	8. Gröps-Brale . . .
9. Bl.Sch. Ferraria	9. Bl.S. Scleria	9. Blumen-Brale . . .
10. N.Sch. Marica	10. N.S. Cauſtis	10. N.B. Zamia
11. P.Sch. Paterſonia	11. P.S. Cladium	11. P.B. Cycas
12. B.Sch. Moraea	12. B.S. Gahnia	12. Beeren-Brale . . .
13. A.Sch. Iris	13. A.S. Miegia	13. Apfel-Brale . . .
8. Zunft.	8. Zunft.	8. Zunft.
Gröps-Wurzler	Gröps-Stengler	Gröps-Lauber
Tufen.	Senden.	Pinten.
1. Z.T. Xiphidium	1. Z.S. Leptocarpus	1. Zellen-Pinte . . .
2. A.T. Hagenbachia	2. A.S. Willdenowia	2. A.P. Cyclanthus
3. D.T. Wachendorſia	3. D.S. Thamnochortus	3. D.P. Salmia
4. W.T. Heritiera	4. W.S. Lyginia	4. W.P. Pandanus
5. St.T. Dilatris	5. St.S. Elegia	5. St.P. Pandanus
6. L.T. Haemodorum	6. L.S. Reſtio	6. L.P. Pandanus
7. G.T. Lanaria	7. G.S. Desvauxia	7. Samen-Pinte . . .
8. G.T. Conoſtylis	8. G.S. Hyphydra	8. Gröps-Pinte . . .
9. Bl.T. Anigozanthes	9. Bl.S. Eriocaulon	9. Bl.P. Nipa
10. N.T. Phlebocarya	10. N.S. Xyris	10. Nuß-Pinte . . .
11. P.T. Lophiola	11. P.S. Philydrum	11. Pflanmen-Pinte . . .
12. B.T. Curculigo	12. B.S. Cartonema	12. Beeren-Pinte . . .
13. A.T. Hypoxis	13. Apfel-Sende . . .	13. A.P. Elephantuſia

9. Zunft. Blumen-Zeller. Trüffeln.	9. Zunft. Blumen-Aderer. Raſpen	9. Zunft. Blumen-Droßler. Schwideln
1. Z.T. Acinula	1. Z.R. Collema	1. Z.S. Hydrogeton?
2. A.T. Sclerotium	2. A.R. Urceolaria	2. A.S. Aponogeton
3. D.T. Acroſperm.	3. D.R. Lecanora	3. D.S. Saururus
4. W.T. Laſiobotrys	4. W.R. Parmelia	4. W.S. Peperomia
5. St.T. Podoſphaera	5. St.R. Sticta	5. St.S. Piper
6. L.T. Albigo	6. L.R. Peltidea	6. Laub-Schwidel. . .
7. S.T. Rhizoctonia	7. S.R. Dufourea	7. S.S. Gymnoſtach.
8. G.T. Uperrhiza	8. G.R. Cornicularia	8. G.S. Pothos
9. Bl.T. Pachyma	9. Bl.R. Usnea	9. Bl.S. Dracontium
10. N.T. Endogone	10. N.R. Ramalina	10. N.S. Houttuynia
11. P.T. Polygaſter	11. P.R. Alectoria	11. P.S. Arum
12. B.T. Rhizopogon	12. B.R. Evernia	12. B.S. Caladium
13. A.T. Tuber	13. A.R. Cetraria	13. A.S. Calla

IV. Ordn. Frucht-Zeller Hutpilze uſw.	IV. Ordn. Frucht-Aderer Mooſe	IV. Ordn. Frucht-Droßler Kätzchen
10. Zunft. Nuß-Zeller Rimpeln	10. Zunft. Nuß-Aderer Teiſche	10. Zunft. Nuß-Droßler Merren
1. Z.R. Leptoſtroma	1. Z.T. Phascum	1. Z.M. Hippuris
2. A.R. Phoma	2. A.T. Bruchia	2. A.M. Callitriche
3. D.R. Oytiſpora	3. D.T. Voitia	3. D.M. Najas
4. W.R. Xyloma	4. W.T. Hedwigia	4. Wurzel-Merre. . .
5. St.R. Thamnomyces	5. St.T. Gymnoſtom.	5. St.M. Ceratophyl.
6. L.R. Sphaeria	6. L.T. Sphagnum	6. L.M. Myriophyll.
7. S.R. Excipula	7. S.T. Leptoſtomum	7. S.M. Ceratocarp.
8. G.R. Actidium	8. G.T. Hymenoſtom.	8. G.M. Salicornia
9. Bl.R. Glonium	9. Bl.T. Calymperes	9. Blumen-Merre. . .
10. N.R. Hyſterium	10. N.T. Buxbaumia	10. N.M. Salſola
11. P.R. Rhytisma	11. P.T. Dawſonia	11. P.M. Suaeda
12. B.R. Phacidium	12. B.T. Lyellia	12. B.M. Anabaſis
13. A.R. Tryblidium	13. A.T. Polytrich.	13. A.M. Caroxylon

11. Zunft. Pflaumen-Zeller Kunze	11. Zunft. Pflaumen-Aderer Zullen	11. Zunft. Pflaumen-Droßler Röbel
1. Z.K. Hymenella	1. Z.Z. Andreaea	1. Z.R. Chara
2. A.K. Agyrium	2. A.Z. Tetraphis	2. Ader-Röbel. . .
3. D.K. Dacryomyces	3. D.Z. Octoblephar.	3. D.R. Equiſetum
4. W.K. Naematelia	4. W.Z. Conoſtomum	4. W.R. Calligonum
5. St.K. Exidia	5. St.Z. Encalypta	5. St.R. Ephedra
6. L.K. Gyraria	6. L.Z. Grimmia	6. L.R. Caſuarina
7. S.K. Solenia	7. S.Z. Dicranum	7. Samen-Röbel. . .
8. G.K. Stictis	8. G.Z. Desmatodon	8. Gröps-Röbel. . .
9. Bl.K. Tympanis	9. Bl.Z. Barbula	9. Bl.R. Batis
10. N.K. Bulgaria	10. N.Z. Didymodon	10. N.R. Comptonia
11. P.K. Aſcobolus	11. P.Z. Tayloria	11. P.R. Myrica
12. B.K. Patellaria	12. B.Z. Syſtylium	12. B.R. Nageia
13. A.K. Peziza	13. A.Z. Splachnum	13. Apfel-Röbel.

9. Zunft. Blumen-Wurzler. Glitzen	9. Zunft. Blumen-Stengler. Binsen	9. Zunft. Blumen-Lauber. Tacken
1. Z.G. Tulbaghia	1. Z.B. Juncus	1. Zellen-Tacke
2. A.G. Narciſſus	2. A.B. Luzula	2. A.T. Zalacca
3. D.G. Pancratium	3. D.B. Aphyllanth.	3. D.T. Calamus
4. W.G. Euſtephia	4. W.B. Calectaſia	4. W.T. . .
5. St.L. Cyrtanthus	5. St.B. Daſypogon	5. St.T. Sagus
6. L.G. Crinum	6. L.B. Xerotes	6. L.T. Hakum
7. S.G. Peliosanthes	7. S.B. Tradeſcantia	7. S.T. Lepidocaryum
8. G.G. Griffinia	8. G.B. Syena	8. G.T. Mauritia
9. Bl.G. Amaryllis	9. Bl.B. Commelina	9. Bl.T. . .
10. N.G. Leucojum	10. N.B. Campelia	10. Nuß-Tacke
11. P.G. Galanthus	11. P.B. Dichoriſandra	11. Pflaumen-Tacke
12. B.G. Strumaria	12. B.B. Muaſium	12. Beeren-Tacke
13. A.G. Haemanthus	13. A.B. Pollia	13. Apfel-Tacke

IV. Ordn. Frucht-Wurzler Liliaceen	IV. Ordn. Frucht-Stengler Zeitlosen	IV. Ordn. Frucht-Lauber Palmen
10. Zunft. Nuß-Wurzler Rinsen	10. Zunft. Nuß-Stengler Sieven	10. Zunft. Nuß-Lauber Otten
1. Z.R. Bulbine	1. Z.S. Lilaea	1. Z.O. Desmoncus
2. A.R. Arthropodium	2. A.S. Triglochin	2. A.O. Bactris
3. D.R. Narthecium	3. D.S. Scheuchzer..	3. D.O. Aſtrocaryum
4. W.R. Anthericum	4. W.S. Sagittaria	4. W.O. Guilielma
5. St.R. Chlorophyt.	5. St.S. Alisma	5. St.O. Jubaea
6. L.R. Asphodelus	6. L.S. Damaſonium	6. L.O. Elaeis
7. S.R. Stypandra	7. S.S. Limnochar.	7. S.O. Diplothem.
8. G.R. Thyſanotus	8. G.S. Hydrocleis	8. G.O. Attalia
9. Bl.R. Sowerbaea	9. Bl.S. Butomus	9. Bl.O. Manicaria
10. N.R. Laxmannia	10. N.S. Tricoryne	10. N.O. Elate
11. P.R. Borya	11. P.S. Anguillaria	11. P.O. Maximilian.
12. B.R. Johnſonia	12. B.S. Schelhammera	12. B.O. Syagrus
13. A.R. Xanthorrhoea	13. A.S. Lichtenſteinia	13. A.O. Cocos
11. Zunft. Pflaum.-Wurzler Zwiebe	11. Zunft. Pflaumen-Stengler Germer	11. Zunft. Pflaumen-Lauber Näven
1. Z.L. Brodiaea	1. Z.G. Toſieldia	1. Z.N. . .
2. A.L. Maſſonia	2. A.S. Plecа	2. A.O. Aiphanes
3. D.L. Albuca	3. D.G. Burchardia	3. D.N. Oreodoxa
4. W.L. Allium	4. W.G. Nolina	4. W.N. Martinezia
5. St.L. Ornithogal.	5. St.G. Veratrum	5. St.N. Iriartea
6. L.L. Agapanthus	6. L.G. Helonias	6. L.N. Ceroxylon
7. S.L. Erioſpermum	7. S.G. Bulbocodium	7. Samen-Näve
8. G.L. Scilla	8. G.G. Merendera	8. Kropf-Näve
9. Bl.L. Cyanella	9. Bl.G. Colchicum	9. Bl.N. Gomutus?
10. N.L. Lachenalia	10. N.G. Androcymb.	10. Nuß-Näve
11. P.L. Phormium	11. P.G. Melanthium	11. P.N. Morenia
12. B.L. Hyacinthus	12. B.G. Zigadenus	12. Beeren-Näve
13. A.L. Eucomis	13. A.G. Calochortus	13. A.N. Phoenix

12. Zunft. Beeren-Zeller Morcheln.	12. Zunft. Beeren-Aderer Gieche.	12. Zunft. Beeren-Droßler Tannen.
1. Z.M. Piſtillaria	1. Z.G. Zygodon	1. Z.T. Pinus
2. A.M. Typhula	2. A.G. Codonoblepharon	2. A.T. Belis
3. D.M. Grinula	3. D.G. Orthotrichum	3. D.T. Altingia
4. W.M. Mitrula	4. W.G. Funaria	4. W.T. Eutaſſa
5. St.M. Spatularia	5. St.G. Meeſia	5. St.T. Colymbea
6. L.M. Clavaria	6. L.G. Diplocomium	6. L.T. Agathis
7. S.M. Clathrus	7. S.G. Cinclidium	7. S.T. Cupreſſus
8. G.M. Phallus	8. G.G. Timmia	8. G.T. Thyja
9. Bl.M. Batarrea	9. Bl.G. Schlotheimia	9. Bl.T. Juniperus
10. R.M. Rhizina	10. R.G. Pohlia	10. R.T. Dacrydium
11. P.M. Leotia	11. P.G. Bartramia	11. P.T. Taxus
12. B.M. Helvella	12. B.G. Mnium	12. B.T. Podocarpus
13. A.M. Morchella	13. A.G. Bryum	13. A.T. Salisburia

13. Zunft. Apfel-Zeller Reiſche.	13. Zunft. Apfel-Aderer Tagel.	13. Zunft. Apfel-Droßler Buchen.
1. Z.R. Thelephora	1. Z.T. Octodiceras	1. Z.B. Salix
2. A.R. Phlebia	2. A.T. Fiſſidens	2. A.B. Populus
3. D.R. Hericium	3. D.T. Leucodon	3. D.B. Betula
4. W.R. Fiſtulina	4. W.T. Fabronia	4. Wurzel-Buche . . .
5. St.R. Boletus	5. St.T. Pterigynandr.	5. St.B. Liquidambar
6. L.R. Polyporus	6. L.T. Laſia	6. L.B. Platanus
7. S.R. Daedalea	7. S.T. Antitrichia	7. S.B. Carpinus
8. G.R. Merulius	8. G.T. Anacamptodon	8. G.B. Oſtrya
9. Bl.R. Cantharellus	9. Bl.T. Neckera	9. Bl.B. Hedyosmum
10. R.R. Syſtotrema	10. R.T. Fontinalis	10. R.B. Corylus
11. P.R. Gomphus	11. P.T. Climacium	11. P.B. Quercus
12. B.R. Schizophyll.	12. B.T. Leſkia	12. B.B. Fagus
13. A.R. Agaricus	13. A.T. Hypnum	13. A.B. Caſtanea

12. Zunft. Beeren-Wurzler Lilien.	12. Zunft. Beeren-Stengler Plumpen.	12. Zunft. Beeren-Lauber Limmen.
1. Z.L. Funkia	1. Z.P. Serpicula	1. Z.L. Geonoma
2. A.L. Blandfordia	2. A.P. Blyxa	2. A.L. Hyoſpathe
3. D.L. Hemerocallis	3. D.P. Vallisneria	3. D.L. Chamaedorea
4. Wurzel-Lilie . . .	4. W.P. Ottelia	4. W.L. Wallichia
5. St.L. Millea?	5. St.P. Hydrocharis	5. St.L. Seaforthia
6. L.L. Polyanthes	6. L.P. Stratiotes	6. L.L. Caryota
7. Samen-Lilie . . .	7. S.P. Tripterella	7. S.L. Leopoldinia
8. G.L. Erythronium	8. G.P. Burmannia	8. G L.Ptychoſperma
9. Bl.L. Glorioſa	9. Bl.P. Caſſebeeria	9. Bl.L. Kunthia
10. N.L. Tulipa	10. N.P. Campynema	10. N L. Areca
11. P.L. Fritillaria	11. P.P. Proſerpinaca	11. P.L. Oenocarpus
12. B.L. Lilium	12. Beeren-Plumpe . . .	12. B.L. Euterpe
13. A.L. Yucca	13. A.P. Trapa	13. A L. Gomutus

13. Zunft. Apfel-Wurzler Uchten.	13. Zunft. Apfel-Stengler Mummeln.	13. Zunft. Apfel-Lauber Wunnen.
1. Z.U. Aletris	1. Zellen-Mummel . . .	1. Z.W. Rhapis
2. A.U. Sanſeviera	2. A.M. Piſtia	2. A.W. Chamaerops
3. D.U. Veltheimia	3. D.M. Ambroſinia	3. Droſſel-Wunne . . .
4. W.U. Lomatophyllum	4. W.M. Heteranthera	4. W.W. Liviſtona
5. St.U. Apicra	5. St.M. Pontederia	5. St.W. Taliera
6. L.U. Aloe	6. L.M. Menyanthes	6. L.W. Corypha
7. S.U. Millea	7. S.M. Nectris	7. S.W. Thrinax
8. G U. Rhipidodendron	8. G.M. Floerkea	8. G.W. Sabal
9. Bl.U. Alſtroemeria	9. B.M. Braſenia	9. Bl.W. Licuala
10. N.U. Gethyllis	10. N.M. Nuphar	10. N W. Hyphaene
11. P.U. Doryanthes	11. P.M. Nymphaea	11. P.W. Lodoicea
12. B.U. Furcraea	12. B.M. Euryale	12. B W. Latania
13. A.U. Agave	13. A.M. Nelumbium	13. A.W. Boraſſus

Dietrich Werner
Ich habe gewisse Schwierigkeiten

Mit Stolz blicke ich auf meine langjährige Mitgliedschaft zurück. Ich war aktiv, ich stand treu zu unserer Sache, ich habe mich durch musterhaftes Verhalten ausgezeichnet. Ich zähle mich zu den Veteranen. Ich war von Anfang an dabei. Unsere Ziele bestachen durch ihre Klarheit, unser Programm war eindeutig umrissen, Punkt für Punkt. Ich kannte die Satzungen auswendig. Und stets war ich bemüht, mich über die Vorgänge in unserer Gesellschaft zu unterrichten. Du mußt dich auf dem laufenden halten, sage ich mir, du mußt mit der Zeit gehen, du mußt mitreden können. Deswegen beziehe ich regelmäßig die Mitteilungen der Gesellschaft. Ich habe die Jahrgänge sorgfältig binden lassen, habe sie ordnungsgemäß nebeneinander gereiht. Die Regale sind lückenlos aufgefüllt, sie nehmen die ganze Wand ein: eine Fläche, nüchtern dekorativ, streng aus einheitlichen Bücherrücken zusammengesetzt, meinen steten Sammlergeist, meinen Wissensdrang verratend, eine Fläche, deren Ausmaß durch Aneinanderschichten von Papier entstanden ist. Und was ist schon eine Papierdicke! Wievieler Blattstärken bedurfte es, bis sie auch nur eine einzige Regalzeile füllten! Und jedes dieser Blätter ist vorn und hinten bedruckt, jede Seite vermittelt Kenntnisse, auf die es ankommt, wichtige Kenntnisse, ohne die ich in den Augen der Gesellschaft nicht bestehen kann. Dabei werden die Mitteilungen immer differenzierter, der Umfang der einzelnen Nummern wächst, und neuerdings erscheinen sie gar in kürzeren Abständen. Ich frage mich, wie das weitergehen soll. Leopold, mein Verwalter, hat mir zwar gewisse Vorschläge genannt, wie und wo die sich ansammelnden Hefte unterzubringen seien, aber das sind nur Übergangsregelungen. Die jüngeren Nummern verteilen sich unaufgeräumt über die enge Stube, ganze Packen liegen auf meinem Bett, über und unter und zwischen der verwurstelten Decke. Obendrauf hat Leopold den Sessel gestellt und das Waschgestell. Ich glaube, er folgte damit einer meiner Anweisungen, denn ich hatte einmal geplant, den Fußboden zu säubern.

Ich befürchtete nämlich, die Menge der Gegenstände, des Kleinzeugs, der Papiere könnte sich unter dem Bett wuchernd vermehren, und beschloß, der sich entwickelnden Verfilzung energisch entgegenzuwirken. Deshalb hatte Leopold das Bett von der Wand gezogen, soweit die Größe des Raums dies erlaubte. Und damit ich ihm nicht hinderlich sei, empfahl mir Leopold, einstweilen das provisorische Regal zu beziehen, das zwar für die neuen Bände vorgesehen, mittlerweile jedoch bereits zu klein für diesen Zweck ist. Nun bringe ich Tag und Nacht hier oben auf dem harten Lager zu. Es ist zu schmal. Ich liege unbequem. Die Kante schneidet in meinen Rücken ein. Und dabei muß ich meinen Hals verdrehen, den Arm schräg hinterwärts ausrenken, denn ich habe von hier aus die Arbeiten Leopolds zu dirigieren.

Leopold! sag ich, wann wirst du das Bett gerichtet haben? Wie lange, meinst du, wird es noch dauern? Du weißt, ich habe wichtige Entschlüsse zu fassen. Erst wenn ich wieder weich liege, wird mir das möglich sein. Ich setze alle meine Hoffnungen darauf. Also geh ans Werk und entrümple mir das Bett! –

Daß ich es damals vorrücken ließ, war vielleicht eine Fehlentscheidung. Denn es trat ein, was ich hatte vermeiden wollen. Mein Vorhaben, die Anzahl der Gegenstände zu vermindern, erwies sich als problematisch. In dem schmalen Bezirk zwischen Bett und Wand, wo Leopold mit den Bergungen beschäftigt war, vermehrten sich die Dinge eigentümlicherweise, häuften sich, wuchsen derart in die Höhe, daß sich Leopold trotz gutwilliger Anstrengung außerstande sah, das Bett wieder an die Wand zu schieben. Dabei hatten wir zu diesem Zeitpunkt bereits Wesentliches geleistet, hatten uns Fertigkeiten im Aussortieren angeeignet.

Zuerst wandten wir uns den einfachen Fällen zu, den Kartoffeln, weil sie als artgleiche Elemente zu betrachten waren. Leopold entfernte sie aus dem Gemenge und brachte sie in meinem Koffer unter, den wir allerdings für diesen Zweck entleeren mußten. Auch die Flaschen bildeten kein Problem. Wir hatten davon genug, um eine eigene Sammlung zusammenzustellen. Anders verhielt es sich mit den vielerlei Einzelheiten, die, einander wesensfremd, sich einer sachgemäßen Einteilung schwer fügten. Ich faßte das Papier- und Zettelzeug der Gleichartigkeit seines Materials wegen zusammen, wenn auch zwischen den Ansichtskarten, dem einen Bierdeckel, den Tapetenresten, Billets und Rabattmarken keine überzeugenden Verwandtschaften herzustellen waren. Was aber sollte beispielsweise mit dem

Fahrradschlauch geschehen? Sollte ich ihn dem Regenschirm zuordnen oder den Resten des Grammophons? Mir fiel die Lenkstange dazu ein. Ich ließ sie vom Schrank herunterholen. Später fand sich jedoch ein Gartenschlauch, und ich erwog, ob es nicht besser wäre, eine besondere Abteilung für Schläuche zu gründen. Dagegen wiederum sprach der Wasserhahn, den ich gern mit dem Gartenschlauch kombiniert hätte. Anderseits bot sich an, Wasserhahn und Lenkstange wegen ihrer metallischen Gemeinsamkeit zusammenzulegen. Ich löste zunächst die Regenschirmfrage und schickte Leopold mit dem Auftrag aus, er möge weitere Regenschirme herbeibringen. Auch eine Sammlung von Wasserhähnen hätte mich sehr gereizt. Als sich aber Leopold erbot, einen Hydranten der Städtischen Trinkwasserversorgung heranzuschaffen, erkannte ich die Weitläufigkeit eines solchen Unternehmens. Wir hatten ja noch eine Unzahl anderer Aufgaben zu lösen. Am schwierigsten ließ sich das Krümelzeug behandeln, Münzen, Eierschalen und Schräubchen, vereinzelte Schachfiguren, Haferflocken, Sicherheitsnadeln, zäh verkettet, durchwachsen von Schnürsenkeln und Kaninchenhaaren, innig verklebt mit Marmeladeresten. Es schien hoffnungslos. Wir mußten scheitern. Überdies bekam ich Differenzen mit Leopold. Er betrachtete die Münzen als zum Papiergeld gehörig. Dies lag aber doch schon im Zettelkasten. Ich war der Ansicht, die Münzen sollten in die Tüte gesammelt werden, wo wir die Knöpfe verwahrten. Und darauf bestand ich. Leopold widersetzte sich hartnäckig. In solchen Dingen aber bin ich empfindlich, ich habe da meinen Stolz. Ich ließ die Arbeiten kurzerhand abbrechen.

Unterdessen haben sich neue Mitteilungen angehäuft. Das bereitet mir Sorge. Ich bin mit der Lektüre im Rückstand. Die Hefte sind nicht einmal gestapelt. Manchmal sieht es zwar so aus, als ob Leopold Hand anlegen wolle, doch seine Leistungen befriedigen mich nicht. Ich sollte ihn strenger behandeln, sollte zwingender auf ihn einwirken, sollte von einem Züchtigungsverfahren Gebrauch machen. Aber dann läuft er mir womöglich davon. Ich muß ihm sogar nachsehen, daß er sich, statt seinen Dienst zu tun, immerfort mit seinen Kaninchen beschäftigt, daß er stundenlang ausbleibt, um Grünfutter zu beschaffen. Ich bin froh, wenn er überhaupt zurückkehrt. Und dann hat er auch noch die Margarine vergessen, die ich ihm auftrug mitzubringen.

Leopold! sage ich, hatte ich dich nicht beauftragt, Margarine zu holen? Rede! Hattest du nicht Weisung erhalten? Verstehst du meine Frage? Ich

hatte dich gebeten, Margarine zu beschaffen. Oder sollte ich es vergessen haben? Sag es frei heraus, Leopold! Ich kann mich täuschen. Es gibt vielerlei Möglichkeiten sich zu irren. Es könnte sein, ich habe dir den Auftrag erteilen wollen, ihn aber nicht eigentlich ausgesprochen. Es könnte auch sein, ich habe dir den Auftrag tatsächlich und eindeutig übermittelt, du aber hast ihn versehentlich oder aus tiefer liegenden Gründen nicht wahrgenommen, vielleicht wegen eines störenden Geräusches oder weil du mit anderen Überlegungen beschäftigt warst; oder, falls du ihn wirklich gehört, richtig verstanden hast, ging er, als du draußen warst, deinem Gedächtnis verloren. Vielleicht hast du dich allen Ernstes um die Margarine bemüht, hast sie aber nirgends erhalten können, hast vergessen, wo sie zu haben ist, fandest den Händler nicht. Oder, falls dies alles nicht zutrifft, konntest du dein Begehren nicht formulieren, den Wunsch nach Margarine nicht ausdrücken, die Frage nicht artikulieren, war dir etwa das Wort entfallen?

Wenn sich Leopold doch wenigstens erklären würde! Schweigend hockt er vor dem Karnickelstall, streichelt seine Lieblinge und schiebt ihnen das Gras hinein. Den Stall hat er vor dem Fenster aufgebaut, wo einst mein Schreibtisch stand. Die Tiere brauchen Licht, sagte Leopold. Nun, ich habe mich im Kaninchenwesen zu wenig umgesehen, um dies beurteilen zu können. Aber um meinen Schreibtisch tut es mir doch leid. Es fing damit an, daß Leopold für die Kaninchen, als sie noch ärmlich klein waren, eines der Schubfächer erbat. Später meinte Leopold, die Tiere müßten getrennt werden, und beanspruchte die ganze linke Schreibtischhälfte. Er sprach von einer geringfügigen Änderung, entfernte die Türfüllung und spannte darein ein Drahtnetz. Eines Tages sperrte er die Kaninchen wieder zusammen. Das Ergebnis war: neue Kaninchen. Nun mußte auch die rechte Seite meines Schreibtischs geopfert werden. Schließlich löste Leopold die Platte ab, setzte die beiden Seitenstücke übereinander, und aus dem übrigen Holz – prachtvoll furniert, geziert mit edlen Ornamenten – fertigte er ein weiteres Stockwerk. Wir brauchen Platz, sagt Leopold, wir müssen in die Höhe bauen.

Seine Ökonomie hat einiges für sich. Das Heu für den Winter hat er wohlweislich aus dem Verkehrsbereich entfernt, hat es in meine Hängematte gestopft und das Bündel dicht unter der Zimmerdecke angebracht. Auch den toten Raum, der über der obersten Regalzeile der Mitteilungen verblieb, hat er vollständig genützt. Dorthin, gleich auf die jüngeren Jahr-

gänge, hat er sehr akkurat die Briketts geschichtet, bis an die Decke. All dies verrät seinen praktischen Verstand, seinen Sinn fürs Hauswesen. Ich muß ihn auch sparsam nennen. Wie es aussieht, wird unser Kartoffelvorrat lange reichen, denn noch nie eigentlich sah ich Leopold davon nehmen. Die Kartoffeln haben indessen üppige Keime getrieben. Leopold hatte den Koffer offen gelassen, damit sie sich entfalten können. Das strauchige Geflecht reicht nun schon bis hinauf an das Waschgestell, rankt sich an dem geschnörkelten Eisen empor, ja, einige Zweige umgreifen bereits die Lampe. Ich hatte angeordnet, das Gewüchs zu beschneiden, wenn es allzusehr wuchert. Leopold jedoch, aus dessen Andeutungen ich schließe, daß er mit Zimmerpflanzen umzugehen weiß, vermied es bislang, einen Eingriff vorzunehmen. In manchen Punkten lasse ich ihm freie Hand. Ich habe anderes zu tun, ich habe wichtige Dinge vor. Ich muß die Informationen studieren, muß mich auf die Jahreshauptversammlung vorbereiten. Sie findet in Kürze statt. Leopold wird den Termin festzustellen haben. Hierfür gewähre ich ihm Einblick in die Mitteilungen der Gesellschaft, – eine Sondererlaubnis, von der ich mir einen anspornenden Effekt verspreche. Ich setze auf Leopolds Ehrgeiz. Die Suche nach dem Datum muß seinen Erkenntnisdrang wecken. Jüngst, als ich Zweifel äußerte, Leopolds Fähigkeiten betreffend, beteuerte er mir, der Umgang mit Druckerzeugnissen sei ihm geläufig. Er verwahrte sich sogar gegen den Gebrauch einer Brille und ließ durchblicken, daß er Kenntnisse im Lesen und Schreiben habe.

Das entlastet mich. Ich kann mich gleich aufs Wesentliche konzentrieren, kann mich in die anspruchsvollen Textstellen vertiefen, wo Daten nicht genannt werden. Vielleicht ist es ratsam, erst einmal die älteren Jahrgänge einzusehen, der soliden Gründlichkeit halber, denn dort finden sich die Voraussetzungen für das Verständnis der neueren Nachrichten. Ich werde mir die Elemente aneignen, ich werde progressiv vorgehen, nach den Regeln der Didaktik. Ich werde das Gemenge der Einzelheiten zu leicht faßlichen Merksätzen zusammenziehen, ich werde mir listige Eselsbrücken bauen. Das zahlt sich aus. Ich werde in die Reihen der Fortgeschrittenen aufrücken. Ich werde auf der Tagung meine Kennerschaft beweisen, ich werde aufmerksame Ohren finden, ich werde mit kühnen Wendungen überraschen, mit unerwarteten Gesichtspunkten Verwirrung stiften. Ich werde mich überhaupt herausstellen als einer, dem endlich nun ein gebührendes Interesse seitens der Gesellschaft entgegengebracht werden

muß, dem ein gewichtiges Wort, ein würdiges Amt zukommt. Ich werde einen Ehrensessel beziehen. Ich werde der Jahrestagung vorsitzen. Ich werde das Hauptreferat halten, werde meine Entscheidungen verkünden, die das Auditorium mit Neugier erwartet. Die Ungeduld läßt sich verstehen, meine Vorredner sind zu langwierig. Ich werde mich gelassen erheben, werde mich gemessenen Schrittes zum Rednerpult begeben, verfrühte Ovationen freundlich abwehrend, werde mich aufrichten, werde mich sammeln, in konzentriertem Ernst verharrend, bis der Tumult abgeklungen ist. Und dann folgt die Pause, die bannend spannungsvolle Pause, die ich meinem Räuspern genießerisch voraufgehen lasse . . .

Ich hätte mich schon bei früheren Hauptversammlungen hervortun sollen, wenigstens in kleinem Kreise, an den Treppenaufgängen oder in den Nischen, wo über vielerlei Inoffizielles gemunkelt wurde. Ich hätte mich in die Gespräche einschalten, hätte vor allem jene Verhandlungen verfolgen müssen, die in den hinteren Sälen im Gange waren. Nicht etwa, daß ich durch einen Ordner zurückgewiesen worden wäre, denn die Gesellschaftsräume sind nach den gültigen Satzungen jedermann zugänglich. Als ich mich jedoch dem Eingang zum Blauen Saal nähern wollte – im Blauen Saal, vermute ich, verkehren die maßgebenden Personen, werden die eigentlich entscheidenden Gespräche geführt – bildete sich dort augenblicklich eine Gruppe, die sogleich eine angeregte Diskussion begann. Die Gruppe vergrößerte sich und verstellte die Tür. Dies wäre nicht unbedingt ein Grund gewesen, auf den Eintritt zu verzichten. Doch wie die Dinge standen, wäre ich, hätte ich mich hindurchzwängen wollen, womöglich eines Vergehens schuldig geworden, aus mangelnder Kenntnis der Lage, wegen fehlender Bereitschaft, mein Interesse zu bekunden oder wegen unzureichender Hilfeleistung. Die Leute nämlich waren sehr erregt, berieten fieberhaft über etwas Dringendes, ein Unheil möglicherweise, das abzuwenden aller Anstrengung bedurfte. Boten sprangen heran, erhaschten Weisungen, strebten wieder auseinander. Ich vergaß meine Absicht, in den Blauen Saal zu gelangen, ich spürte ein Pflichtgefühl. Aber ich konnte den Worten der Leute nicht entnehmen, worum es ging. Die zentralen Personen daraufhin anzusprechen, wäre lästiger Aufenthalt für sie gewesen, deshalb wandte ich mich an einen, der am Rande der Gruppe stand. Auf meine Frage, was denn geschehen sei, wies er auf die Sprecher. Entweder wollte er damit andeuten, ich könne die Vorgänge aus den Reden entnehmen, oder er wollte verhindern, daß ich seiner Aufmerksam-

keit im Wege war. Gespannt und mit bedeutsamem Ernst verfolgte er das Hin und Her und warf selbst Brocken dazwischen.
Es kommt eben darauf an, unterrichtet zu sein. Es kommt auf die gegenwärtig interessierenden Fragen an, die zur Zeit umstrittenen Anschauungen, die gängigen Denkweisen und Redensarten. Ich werde mein Studium danach einrichten. Ich werde mir die Mitteilungen sogleich vornehmen. Es handelt sich nur darum, den Anfang zu finden, einen Punkt, wo ich mich festhake, wo meine Erkenntnis einsetzt, wo mein forschender Eifer sich bereits an den Fragestellungen entzündet. Doch da kommen Wörter, die ich noch nie gehört habe, Sätze, deren Bedeutung ich nicht einmal erraten kann. Und wenn ich trotzdem mutig weiterdringe, erkenne ich nur, daß die rätselhaften Wörter sich mehren, die unbegreiflichen Sätze überhand nehmen, ich ahne, daß das Wenige, was ich notdürftig zu begreifen glaube, nur nebensächliches Beiwerk ist. Meine krampfhaften Konzentrationsversuche ermüden mich. Und wenn ich diese Müdigkeit mit erhöhtem Eifer, durch kräftige Anspannung meines Willens bekämpfen will, dann – ich kenne das – eben dann schlafe ich über der Lektüre der Mitteilungen unweigerlich ein.
Doch die Hauptversammlung steht bevor. Jetzt heißt es sich aufraffen. Der Anlaß ist zwingend. Soll ich mich erbärmlich bloßstellen? Als Unwissender? Mir wird heiß bei dem Gedanken. Ich fühle, wie meine Poren Feuchtigkeit ausscheiden.
Leopold! Solltest du mir nicht die Temperatur ansagen? Zu wissen, was das Thermometer anzeigt, befriedigt mich. Verstehst du das? Die Kenntnis der Celsiusgrade erleichtert es mir, die Hitze zu ertragen. Dies wiederum aber brauchst du nicht zu verstehen. Deine Aufgabe besteht lediglich darin, die Höhe des Quecksilbers zu ermitteln. Erinnerst du dich, was ich dir erklärt habe? Ist dir das Prinzip klar? Woran scheiterst du? Hast du das Thermometer verlegt? Steig nach oben und sieh im Sessel nach! Dort! Ja! Rechts! Nein! Rechts von mir aus gesehen, von dir geradeaus. Und nimm dich in acht, wenn du über den Ofen kletterst! Halt dich nicht am Rohr fest, du weißt, es ist wacklig. Oder meinetwegen. Probier mal, ob es noch immer wacklig ist. Nicht rütteln, nur probieren! Mich interessiert, ob sich seine Festigkeit verändert hat. Kannst du bestätigen, daß es nachgibt? Was meinst du, wie fühlt es sich an? Ist es schlimmer geworden? – Aber nicht jetzt. Kümmere dich um mein Fahrrad! Ich benötige es dringend. Drei Tage vor der Hauptversammlung muß es intakt sein, verstehst du:

drei Tage! Rechne dir das sehr genau aus! Nimm dir also erst einmal die Mitteilungen vor! Durchstöbere sie! Erforsche den Termin! Dann verschaff dir einen Kalender und stelle das heutige Datum fest! Ahnst du bereits, worauf ich hinaus will? Du sollst die Differenz beider Daten errechnen. Doch hüte dich vor einem negativen Ergebnis! Dies würde bedeuten, daß der Termin versäumt wäre. Leopold! Weißt du, worum es geht? Hast du meine Fragestellung begriffen? Hast du zumindest das Gefühl, daß du sie hättest begreifen können, wenn du meinen Worten aufmerksam gefolgt wärst? Leopold, wo bist du? Schaff mir eine Lücke in dem Gemenge, damit ich dich beobachten kann! Was soll das Klingeln jetzt! Hör auf zu klingeln, bitte unterlaß es! Es stört mich, es hat etwas Alarmierendes. Oder gut. Richtig. Jetzt verstehe ich dich. Mit der Klingel willst du mir beweisen, daß das Fahrrad noch vorhanden ist. Ich gestehe dir zu, daß du manchmal Ideen hast. Bloß ist da ein Gedankenfehler. Errätst du ihn? Die Schlüssigkeit hat eine Lücke, der Beweis ist nicht vollständig. Die Klingel beweist nur die Klingel, nicht aber die Existenz des Fahrrads. Wenn nun beispielsweise alle Teile, ausgenommen die Klingel, abhanden gekommen wären? – Aber Verschiedenes haben wir ja. Wirst du es schaffen, Leopold? Wirst du die Teile alle zusammentragen? Wirst du sie auch als Teile des Fahrrads identifizieren? Wirst du ihre Zuordnung erkennen, wirst du findig genug sein, die im einzelnen recht komplizierte Mechanik aufzuklären? Wirst du angesichts der vorhandenen Bauelemente die nicht vorhandenen intuitiv ergänzen, – Leopold, ich meine: wirst du die Erfindung des Fahrrads nachvollziehen können? – Ich will es einmal annehmen. Gib dir Mühe! Und nun geh an die Arbeit!

Wenn Leopold beschäftigt ist, fühle ich eine gewisse Beruhigung. Das tut gut. Ich unterdrücke meine Ungeduld. Ich bleibe still. Ich habe Muße. Ich werde mich nun dem Studium der Mitteilungen zuwenden. Ich werde nichts überstürzen. Ich werde Klarheit schaffen. Keine Verwirrungen! Ich werde sagen: gut. Das sind die Sachverhalte. Ich werde sagen: eins nach dem anderen. Ich werde die Fakten ordnen. Eine Stichwortkartei! Ich werde das Wichtige vom weniger Wichtigen, und dies vom Unwichtigen trennen. Dann erst die Zusammenhänge, die vielverzweigten Querverbindungen. Jawohl: dann erst! Wenn ich wieder weich liegen werde, wenn Leopold mein Bett gerichtet, das Zimmer gelüftet haben wird. Es ist mir zu stickig hier, zu heiß, zu eng. Da ist die Wäscheleine, die mich behindert, der Fahrradrahmen, der gegen meinen Leib drückt, das Heu, das meine Haut kitzelt,

da sind Spaten und Rechen und Sense, die sperrig vom Ofen zum Stall, von den Briketts zum Waschgestell reichen. Und ich seh den Staub wimmeln in den scharf gebündelten Sonnenstrahlen, die durch den hochgetürmten Hausrat dringen, ich seh das Fuselzeug, die Klebrigkeiten, seh den Karnickeldreck, der auf den Mitteilungen sich breitmacht.
Gleich werde ich ans Werk gehen. Ich werde, der Not gehorchend, das Kleingedruckte vermeiden. Ich werde nicht in den Nachträgen hängenbleiben, nicht in den Fußnoten und Berichtigungen mich verzetteln. Der Zwang gebietet mir, Ungewöhnliches zu leisten. Ich müßte mich zu einem kühnen Aufschwung ermuntern. Ich müßte ein intelligentes Verfahren entwickeln, das mir erlaubte, die widerborstigen Relationen auf die Ebene meiner Verstandeskraft zu projizieren, eine Eliminationsmethode, geeignet, das unverhältnismäßig Verschiedenartige zu trennen, zu filtern, zu reduzieren; ich müßte einen Extrakt gewinnen aus diesem außerordentlichen Geflecht kausal sich bedingender, aber auch nebensächlich oder irrtümlich zugeordneter Wechselseitigkeiten, müßte wenigstens die Strukturen erkennen dieses labyrinthisch verketteten Insichverzwicktseins.
Ich gebe zu: ich habe gewisse Schwierigkeiten. Noch suche ich meine Beunruhigung zu unterdrücken, noch bleibe ich gefaßt, noch liege ich still. Mein Rücken schmerzt. Es ist die Kante. Die Kante schneidet ins Fleisch. Das Fleisch hängt über. Aber ich verändere mich nicht. Ich registriere, daß sich nichts regt. Das Papier, mit dem Leopold meinen Körper sorglich abgedeckt hat, behält seine Lage bei. Es zeigt keine merkliche Verschiebung. Es könnte abgleiten. Es streift meinen Arm. Mein Arm rührt sich nicht. Mein Arm hängt vom Regal herab. Mein Arm wird so hängenbleiben. An seiner Oberfläche juckt es. Ein säuerliches Prickeln, das nach innen zieht, das auf meine Eingeweide übergreift, an meinen Fettigkeiten zehrt. Wenn meine Wahrnehmungen mich nicht täuschen, ist eine Bläschenbildung im Gange, inwendig, ein Vermoderungsprozeß. Ich bange um meinen Bauch. Der Gärteig bläht sich. Was soll aus diesem Wanst werden?
Leopold, wo steckst du? Hast du dich wieder verkrochen? Was raschelt da? Warum quietscht die Tür? Rede doch! Willst du dich durch den Spalt zwängen, willst du mich etwa verlassen? Ausgerechnet jetzt? Und warum raschelst du so sehr? Arbeitest du dich durch Papier? Es sind wohl die Mitteilungen? Sind es viele, die draußen abgelagert wurden? Kommst du nicht hindurch? Leopold, sag! Willst du mich tatsächlich verlassen, ich meine, ist es dein fester Entschluß? Unterrichte mich doch wenigstens! Es

gibt nur einen einzigen festen Entschluß wegzugehen, dagegen tausend Möglichkeiten des Zweifels, ob du nicht lieber bleiben sollst, einstweilen wenigstens. Warum wählst du ausgerechnet diesen Entschluß? Oder schwankst du noch? Leopold, sag mir, ob du noch unentschieden bist! Verstehst du mich? Wie weit bist du weg? Bist du steckengeblieben? Ich rufe dich, Leopold! Hörst du? Registriert dein Ohr meinen Ruf noch? – Wenn du schon fliehen willst, Leopold, ich flehe dich an: nimm ein Seil und binde mir Arme und Beine fest, bevor du endgültig gehst! Es wäre möglich, daß ich in Bewegung geriete. Eine Aufwallung ist zu befürchten, ich könnte einer verhältnismäßig wütenden Ungeduld anheimfallen. Ich würde um mich schlagen, würde mich verletzen, würde mich in den Materialen verstricken. Leopold, hörst du mich? –

Willem Frederik Hermans
Manuskript, gefunden in einer Klinik

Zunächst der Mond. Niemand darf nachts das Bett verlassen, aber ich ... Die Krankenschwestern mögen mich gern. Die eine tut, als sähe sie es nicht, die andere lächelt mir voll Verehrung zu, wenn ich unter den grünen Nachtlampen bei den Kreuzungen der Gänge an ihr vorbeigehe auf meinem Weg zu den Treppen, zum Dach. Ich weiß, wann Vollmond ist, ohne daß ich die Zeitung oder den Almanach lese. Ich weiß es, wie ich alles weiß. Ich stehe zwischen den Schornsteinen und berühre sein Gesicht mit meiner Hand. Man könnte denken, daß das Gesicht des Mondes eiskalt sein müßte, aber dem ist nicht so. Wie denn sonst? Ich habe versprechen müssen, es nicht zu verraten.

Niemals die Sonne. Tagsüber treiben große Herbstblätter vor meinem Fenster. Wer ist eigentlich auf die Idee gekommen, daß Fledermäuse tagsüber schlafen? Und später sah ich Möwen fliegen, die Flügel starr, als wären sie in der Luft festgefroren. Aber zunächst muß ich erzählen, wie ich in das Krankenhaus gekommen bin, obwohl dies nur ein Bruchteil von allem ist; so wie es auch nur ein Bruchteil von allem ist, daß ich die Schlittschuhe der Krankenschwestern auf dem Eis des Stadtgrabens kratzen höre, wenn die Fenster morgens zum Lüften geöffnet werden. Weiter hört man von der Stadt gar nichts.

Wäre ich nicht auf der Schule gewesen, so hätte ich nie gelernt, meine Ohren mit Streichhölzern zu reinigen. Ich stocherte mit Streichhölzern in meinem Ohr herum, die Spitze nach innen. Da haben sie, wahrscheinlich von Helene dazu angeregt, ein Phosphorholz zwischen die anderen Streichhölzer in die Schachtel gesteckt. Niemals zündete ich ein Streichholz an, ohne daß ich es mir zuerst ins Ohr gesteckt hätte. Sie wußten das genau. Sie wußten auch, daß ich viele Zigaretten rauchte. Dadurch verbrauchte ich mehr als eine Streichholzschachtel pro Tag. So mußte das Attentat mit tödlicher Sicherheit gelingen.

Eines Tages entzündete sich ein Streichholz ganz von selbst hinten in mei-

nem Ohr. Ich hörte eine gewaltige Explosion. Dann fiel ich bewußtlos zu Boden.
Sie haben gedacht: Er weiß alles, er weiß Die Wahrheit. Kleinlich wie sie nun einmal sind, haben sie es nie zugeben wollen, aber sie wußten es und sie rechneten damit; sie fürchteten sich vor mir und sie schmiedeten einen Plan und sie überlegten: Wie ist es denn möglich, daß er Die Wahrheit weiß? Und sie beschlossen: Es ist, weil er alles hört. Wenn er erst einmal nicht mehr alles hört, dann sind wir sicher.
Ich erwachte im hohen Saal des Krankenhauses. Mein Kopf steckte in einem Verband, und er war sosehr damit umwickelt, daß ich ihn nicht bewegen konnte; übrigens allein schon der Schmerzen wegen hielt ich ihn lieber totenstill. Man hatte ein Glasrohr an meinem Ohr befestigt, und unter dem anderen Ende des Rohres stand ein Fläschchen, das alle zwei Stunden ausgetauscht werden mußte. Kam die Schwester nicht früh genug, so lief es über, und smaragdgrüne Flecke breiteten sich auf meinem Kissen aus. Ein wenig Erleichterung brachte das schon, aber nie genug. Denn mein Kopf war so fest umwickelt, daß die Gedanken, die durch meine Augen noch zu mir vordringen konnten, einfach einen Platz finden mußten in meinem ohnehin schon reduzierten Gehirn. Sie waren gezwungen, in meiner durchfurchten, vollgepfropften Gehirnmasse immerfort herumzuirren, in einem Chaos von Bedrängnis, wimmelnd wie Bienen in ihren Waben, voll von Gesumm.
Den Arzt habe ich ausgelacht, als er kam, um mich zu trösten. Er sagte: »Mit Ihrem Ohr wird später vielleicht alles schon wieder gut werden.« Das wußte ich aber besser. Es war mir ziemlich gleichgültig, dieses Ohr entbehren zu müssen. Ich kann immer genug erfahren, auch wenn ich vollkommen taub bin. Diejenigen, die sich das Attentat ausdachten, haben sich verrechnet. Übrigens legte ich keinen besonderen Wert auf dieses Ohr. Aus der Muschel war ohnehin schon seit je ein großes Stück heraus, und zwar seit vielen Jahren. Wie das geschehen ist, werde ich später noch erzählen. Jetzt ist nicht der geeignete Augenblick dazu. Denn ich erzähle alles in einer bestimmten Reihenfolge; ich halte mich an eine eiserne Systematik; nein, sie ist nicht aus Eisen, sondern aus einem anderen, überweltlichen, kosmischen Metall; eine Systematik, die es mir möglich macht, alles zu durchschauen. Wer die Systematik kennt, braucht nichts wahrzunehmen; er rechnet sich alles aus. Wenn sie das verstünden, würden sie mir nicht nachsetzen, nicht versuchen, mich taub zu machen und später viel-

leicht auch noch blind. Sie würden das Unnütze ihrer Anstrengung einsehen und wissen, daß sie mich töten müßten, um mich wirklich zu erwischen, obwohl es sich fragt, ob ich überhaupt sterblich bin.
Eines Tages fiel das Tropfröhrchen langsam aus meinem Ohr. Ich versuchte, es zurückzuhalten, aber es gelang mir nicht. Ein rasender Schmerz durchzuckte mich, und in meiner Verzweiflung riß ich den Verband ab, damit mein Kopf leichter zerspringen könnte. Aber das geschah nicht; der Schmerz nahm ab, sowie ich die Gaze losgerissen hatte. Ich klingelte nach der Schwester und sah inzwischen deutlich, was da eigentlich geschah. Eine dicke weiße Wurst kroch mit unwiderstehlicher Kraft aus meinem Ohr; wie Zahnpasta aus einer Tube, so wurde diese weiße blutdurchsetzte Substanz herausgepreßt. Ein abscheulicher Geruch wurde frei mit dem leisen Geräusch unaufhaltsam zerplatzender Blasen. Zum ersten Mal seit zwanzig Jahren stieg wieder Ekel aus meinem Magen wie eine bleierne Kugel durch meine Speiseröhre nach oben. Das Spiegelchen, mit dem ich alles wahrgenommen hatte, warf ich mit soviel Kraft gegen die Decke, daß es zersprang und ein Regen von Quecksilber im Saal hing. Ich schloß meine Augen, doch im Geist sah ich immer den weißen Wurm vor mir, wie er aus einer Tropfsteinhöhle von Blut zum Vorschein kroch. »Ist das mein Gehirn, Schwester?« fragte ich, »ist das nicht mein Gehirn?«
Sie verneinte. Aber ich wußte es besser. Wie erbärmlich war doch dieser Versuch, mir etwas vorzumachen!
Ich blieb noch Monate. Die Nikotinflecke auf meinen Nägeln waren schon lange ausgewachsen. Ich erzählte es niemandem, aber die ärztliche Behandlung, die meinem kranken Ohr absichtlich vorenthalten wurde, kam meinem anderen Ohr zugute. Mit meinem kranken Ohr konnte ich nichts mehr hören, aber mein anderes Ohr verstand sogar die nichtssagenden jedoch freundlichen Botschaften, die mir das Rascheln der gesteiften Schürzen der Schwestern zutrug.

An einem sonnigen Tag im März erschien Helene, um mich abzuholen. Draußen lag noch überall schmelzender Schnee. Sie erzählte mir, wir seien inzwischen umgezogen, aber wohin, das wollte sie nicht sagen.
Sie nahm mich mit und wollte nicht sagen wohin! Ich wollte gar nicht wissen, wohin sie mich zu bringen gedachte. Ich hatte einfach einen Teil meines Wissenssystems zugedeckt.
Ich mußte ganz still sein und dafür sorgen, daß sich das eine Wissen nicht

über das andere legte, wie ja auch niemand schlau werden kann aus wahllos hingeworfenen Papieren auf einem übervollen Schreibtisch. Denn wußte ich nicht schon genug? Wußte ich nicht genau, mit welchem... (unleserlich) sie ihren schwarzen Pelzmantel bezahlt hatte? Wußte ich nicht, daß Tiere ohne Augen wie aufgesperrte Lokomotiven durch ihre lieblichen Wiesentäler gestürmt waren, zuguterletzt einen Haufen Unrat ausspuckend, als wären sie mit verstopften Schornsteinen gefahren, als wäre aller Staub und aller Rauch im Kessel geblieben, bis alles Wasser verdampft war und alle Kohle zu Asche geworden?

Unterdessen liefen wir an einem Eisenbahndamm entlang, vorbei an einer weiträumigen Rangierstelle, deren Schienen mir fast unmerklich verbogen vorkamen wie die Spitzen eines Gitters, gegen das ein Auto gefahren ist. Aber ich sagte nichts, ich ließ sie weitermachen. Sie redete nur, lief schräg vor mir und hielt mich an meinem schlappen Arm fest. Ich konnte ihren Rücken sehen, konnte sehen, wie ihr Rumpf sich unter ihren Kleidern gabelte und ihre Beine sich beängstigend schnell nach oben hin verlängerten, bis sie schließlich nur noch in ihrem Hals zusammentrafen und ihre Achseln sich mit ihrer Scham vereinigten. Aber es gelang mir doch, mit ihr Schritt zu halten.

Wir bogen um eine Ecke und betraten stille kurze Straßen. Ich war auf dem Wege zu meinem eigenen Haus, aber den Weg von dort zurück zur Stadt hätte ich niemals gefunden. Die Sonne schien genau vor uns, von Angesicht zu Angesicht; ihr Licht spiegelte sich fleckig auf der vom geschmolzenen Schnee schwarz glänzenden Straße. Diese wurde an einer Kurve plötzlich schmaler; dort stand ein vorspringendes, ausgebranntes Turmhaus. Das Sonnenlicht schien in Strahlenbündeln aus den Fensterlöchern. Die Sonne war ein gewaltiger Polyp, viel zu groß für das Haus, sie quoll daraus hervor. Es schien, als *wohnte* die Sonne in dem Haus und als streckte sie durch den Giebel lange Fangarme aus, auf deren Schnittpunkt sie sich leise wiegend im Gleichgewicht hielt.

»Ob es wohl glückt?« dachte ich, »oder wird sie in dieser Ruine leerbluten wie eine zerschmetterte Leiche zwischen Felsen?« Aber was jetzt geschah, war viel abscheulicher, als ich gefürchtet hatte.

Eine Klasse kleiner Schulkinder bog um die Ecke. In unregelmäßigen Reihen zu zweit oder zu dritt, sich an den Händen haltend, schlenderten sie an den ausgebrannten Giebeln entlang, abwechselnd im Schatten oder im Gegenlicht. Neben den Reihen lief eine alte Lehrerin, die schnalzte mit

ihren hölzernen Fingern, aber keines der Kleinen hielt sich an den Rhythmus. Es waren viele Waisenkinder darunter, genau wie in meiner eigenen Jugend, in den gleichen kegelförmigen schwarzblauen Umhängen. Und alle weinten, entsetzt und mehrstimmig; es wirkte wie eine jammernde Kantate. Mir war, als hielte Gott eine kleine Luke zur Hölle halb geöffnet, so daß ich das Gejammer der Verdammten gerade noch hören konnte. Aber nur für mich hat Gott dies getan; nur ich allein vermochte es zu hören. Welch glänzende Idee! Ich sah es ja: Nirgends standen Menschen am Fenster um zu gucken; ich war der einzige, der wußte, was vorging; wie ich das schon immer gewesen bin. Schon umringten uns die Kinder, und wir liefen direkt auf sie zu. Wir gingen dorthin, von wo sie kamen; dem Unglück, dem sie zu entfliehen trachteten, dem Feuer, das sie hinter ihrem Schatten vor sich hintrieb, entgegen. Denn wer vor einem Brand flüchtet, jagt seinem eigenen Schatten nach, voller Angst, daß auch dieser ihm entgleiten wird, das einzige, was ihm geblieben ist.
Ich lief weiter. Ich watete nackt durch ein hohes dichtes Ried aus Glas. Angst, das Glas zu zerbrechen, Angst sich zu beschmutzen, zu fallen; bei jedem Versuch sich aufzurichten, noch mehr verwundet, zerrissen zu werden auf der Flucht, an den Stengeln hängen zu bleiben und zuguterletzt hingegossen auf einer langen Straße zu liegen, rot von Blut.

Helene ist auch tagsüber fast nie zuhause. Ich bin immer allein. Manchmal stehen dort plötzlich Speisen, die ich esse. Aber ich suche nicht danach.
Die Straße ist still. Daher würde ich gern spazierengehen, wenn ich nicht ununterbrochen aus allen Häusern Stimmen hörte. Und gesetzt, ich liefe dort, wo es lebhafter ist, so müßte ich die Straße überqueren; da flitzen Fahrräder, die ich weder gehört noch gesehen habe, ganz nah an mir vorbei; sie reißen Fasern aus meinen Kleidern und bringen meine Hände zum Bluten. Außerdem würde mir auf dem Rückweg die Straße aufgebrochen und mit hölzernen Pfählen und roten Laternen abgesperrt scheinen. Wenn ich aber nun einen Umweg machte und am anderen Ende der Straße zurückliefe? . . . Warum nicht? Stellen Sie sich vor: Ich muß durch das Tor und gucke immer nur auf den eisernen Nagel, gegen den die Gittertüren anstoßen. Der eiserne Nagel, den man sieht, wenn die Gitter geöffnet sind, und der aus dem Straßenpflaster hervorragt wie die Bajonettspitze einer Schildwache, die unter der Erde auf Wache steht.
Daher sitze ich bei jedem Wetter auf der Veranda, rauche mit traurigem

Gesicht und lasse die Füße zwischen den Stäben der Balustrade herabbaumeln, wie ein Gorilla in einem Zoo. Ich schaue auf den Innenhof, der durch die Schreckenspforte zu erreichen ist.
Mitten auf dem quadratischen Platz steht ein hohes viereckiges Gebäude, in dem vier Schulen untergebracht sind: Die Rhijnvis-Feith-, die Bellamy-, die Reyer-Anslo- und die Fokke-Simonsz-Schule. Die Schulen liegen nicht übereinander, jede nimmt den vierten Teil eines jeden Stockwerkes ein, jede Ecke des Kubus besteht aus einer anderen Schule.
Kletterrosen haben versucht, die Mauern zu überwuchern, aber das ist mißglückt. Ein Netz von totem behaartem Gedärm hängt an den Giebeln. Blüten und Blätter reichen nie tiefer als bis zum vierten Stockwerk. Immer bleiben die Blumen kümmerliche rosa Knospen, die, wenn die Sonne scheint, leicht anschwellen, aber nie aufblühen.
Die Dornen, glänzend von karminrotem Email, sind dagegen von der Größe einer Hand und fast zu schwer für die dünnen Zweige. Manchmal schneiden die Kinder sie ab, schleudern sie wie Bieruntersetzer durch die Luft oder bringen sich gegenseitig damit Schrammen bei.
Das Gebäude besteht aus rotem Backstein. Durch Streik oder Sabotage mit schlechten Grundmauern versehen, begann es sich schon nach einem Jahr zu senken. An der Ecke, die meinem Gesichtsfeld am nächsten liegt, sieht man schon deutlich, wie sich das Mauerwerk nach außen neigt, als könnte jeden Augenblick eine kolossale Luftblase ausbrechen. Dieser Teil des Hauses wird nicht mehr benutzt. Die Fokke-Simonsz-Schule dürfte nur noch wenige Klassen haben. Die Fenster sind mit verschiedenfarbig gestrichenen, schon abblätternden Brettern zugenagelt. Schwere Zedernstämme, die den Giebel stützen, vermindern die Gefahr keineswegs, die diesem toten Teil droht. Manchmal klettern Jungen an den Pfählen hoch und lassen sich dann wieder zur Erde gleiten.
Soweit ich sehen kann, sind in dem ganzen Gebäude die Fenster infolge der Bodensenkung rautenförmig verzerrt. Mit hölzernen Keilen war es gelungen, sie wieder zum Schließen zu bringen.
In den Ecken des viereckigen Platzes stehen große Sandkästen, für jede Schule einer. Ich kann aber nur drei sehen. Der vierte muß sich schräg gegenüber von mir befinden; der dritte liegt hinter einem Bretterzaun, der das Grundstück der Reyer-Anslo- von der Fokke-Simonsz-Schule trennt; während der Pause werfen die Schüler ihre Steine dagegen oder darüber. Außer den offiziellen Sandkästen in den Ecken gibt es noch viele Löcher

im Pflaster, wo man die Steine aufgebrochen hat; alles ist immer mit Sand bedeckt. Jeden Monat kommen Arbeiter und pflastern den Innenhof wieder zu. Aber den Sand scheinen sie nicht auffüllen zu können. Der Boden senkt sich ständig, die Kanalisationsrohre, die Gas- und Wasserleitungen, die elektrischen Kabel, die den Stoffwechsel des Gebäudes in Gang halten, schlängeln sich wie dicke Adern auf dem Hof; sie verteilen das Wasser, wenn es geregnet hat, in überschwemmte Polder. Der Boden wird sich immer weiter senken, bis die Pfähle, auf denen das Gebäude steht, daraus hervorragen, bis der Wind unter das Gebäude blasen kann, bis die Schüler drinnen nach oben klettern müssen, wenn die Schule beginnt.
Am ruhigsten kann ich meine Augen hin und her schweifen lassen zwischen neun und zwölf und zwei und vier. Kein Mensch ist dann da, und doch ist alles voller Leben und Lärm. Ich höre zwei Klassen singen, jede ein anderes Liedchen; die eine hört auf, die andere singt noch weiter. Sprechchöre sagen das Große Einmaleins auf. Dann geht die Klingel. Der Lärm schwillt an. Das Gebäude kann ihn nicht mehr fassen. Gerade rechtzeitig öffnet man die Türen, und ein Strom von Kindern ergießt sich auf den Hof. Aber bevor es soweit ist, bin ich schon in die Küche geflüchtet. Ich stehe mit meinem Rücken zum Fenster, ich . . . (Lücke im Text)

Die ersten Tage bin ich geblieben und habe hinausgeschaut, indem ich mich weit über das Geländer nach vorne beugte. Es drängte mich irgendwie, mich hinunterzustürzen, die Arme weit ausgebreitet wie eine Möwe, aber ich habe mich kräftig festgeklammert, so daß es nicht geschehen konnte. Übrigens hielt ich mich nicht aus Angst zu fallen fest. Wenn ich die Hand wie ein grüßender Kirgise in Nabelhöhe halte, kann ich ebenso schnell steigen oder fallen, wie ich will. Das tue ich jedoch höchst selten, denn dadurch würden sie dann mein Geheimnis entdecken, und ich wäre nicht mehr der Einzige. Ich blieb also auf meinem Balkon und schaute zu. Die Ziegelsteine flogen hin und her. Mitunter klirrte eine Fensterscheibe. Die Lehrer hatten sich vor dem Tor aufgestellt, damit niemand entwische.
Namenlose Kleiderfetzen flatterten um diese allerärmsten Kinder. Daß es kleine Menschen waren, konnte man kaum noch sehen. Sie ballten sich zusammen zu festen Klumpen, meistens in den Mulden zwischen den geschwollenen Adern des Schulhofs; sie rangen wie die Insekten. Nur wenige konnten sich auf einer kleinen Mauer im Gleichgewicht halten.
Wenn das Ringen anfing sie zu langweilen, ließen sie voneinander ab. Die

Waisenkinder mit ihren schwarzen Umhängen sonderten sich zu traurigen Spielen ab, die anderen bildeten eine geschlossene Gruppe. In der Mitte stand ein Junge, der anders war als die übrigen. In keiner der vier Schulen gab es einen, der ihm ähnlich sah. Die Haare wurden ihm ausgerissen, in seinem weißen Gesicht bildeten die Augen rote Inseln des Entsetzens. Was machte dieser Junge auf dieser Schule? Er weinte, aber sie ließen ihn nicht in Ruhe. Die Lehrer dachten nicht daran, ihm zu Hilfe zu kommen, sie sahen nur lächelnd zu und rauchten ihre kleinen Tonpfeifen. Aus einem seiner Ohren floß Blut. Was er rief, konnte ich nicht verstehen, auch wenn das Johlen der Schüler verklungen war. Alles spielte sich in meiner eigenen Atmosphäre ab, einem hohen Sausen, das mir den Atem verschlägt. Dieses Spiel dauerte, bis wieder geläutet wurde. Die Kinder drängelten sich in das Gebäude. Als letzter der Junge. Er hatte kaum noch Kleider am Leib, obwohl er auf dem verlassenen Schulhof hin und her gerannt war, um so viel wie möglich zusammenzusuchen. – Ach, dieser jämmerliche Junge! Hätte ich mich nicht beherrscht, hätte ich mich der Bande dort unten angeschlossen, so hätte er die Schule nie mehr betreten können! Ich hätte meinen Arm bis zur Achsel in seine Kehle gesteckt und ihn umgestülpt wie einen Handschuh.

Jeden Tag kam er in neuen Kleidern zur Schule, mit einem Verband auf seinen Wunden. Jedes Mal wurden seine Kleider zu Fetzen gerissen, und jedes Mal rissen sie ihm den Verband ab. Als der Unterricht endlich angefangen hatte, schwebten noch lange Zeit Sandwolken über dem Schulhof, der Wind jagte blutige Wattebäusche und Verbandfetzen hindurch.

Und doch wußte ich, daß hier ein Unrecht geschah. Auch war ich nicht immer so feige, vor diesem Schauspiel zu fliehen wie ein weichherziger Römer, der es im Amphitheater nicht länger aushalten kann.

Ganz am Anfang bin ich einmal über das Geländer meines Balkons geklettert und habe mich an der zarten eisernen Feuerleiter, die alle Stockwerke entlang läuft, nach unten gleiten lassen. Ich landete auf dem kleinen schmalen Weg, der an der Rückseite unseres Häuserblocks entlangführt. Vom Schulhof wird er durch eine Mauer abgegrenzt, die oben mit Glasscherben besetzt ist.

Die Balkons im Erdgeschoß sind zum größten Teil mit altem Glas und Drahtgeflecht zu armseligen Gewächshäusern umgebaut worden. Hölzerne Treppen führen in schmale verschimmelte Gärtchen, die mit Fahrrädern vollstehen.

Meine Nachbarin unten war mit der großen Wäsche beschäftigt. Sie sah mich nicht, und als ich rief: »Muß das nun ausgerechnet jetzt sein? Verstehen Sie nicht, daß Sie mich stören?«, blickte sie einen Augenblick auf und bog sich danach wieder über die Waschmaschine, die sie in dichte Dampfschwaden hüllte. Ich ging weiter, aber nirgends sah ich Menschen, die wie ich erschüttert waren durch diese Hölle hinter der Mauer, obwohl doch zweifellos ein jeder das Schreien und Brüllen hören konnte.
Endlich kam ich zu einem alten Mann, der mitten in seinem Gärtchen (er füllte es fast ganz aus) auf einem Korbstuhl saß und las. Im Vorderhaus hat er einen Zigarrenladen und daher kennt er mich und weiß auch von meinem Leiden. Als ich ihm die gleiche Frage stellte wie all den anderen, antwortete er nicht, nickte nur mit dem Kopf und kritzelte etwas an den Rand der Zeitung, in der er las. Das Stück, auf das er geschrieben hatte, riß er ab und überreichte es mir.
Ich las . . . Mit dem Papierschnipsel, der in meiner Hand wie ein gefangener Schmetterling flatterte, rannte ich zurück, die Leiter hinauf. Ich wußte es jetzt, ich wußte es, ich wußte jetzt alles. Dieselben Kinder, dieselbe Schule. »Daran ist nichts zu ändern, das geht nun schon zwanzig Jahre so«, schrieb der Zigarrenhändler.
Zwanzig Jahre ist es her. Alles ist sich derart gleich geblieben, daß es jemand, der's vor zwanzig Jahren gesehen hätte, nicht wiedererkennen würde, weil das Gedächtnis alles verändert.
Alles sieht noch genauso aus! Die Mode hat auf die Lumpen der Armen keinen Einfluß. Es ist die gleiche Schule, es sind die gleichen Kinder. Und dieser Junge, der keinem andern in allen vier Schulen gleicht?

Ich wurde von meinem Vater hingebracht, aber er mußte sofort wieder heimgehen; unentwegt war er mit seiner Armenpraxis beschäftigt.
In der Pause wurden eiserne Schaufeln ausgeteilt, mit denen wir im Sandkasten buddeln durften. Plötzlich pfiff ein Lehrer auf einem großen Schlüssel. Wir mußten alle aus dem Sandkasten kommen und uns in einer Reihe aufstellen, das Gesicht zur Mauer gekehrt. Zwei Knaben waren in Streit geraten, und der eine hatte den anderen mit seiner Schaufel niedergeschlagen. Hinter meinem Rücken hörte ich das Krankenauto wegfahren, das durch das Tor auf den Hof gekommen war.
Ich schenkte diesem Geschehen wenig Aufmerksamkeit. Von der Balgerei zwischen den beiden Jungen hatte ich nichts gesehen, meiner Gnade noch

nicht bewußt. Mich bewegte einzig und allein der Gedanke, nicht so dicht an die Mauer zu kommen, daß mich ein Dorn der Rosenhecke hätte greifen können. Ein Junge, der neben mir stand, flüsterte mir allerlei unflätige Worte ins Ohr, die er mir beibringen wollte. Eins davon begriff ich nicht; ich habe es vergessen.

An jenem Mittag kam der Rektor der Reyer-Anslo-Schule (ich selbst ging auf die Fokke-Simonsz-Schule) in unsere Klasse. Sein Gesicht hatte die Farbe eines geräucherten Salms, auf den seine blonden Bartstoppeln Salz streuten. Er machte mit seinen dicken Händen geheimnisvolle Gebärden und erklärte uns, es sei ein großes Unglück geschehen, aber niemand habe beobachtet, wie es passiert wäre und wer es getan hätte. – Meine Hand schnellte in die Höhe. Keiner wußte es, außer mir . . . Auch ich hatte nichts gesehen, aber ich wußte. Mit einem Strahlenkranz von Wahrheit um den Kopf ging ich auf ihn zu. Er nahm mich mit. Vor dem Klassenzimmer, den Türknopf noch in der Hand, beugte er sich zu mir herab und fragte: »Wenn du ihn wiedersähst, könntest du ihn mir dann zeigen?«

Von wem außer mir war zu erwarten, daß er die Wahrheit ans Licht brächte? Man kannte doch meinen Vater; oder wußten die Lehrer nicht, wer er war?

Neben dem Mann, den ich führte, lief ich den halbdunklen Gang entlang, dessen Ende nicht zu sehen war und dessen eine Seite nur aus schmalen hellgrünen Türen bestand. Und die Aufmerksamkeit eines jeden einzelnen in diesem Gebäude konzentrierte sich ausschließlich auf mich, denn ein jeder wußte doch, daß der Schuldige noch nicht gefunden war. Sie alle warteten auf das Kommen der Wahrheit. Und daher wurde in allen Klassen dasselbe Lied gesungen. Die gedämpfte Musik wurde von Tür zu Tür lauter oder leiser; es schien, als werde sie durch mein Herz in meinen Kopf gepreßt.

Wir kamen in den Kuppelteil des Gebäudes, von wo aus vier Treppen wie Kaskaden nach unten stürzten; zu jeder Schule gehörte eine. Aus den Fenstern, die so hoch lagen, daß sie förmlich unsichtbar waren, ergoß sich ein hellgrünes Tiefseelicht.

Und höher ging es, wir bestiegen eine Treppe nach der anderen und waren so einsam wie auf dem Rand eines Kraters. In viele Klassen kamen wir, aber es gab keinen einzigen Jungen, der mir gefiel, und auf diese Weise sah ich den Schuldigen nicht. Neue Treppen stiegen wir hinauf, wieder kamen wir auf eine Plattform, von der aus dunkle Gänge sich in das Ge-

bäude bohrten. Immer höher wollte ich hinauf, höher und höher. Ich mußte doch erst das Geheimnis des Tiefseelichts ergründet haben, denn es war verboten, einen Gang zu betreten, der nicht in die eigene Klasse führte, und daher war ich noch nie so hoch hinauf gekommen.
Der höchste Korridor schien niedriger zu sein als die anderen. Das Licht war dort weiß, nicht mehr grün; wie Weiß, durch dickes Glas gesehen grün, durch dünnes aber nur weiß ist. Die Decke des Ganges war eigenartig gekrümmt, als bestünde sie aus vereisten Wellen.
Das Klassenzimmer am Ende dieses Ganges.
Ich wußte, daß ich hier etwas finden würde. Die Kinder saßen bewegungslos da und gafften mich an, die Arme vor der Brust verschränkt. Ich stand vor ihnen zwischen dem Lehrer und dem Rektor der Reyer-Anslo-Schule. Und ich sagte kein Wort. Zwei Jungen standen gleichzeitig von der Bank auf, auf der sie saßen. Ich wählte einen leichenblassen Jungen mit rotem Lockenschopf aus. Er trat nach vorn und leugnete mit fiebrigen Wangen. Ich konnte gehen. Allein mußte ich zurück, quer durch den Gesang, der nun von Klassentür zu Klassentür variierte, quer durch die Sprechchöre des Großen Einmaleins, die alle Gänge ausfüllten, als wäre ich nicht vorhanden. Man hatte mich nämlich nicht erkannt.
Allein stand ich oben an der Treppe. Auf einmal waren viel mehr Treppen da, und ich befand mich vor einem Trichter mit gerippten Wänden. Alle Treppen jedoch führten nach unten, und mit zugeschnürter Kehle stieg ich nun hinab und stützte mich dabei auf ein Messinggeländer, auf dem im Abstand von je einem Meter scharfe Spitzen montiert waren, damit die Jungen nicht hinunterrutschen konnten. Ich sah die große Glocke hängen, die alle Dreiviertelstunden geläutet wurde. Ich sah alles, das ganze Gerüst des korallenriffartigen Gebäudes. Die Zeiger einer großen Uhr bildeten einen einzigen Querstrich. Ich stieg hinab in einen Graben von ammoniakartigem Gestank, der durch den Korridor des Erdgeschosses strömte. Schließlich war ich wieder bei jener Wand angelangt, die nur aus grünen Türen bestand, aus einer endlosen Reihe von Türen. Oben waren kleine blinde Scheiben eingesetzt, die fast ausnahmslos Sprünge hatten oder herausgebrochen waren.
Ich sah mich vorsichtig um. Niemand war da. Es schien sogar einen Augenblick, als wäre das ganze Gebäude in Schweigen gehüllt. Aber ich konnte mich nicht beherrschen. Und eine der Klassen begann zu singen, ein schwermütiges Lied von einem Rotkehlchen, das an das Fenster klopft, weil es

nicht herein kann, und weil es Winter war; schon mit vier Jahren hatte ich dieses Lied gelernt. Auf gut Glück öffnete ich die Tür. Sofort wurde es dort, wo ich stand, ganz hell. Ich starrte auf... (Lücke im Text) aber ich hätte zwanzig Hände nötig gehabt, um mir dieses Bild äußersten Grauens vom Leib zu halten. Da stand ein Thron aus weißem Porzellan, und zu seinen Füßen schlängelten sich Papierstreifen in einer gelben Pfütze, unvorstellbar beschmutzt. Alles war schmierig und bekleckst, dabei totenstill, aber von einer Stille, in der eine gerade erst zur Ruhe gekommene Bewegung dabei ist, in Strahlung überzugehen. – Und dort stand der fürstliche Sitz in Erwartung dessen, der die Herrschaft über dieses Schlangenreich antreten sollte.
Die ganze Mauer lief ich entlang und ich öffnete alle Türen. Und alle Türen ließ ich offen, überall bot sich mir der gleiche grauenvolle Anblick. Ich hatte nie gewußt, daß es dieses Leiden gab.

Nur beim Singen mußte ich vorn stehen, weil ich der einzige war, der eine Stimme hatte. Die Lehrerin schlug den Takt, blickte dabei weit über meinen Kopf hinweg auf die anderen, aber ich war der einzige, der sang; die anderen öffneten und schlossen nur im Takt ihre Münder. Als die Gesangstunde vorbei war, mußte ich aber aufstehen und hinten in der Klasse neben dem österreichischen Jungen Platz nehmen. Sein Gesicht war bleich wie ein schmutziges Laken. Er stank immer nach Urin; unaufhörlich liefen Schweißtropfen an seinen winters wie sommers nackten Knien herunter; er hinterließ nasse Flecken, wo er ging und stand; seine Schuhe waren fortwährend feucht. An manchen Stellen schien seine Haut durch seine Kleider durch; die Schmutzstreifen auf seiner Kleidung setzten sich auf seiner Haut fort. Seine Nägel, weich von Feuchtigkeit, nutzten sich ab wie die Ecken von alten Büchern. Er trug einen breiten Ledergurt um die Taille. Sowohl die Hose wie auch der Gurt stammten noch von seinem Vater. Auf dem Messingschloß des Gurtes war ein Adler eingraviert und um ihn herum ein Spruch, den niemand außer mir verstand. *Seid einig, einig, einig.*
Er quälte mich unaufhörlich mit diesem seltsamen Wort, das ich nicht begreifen konnte. Er zeichnete auf die Bank, was es bedeutete; immer die gleiche Zeichnung machte er. Die anderen merkten, daß ich nichts verstand; sie ritzten die Zeichnung mit ihren Messern in mein Pult. Aber ich begriff noch immer nicht. Die Mädchen erfuhren, daß ich nicht wußte, was

das Wort bedeutete. Nach der Schule rannten sie mir nach, schrien das Wort in meine Ohren, versteckten sich in Hauseingängen und riefen um die Ecke: Komm mal her! Willst du's sehen? – Ich drehte mich nicht um; ich hatte es schon seit Jahrtausenden gesehen. Ich wußte nicht, was es bedeutete, weil meine Herkunft auf dieser Welt keine Parallele hat.
Eines Mittags schien auch die Lehrerin meine Unwissenheit bemerkt zu haben. Sie ging auf mich zu, legte ihre Hand unter mein Kinn und sagte leise: Komm mal mit, mein Junge. Und indem sie meinen Kopf gegen ihren Bauch drückte, schob sie mich vor die Klasse, und mit roter Kreide schrieb sie das Wort in großen Druckbuchstaben an die Tafel.
»Siehst du es jetzt?«, fragte sie. Ich konnte nicht sagen, ich hätte es nicht gesehen, denn ich stand genau davor. Dann wischte sie die Tafel ab und schrie mich plötzlich wutentbrannt an: »Sag's nach.« Ich sagte das Wort nach, Buchstabe für Buchstabe wie eine Schreibmaschine.
Dann fragte sie: »Und was bedeutet es?« Ich fing an zu weinen, weil ich es nicht wußte. Die Lehrerin packte mich beim Ohr, und dann zog sie meinen Kopf in einer Art wiegender Bewegung hin und her, immer schneller und schneller. Auf den Zehen balancierend machte mein ganzer Körper diese Bewegung mit. »Heul nicht«, sagte sie, während sie die Ohrmuschel heftig zusammendrückte, »jetzt wirst du es nie mehr vergessen.« Und sie zog mich am Ohr in die Höhe und schleuderte mich nach hinten in die Klasse. Ich lief zu meiner Bank, setzte mich hin und weinte, die Hand auf das schmerzende Ohr gepreßt. Die ganze Klasse drehte sich in den Bänken um; alle streckten die Zunge heraus; überall wimmelten schmutzige Finger, mit denen sie mir lange Nasen zogen.
Weil die Kinder anders nicht mehr zu beruhigen waren, sagte die Lehrerin schließlich: »Komm mal her, ich werde dir helfen.« Ihre Stimme war ganz verändert; deshalb ging ich nach vorn. Sie saß an ihrem Tisch und schrieb etwas auf einen Papierstreifen. Den Deckel des Leimtopfes schraubte sie los. Dann ging sie auf mich zu, nahm mein linkes Ohr vorsichtig zwischen Daumen und Zeigefinger und fragte: »Sag' mir jetzt mal etwas ganz Einfaches, mein Kind. Wo tut dir dein Öhrchen weh? Sag's nur!« Voller Vertrauen habe ich ihr die Stelle gezeigt. Sie lachte, warf den Kopf in den Nacken, und ein Schauer überlief sie, als sie mit einer großen Schere das Stück meiner Ohrmuschel, das weh tat, einfach abschnitt. Alle Köpfe in der Klasse wogten hin und her, um besser sehen zu können. Die frechsten Jungen kletterten auf die Bänke. Das Blut strömte mir in den

Nacken. Die Lehrerin klebte einen Papierstreifen auf die Wunde, auf den sie in grünen Druckbuchstaben *Dummkopf* geschrieben hatte.

Niemand wollte mehr mit mir spielen. Anfangs war ich immer allein auf dem großen Schulhof, später machten sogar die Waisenkinder mit, wenn ich gequält wurde.
Jede Klasse bestand zur Hälfte aus solchen Waisenkindern. Jeden Mittag mußten die Fenster geöffnet werden, denn sie bekamen schlechtes Essen. Das ging sehr schwer, weil die Fenster so klemmten. Ein Arbeiter von der Gemeinde kam alle vierzehn Tage, um sie wieder ein wenig abzuhobeln. Manchmal hörte man mitten im Unterricht ein kurzes Knarren, dann war in den Gängen weit hinten ein Knall zu vernehmen. Danach klemmten von neuem alle Fenster.
In der Pause sonderten sich die Waisenkinder meistens ab, um ihre sonderbar trübsinnigen Spiele zu treiben. Vermummt in ihren schwarzen Umhängen bildeten sie einen Kreis. Ein Mädchen hockte in der Mitte. Immer war es Annie de Koning, die in meine Klasse ging. Sie hatte Augen, die, auch wenn sie trocken waren, immer weinten. Ihre Stimme klang wie das Schluchzen eines Seetieres. Die Kinder stellten sie in die Mitte des Kreises. Sie saß auf einem Knie und schlug die Hände vors Gesicht, als der langsame Ringelreihen begann. Sie sangen. Und erweiterten ihren Kreis. Ein Mädchen ging auf Annie zu und verließ sie dann wieder. Sie sangen immer das gleiche, mit anderen Worten. Ein Junge lief auf sie zu, aber er blieb nur eine kurze Weile bei ihr. Sie sangen, bis Annie de Koning zu Boden sank, die Arme steif am Körper herabhängend, die Augen geschlossen. Ihre Lider waren so dünn und blau, daß es fast so aussah, als hielte sie die Augen offen.
Was dann geschah, entging mir; ich durfte ja nie mitspielen. Ich sah nur, daß alle einen Zipfel ihrer Umhänge hochhielten, sie wie Bienen umschwärmten und sie dann mit den Zipfeln zudeckten. Dabei sangen sie, sie würde nun zu Grabe getragen. Und als sie danach wieder auseinanderwichen, sangen sie, Maria sei jetzt ein Engelchen geworden. Annie de Koning erhob sich und öffnete ihre Augen, aber in ihrem Blick lag die gleiche trostlose Traurigkeit wie zuvor, obwohl sie jetzt ihre Hände schwang, als wären sie Flügel.
In der Klasse machte ich ihr Zeichen, wenn ich es wagte. Sie schien mich nicht zu begreifen. Draußen folgte ich ihr in der Absicht, ihr etwas zu

sagen. Ich wollte sie doch trösten, nur ein einziges Mal ihr Gesicht lächeln sehen. Aber man ist mir zuvorgekommen. Die Verschwörung hatte sich wie ein Spinngewebe über die ganze Welt ausgebreitet. In den entlegensten Winkeln konnte man meine Bewegungen spüren. Und die Schwingungen erreichten das Gehirn der Lehrerin.
Eines Morgens während der Pause hat sie das Mädchen gepackt und gegen die Mauer gestellt als Strafe für etwas, das sie unmöglich getan haben konnte. Mucksmäuschenstill mußte sie so stehen bleiben, vielleicht hätte sie dann noch erlöst werden können. Aber aus Angst vor den greulichen Dornen der Kletterrose hat sie sich gerührt, und da haben sie sie erwischt. Ich konnte es deutlich sehen, denn ich war bei ihr geblieben, als die anderen schon längst aufgehört hatten, sich für dieses Ereignis zu interessieren. Ich sagte: Reiß dich los, bevor es zu spät ist. Aber ich sah sie keine Bewegung machen, ich sah nur, wie sie dastand und weinte, bis die Lehrerin mir ein Zeichen machte, ich solle nun fortgehen. Als wir wieder ins Klassenzimmer zurückgingen, blieb sie, wo sie war. Die Lehrerin sagte: »Das ist ihre Strafe. So ergeht es Kindern, die nicht tun, was ich sage.«
Um zwölf Uhr wollte ich nach ihr sehen, aber alle vier Schulen eröffneten wie gewöhnlich eine wilde Jagd auf mich, trieben mich mit Steinen und Dreck vor sich her aus dem Schultor auf die Straße. Wie eine Hexe umdrängt von Hunderten von Jungen, rannte ich nach Haus. Manchmal dauerte es Stunden, bis ich dort ankam, weil sie mich gerade in solche Straßen trieben, wo ich nicht wohnte.
Ich fragte meinen Vater, ob er nicht eingreifen und Annie de Koning helfen könnte. Aber er hörte kaum zu. Er verstaute seine blitzenden Instrumente in einem schwarzen Köfferchen, nachdem er sie vorher mit einem Fensterleder poliert hatte. Er hauchte auf das glänzende Metall, während ich mich ins Zeug legte; sein Atem entwickelte für Sekunden ein mattweißes Photo seiner Seele auf dem Glanz des Metalls. Meine Mutter war damals schon tot.
Abends nach dem Essen lief ich aus dem Haus zur Schule. Die eisernen Gittertore waren geschlossen. Ich wagte nicht, nah heranzukommen, denn zwei Jungen stießen gerade einen Ball dagegen, und wenn ich ihnen näher gekommen wäre, hätten sie gedacht, ich wollte ihren Ball stehlen. Also lief ich auf der Straße hin und her, bis die Laternen angezündet wurden und die Jungen verschwanden. Dann ging ich auf das Gittertor zu. Darüber hinwegguckten konnte ich natürlich nicht, wohl aber darunter, wenn ich

mich flach auf die Straße legte. Die wenigen Menschen, die noch vorbeikamen – meistens um ihren Hund auszuführen – beachteten mich nicht.
Natürlich konnte ich Annie de Koning nicht sehen. Ich sah nur die grünen Türen des Schulgebäudes, und diese befanden sich viel weiter links. Ich rief sie, aber aller Wahrscheinlichkeit nach viel zu leise. Sie gab keine Antwort. Horchend verharrte ich einige Minuten flach auf dem Bauch, den Kopf auf dem Pflaster; ich roch den feuchten Geruch der Klinkersteine. Nach einer Weile hörte ich sie leise schluchzen, und zwischendurch rief sie etwas. Aber wie sehr ich mich auch anstrengte, ich konnte doch nicht verstehen, was sie rief. Alle Worte, die ich kannte, fielen mir ein, aber kein einziges war dabei, von dem ich annehmen konnte, daß sie es riefe. Konnte sie zum Beispiel »Mutter« rufen? Ein Kind aus einem Waisenhaus konnte doch nicht »Mutter« rufen, auch »Vater« nicht, und wer blieb dann noch übrig, um von einem solchen Kind gerufen zu werden?
Ich kam spät nach Hause; zu dieser Zeit lag ich sonst schon längst im Bett. Wie lange ich auch vor dem Tor verharrte, das Rufen und Schluchzen nahm kein Ende, aber was sie rief, hatte ich nicht erfahren.
Am nächsten Morgen stand sie immer noch auf dem Platz.
Ich war früh zur Schule gegangen, weil ich sie fragen wollte, was sie rief; zumal da zu so früher Stunde noch nicht viele Jungen da waren, die mich von ihr abhalten konnten.
Sie vermochte nicht mehr zu sprechen. Sie schluchzte nicht mehr und rief auch das Wort nicht mehr. Ihr Gesicht war unbeweglich und so straff, als sei ihre Haut zu eng für ihren Schädel geworden; das Weiße ihrer Augen war verschwunden, ihr Mund war geöffnet. Und überall auf ihrem Gesicht entsprangen Tränen. Tränen durchweichten ihre Kleider. Tränen machten ihren schwarzen Umhang schwer und glänzend, als hätte sie stundenlang im Regen gestanden.
Niemand war mehr dort, der sie beachtete. Ich selbst wurde, sobald hundert Jungen beisammen waren, aus ihrer Umgebung vertrieben. Diesen ganzen Tag hatte ich keine Gelegenheit mehr, sie zu sehen. Wenn mein Entsetzen übermächtig wurde, versuchte ich ihren Namen zu rufen, aber das Gebrüll der anderen ließ mich mein eigenes Wort nicht hören.
Abends legte ich mich wieder vor das Tor und horchte. Nur das Sausen des Sandes auf dem Innenhof war zu hören, denn ein starker Sturm hatte sich erhoben. Die Laternen zersprangen vom Wind. Fensterscheiben zerbrachen. Das gußeiserne Gitter lärmte wie ein Unwetter. Und am nächsten

Tag war das Mädchen verschwunden. An der Stelle, wo sie gestanden hatte, glänzten die Steine sonderbar.

Kurz darauf starb auch mein Vater. Ich hatte keine weiteren Angehörigen, und fremde Menschen nahmen mich auf. Ich bekam nicht mehr täglich neue Kleider, und niemand gab sich Mühe, meine alten Lumpen auszubessern.
Eine Zeitlang gründete ich darauf meine Hoffnung. Sobald ich in die Nähe des Schulhofes kam, suchte ich Zuflucht bei den schwarzen Waisenkindern. Ich war ja nun eines von ihnen. Vielleicht würden sie es mir vergessen, daß ich das WORT nicht begriffen und daß man Die Wahrheit nicht akzeptiert hatte (denn der totenbleiche Junge mit dem lockigen Haar lief noch immer herum); vielleicht würden sie mich jetzt endlich *erkennen*? Aber ihre Grüppchen bildeten sich immer so, daß ausgerechnet ich nicht dazugehörte und genauso hilflos wie früher den Quälereien ausgeliefert war, die sich andere für mich ausdachten.
Ich hatte nun alles versucht. Versucht, das WORT zu begreifen, ihr Wort; mit meinem Ohr hatte ich dafür bezahlt; danach hatte ich *meine* Wahrheit dargelegt. Schließlich waren meine Eltern gestorben. Aber es hatte mir alles nichts geholfen. Ich habe mich gewehrt, aber was konnte ich schon gegen Neunhundert ausrichten? Ich habe versucht, mit ihnen zu sprechen, aber wie konnte ich lauter sprechen als sie?
Es war mitten im strengen Winter. Eines Tages war der Gang mit schmutziggrauem Eis bedeckt, das das Licht eigenartig widerspiegelte; alle Türen standen offen, die ganze Reihe. Der Gestank war zu flockigen Wölkchen gefroren, die Papierschlangen hatten sich überall ausgebreitet und stachen aus der Eisfläche auf dem Flur zerbrechlich in die Höhe. Alles war weiß und endlich zur Ruhe gekommen, der Sand, die Fetzen, die immer durch die Lüfte flatterten, weil die Vögel fehlten. Aber die Jungen kamen nicht zur Ruhe. In der Klasse brannte ein großer Gasofen, dick und hoch und schwarz wie der Schlot eines Dampfers. Immer wenn sie nur konnten, schubsten sie mich dagegen. Überall war meine Hand durch Brandwunden geschwollen. Sie kamen nicht zur Ruhe, aber sie haben sich getäuscht. Denn endlich war die Sonne für mich aufgegangen! Er stand vor dem Eingang des Gebäudes, er konnte nicht herein. Es war der Rektor der Reyer-Anslo-Schule, dessen Gesicht die Farbe eines geräucherten Salms hatte, auf den seine Bartstoppeln Salz streuten. Aber sein Haar und sein Bart

waren zu Stacheln ausgewachsen wie bei einem richtigen Stachelschwein, viele viele Meter lang. Er kam nicht durch die Tür, denn die dünnen Nadeln waren starr und bogen sich nicht; sie raschelten wie trockenes Ried. Sie strahlten mir aus seinem roten Gesicht entgegen, das mich freundlich anblickte, als ich gelaufen kam. Er ließ mich sofort durch. Wenn die Schule aus war, rannte ich immer. Aber immer gab es andere, die noch schneller liefen als ich, die mich packten und fragten: Was soll das heißen? Warum willst du denn weglaufen? Gehörst du etwa nicht zu uns? Na, rede! Willst du deine Freunde loswerden? Na, warte!

Aber an diesem Wintertag war ich als erster draußen. Vielleicht hatte ich jetzt eine Chance zu entkommen. In einer langen Reihe folgten sie mir hinaus auf den Schulhof. Eisbrocken zischten wie Pfeile und trafen mich am Hals. Aber die Sonne war so tief gesunken wie die Krone eines Baumes auf kurzem Stamm . . .

Unter dem Tor lag kein Schnee, nur glitschiger brauner Matsch. Ich stürzte. Das Gebrüll der anderen wurde in der Höhlung des Gewölbes überwältigend verstärkt. Ich versuchte aufzustehen, aber da waren die ersten mir schon ganz nah gekommen. Es schien, als stürmten sie aus allen Himmelsrichtungen auf mich zu, aus dem Dach des Gewölbes, aus den Mauern. Ich lag auf dem Boden, umringt von hunderttausend Füßen. Und doch stand ich auf! Der weiße Junge mit dem lockigen Haar packte mich und wollte mich wieder zu Boden drücken, aber ich hielt ihn hartnäckig fest, und so fiel er mit mir. Wir wälzten uns halb um und kamen in die Mitte des Tores zu liegen, er unter mir, sein Hinterkopf gerade über dem eisernen Nagel, der aus dem Straßenpflaster hervorragt und gegen den die Gittertüren anstoßen. Ich drückte seinen Kopf nieder. Sein Gesicht verwandelte sich. Das Rot seiner Haare ging unmerklich über in eine große Aureole von Blut.

Ich erhob mich und schritt über ihn hinweg, meinen Fuß auf seiner Stirn. Und sie ließen mich gehen, denn ich hatte die Wahrheit gefunden. Und für einen einzigen Augenblick wurde ihnen klar, wer ich war, und daß sie an meiner Welt keinen Teil hatten. Sie sahen mich in meiner blendenden Ganzheit. Denn nur der ist wahrlich ein Gott, der Absolutum und Alles ist, Schlachtopfer und Schlächter, Heiland und Satan zugleich.

Aus dem Niederländischen von Gerda Dyserinck-Siecke

Einblicke in Wahnwelten
Eine Dokumentation von Heinz Häfner

Jene eigenartige Verschlüsselung des Erlebens, die wir Wahn zu nennen pflegen, scheint so ferne von den gewohnten Wegen unseres rationalen Denkens, daß sie mehr als ein halbes Jahrhundert lang selbst von bedeutenden Psychiatern als eine sinnlose Verrückung menschlichen Denkens angesehen wurde. Die Gründe einer solchen Entfremdung wahnhaften Erlebens aus dem, was gemeinhin als verständlich gilt, sind vielfältig. Sie aufzuweisen ist nicht unsere Aufgabe. Eines aber soll doch bedacht werden: Jeder Wahn spiegelt eine Abwandlung der Verständigung von Mensch zu Mensch wieder. In welcher Gestalt er sich auch zeigen mag, er vereint in sich immer die Abwehr, das Verhüllen einer tiefen Verletzbarkeit mit einem zuweilen verzweifelten aber stets gebrochenen Mühen um die Erfüllung interpersoneller Bedürfnisse. Man kann, von einem anderen Gesichtswinkel her, sagen, Wahn sei eine Privatwelt, in der sich gerade jene Motive oder Gefühlsbereiche der unmittelbaren Verständigung entziehen, die unter dem größten Bedürfnisdruck stehen. Sie sind im allgemeinen auch am Thema des Wahns unmittelbar oder indirekt ablesbar. Im Liebeswahn beispielsweise ist eine reale Liebesbeziehung zugleich verzweifelt gesucht und verläßlich abgewehrt, im paranoiden Wahn werden die Sicherheit in der interpersonellen Beziehung und eine passiv vertrauende Hingabe ersehnt und ebenso unmöglich gemacht.

Wohl ist mitunter jenseits des Wahns und seiner Themen eine völlig ungestörte Verständigung auf den gewohnten Gleisen unseres Denkens möglich. Wohl ist selbst im Wahn nicht selten dem Kundigen ein Zugang zu den chiffrierten oder verborgenen Motivationen offen. Dennoch bleibt der Wahn selbst ein Medium der Verfremdung, die eine vom Kranken und seiner inneren Welt her gesehen durchaus sinnvolle Schranke der Unzugänglichkeit zwischen ihm und uns aufgerichtet hat.

Das sollte bedacht werden, bevor man sich der eigenartigen Erfahrung einer überrationalisierten Verrückung im paranoiden Wahn oder der Wirrnis einer fluktuierend wahnhaften Verschlüsselung einer Zweierbeziehung

überläßt. Im übrigen wird uns nicht der Versuch beschäftigen, mit den Mitteln der modernen Psychodynamik Wahn zu entschlüsseln. Wir wollen hier authentische Zeugnisse geben, die Einblicke in die Innenwelt eines wahnhaft veränderten Daseins vermitteln. Aus Gründen der ärztlichen Schweigepflicht sind diese Texte der persönlichen Daten soweit entkleidet oder chiffriert, daß die betreffende Person nicht mehr erkennbar ist. Dennoch sollen im ersten Fall ein paar Daten und Geschehnisse aus der Lebensgeschichte mitgeteilt werden, um damit wenigstens den allgemeinen Horizont einer möglichen Entschlüsselung dieser eigenartigen paranoiden Wahnwelt anzubieten.

Luzia

Luzia, eine etwa 40jährige Philologin, ist die einzige Tochter eines Bahnbeamten, der als vitaler querköpfiger Mann galt, aber bei seinen Kollegen durchaus beliebt war. Sie wuchs in einer provinziellen Kleinstadt auf, in der sich nahezu alle Familien noch persönlich kannten. Die Mutter war bei Luzias Geburt bereits 42 Jahre alt. Sie galt als bigott religiös und moralistisch akkurat, war überängstlich und mit großer Sorgfalt auf Ordnung und Sauberkeit bedacht. Sie war in ihrer Umgebung wenig beliebt, verabscheute den Kontakt mit »einfachen Leuten«, verweigerte auch Luzia die Erlaubnis, mit fremden Kindern zu spielen. Beide Eltern lebten zwar in ziemlich geordneter Ehe, doch lagen sie in beständigem Streit miteinander. Die Mutter hatte dauernd am Vater auszusetzen, daß er »Schmutz und Unordnung« ins Haus bringe und ein so grober und poltriger Geselle sei. Der Vater wütete lautstark gegen die Bevormundung, gegen die Engherzigkeit und die religiöse Bigotterie seiner Frau. Er fühlte sich nur wohl im Gasthaus und bei seinen Berufskollegen. Luzia empfand die Ehe ihrer Eltern als ununterbrochenen Kleinkrieg und meinte, man habe sich stets um Bagatellen und nicht um Dinge gestritten, um die es sich zu streiten verlohnte; sie habe nie begriffen, weshalb die Eltern ständig kämpften.
Luzia selbst fühlte sich als Kind von zahlreichen Verboten eingekreist. Sie durfte nicht am Boden spielen, sondern mußte stets auf Stühlen sitzen. Viele Gegenstände mußten geschont oder durften nicht angefaßt werden, so daß Luzia beständig auf Teppiche, Vasen, Möbel und auf äußerste Sauberkeit achten mußte. »Ich fühlte mich als Kind wie eingekeilt zwi-

schen Menschen und Gegenständen. Ich habe nie das Gefühl gehabt, mich frei bewegen zu können«, sagte sie einmal im Rückblick auf ihre Jugend. Sie berichtete auch, daß sie sich als fünfjährige beim Spielen am Finger verletzt, darüber aber solche Angst und ein solches Schuldgefühl empfunden hatte, daß sie der Mutter die Wunde verbarg und das Ereignis verheimlichte. Es kam nach einigen Tagen zur Eiterung. Sie verschwieg diesen Tatbestand so lange, bis eine Blutvergiftung mit hohem Fieber ihn zwangsläufig offenkundig werden ließ. Um einen Kommentar zu solch merkwürdigem Verhalten gebeten, meinte Luzia, sie habe Angst vor den Vorwürfen, aber auch vor der Hilflosigkeit der Mutter gehabt. Wenn sie als Kind nur einen unerlaubten Gegenstand angefaßt habe oder auf einen verbotenen Stuhl geklettert sei, habe die Mutter schon gesagt: »Du bist vom Satan besessen.« Wenn sie aber krank war, habe die Mutter nicht gewußt, was sie mit ihr anfangen oder auch nur ihr sagen solle: »Denn wenn ich im Bett lag, konnte sie mir schließlich nicht dauernd vorhalten, daß ich verbotene Gegenstände anfasse oder Möbel besteige.«

In der Schule hatte Luzia keine Lernschwierigkeiten, wohl aber große Nöte im Umgang mit anderen Kindern. Sie fand keinen Kontakt, fühlte sich ausgestoßen, wurde häufig geschlagen. Sie führte den Spitznamen »die Hochmütige« und hatte selbst Ekel vor den anderen Kindern.

Ihre ganze Kindheit hindurch fühlte sie sich ohnmächtig ausgeliefert an die Erwachsenen. Sie erfuhr keine geschlechtliche Aufklärung und blieb stets von der bigotten Religiosität ihrer Mutter befangen. Ihre schulischen Leistungen waren gut, doch blieb sie unter ihren Altersgenossen stets eine Einzelgängerin, die weder mit einem Mädchen Freundschaft, noch Liebesbeziehungen zum anderen Geschlecht anzuknüpfen wußte.

Nachdem Luzia ihr Abitur bestanden und ihr Studium beendet hatte, nahm sie eine Stelle bei einer Militärverwaltung an. Dort schrieb sie in zweijähriger Arbeit einen eigenartig versponnenen Roman, der die weltweite politische Mission eines ehemaligen Widerstandskämpfers zum Thema hat. Der ist ein romantischer Held, beinahe ein zweiter Christus, der wohl ein fürchterliches Schicksal hat und fast alle Ungerechtigkeiten und Bosheiten dieser Welt erdulden muß, selber aber unangefochten und ohne Fehl bleibt. Seine Mission ist die Entlarvung des Weltkommunismus in seinen vielfältigen Erscheinungsformen als eine Manifestation des Bösen in der Welt, und der Kampf um die Wiedererrichtung einer religiös fundierten Gesellschaftsordnung.

Luzia hatte kein Glück mit ihrem Manuskript. Sie reichte es bei vier verschiedenen Verlagen ein und wurde abgewiesen. Erst der fünfte Verlag, ein neu eröffnetes, kleines Unternehmen, übernahm die Publikation unter Ausschluß eines Honorars.
In diesen Tagen hatte Luzia einen merkwürdigen Traum: Sie wandelt einen Waldweg entlang, begegnet einigen Leuten, die sie nicht kennt, und bemerkt schließlich, daß ihr linkes Auge mit einem Schleier verbunden ist. Zwei Tage später stürzt sie vom Pferd, erleidet einen Hufschlag ins Gesicht und verliert infolgedessen das linke Auge.
Bereits auf dem Operationstisch hat Luzia eine Vision: Sie sieht Gott mit ausgestreckter Hand ihr entgegenkommen und hört seine Stimme: »Mir hast du dein Auge geopfert«. Sie fühlt sich berufen, den Kampf gegen das Böse zu kämpfen, den ihr Romanheld vordem in ihrer Phantasie ausgefochten hat.
Zurückgekehrt an ihre Arbeitsstelle, nach dem Verheilen ihrer Verletzungen, wirkt Luzia verändert. Sie erscheint ihren Arbeitskollegen besonders unzugänglich, etwas gespannt und reizbar und nicht selten auch fanatisch. Sie selbst berichtet, daß sich auch die Leute dort ganz eigenartig verändert hätten. Eine alte Frau, die ihr schon vordem unsympathisch war, erschien ihr nun als eine Hexe, die schwarze Magie betrieb. Eine Eidechse, die diese Frau eines Tages mit ins Büro gebracht hatte, war behext und hatte für Luzia den Satan in sich. Ein Exilrusse, der zu jener Zeit eine Anstellung fand, war Luzia vom ersten Tage an verdächtig. Sie glaubte, er habe wahnsinnige Angst zu sterben, da er irgend ein großes Verbrechen begangen hätte. Eine junge Französin soll zweimal Selbstmordversuche unternommen haben, was beide Male nicht gelang. Aber Luzia war überzeugt, daß die Hexe diesem Mädchen geraten habe, sich zu töten, damit sie sich dem Bösen vermählen könne. Schließlich war Luzia auch überzeugt, daß ihr die Hexe klarmachen wollte, sie sei mit ihrem einen Auge kein vollwertiger Mensch mehr und werde zudem immer häßlicher werden. Darin sah sie einen Versuch, auch sie zum Selbstmord zu veranlassen.
In der Folgezeit glaubte Luzia überall auf zunehmende Schwierigkeiten zu stoßen. Wenn sie in einem Hotel übernachten wollte und die Mitteilung bekam, daß kein Zimmer mehr frei sei, war sie der Überzeugung, man habe sie wegen ihres fehlenden Auges weggeschickt. Wenn sie am Schalter anstehen mußte und sich ein anderer vordrängte, oder wenn ihr eine falsche Auskunft gegeben wurde, dann geschah dies ihrer Einäugigkeit we-

gen. Zahlreiche Bewerbungen um Universitätspositionen, die abgelehnt wurden, gaben Anlaß zu gleichlautenden Erklärungen.
Schließlich fuhr Luzia in eine kleine Universitätsstadt, um sich dort persönlich vorzustellen. Man verweigerte ihr die Anstellung. Als sie nach der Vorstellung in einem Gasthaus zu Mittag aß, schmeckten ihr die Speisen eigenartig bitter, das Aufstehen nach der Mahlzeit fiel ihr schwer. Sie hatte müde Beine und einen schweren Kopf und wäre am liebsten gleich zu Bett gegangen. Luzia wußte plötzlich, daß sie vergiftet war. Man hatte ihr Zyankali ins Essen gegeben. Jetzt war ihr klar, daß System hinter allem stand, was sie bisher erfahren hatte, hinter allen Abweisungen, die sie eingesteckt hatte. Voller Angst flüchtete sie auf die Straße, aber dort war es noch unheimlicher. Die Leute sahen sie feindselig an, man rempelte sie am Gehsteig an, sie stolperte über Kinder und die aufgestellten Obstkisten eines Gemüseladens. Autos fuhren auf sie zu, denen sie sich nur im letzten Augenblick durch einen Sprung entziehen konnte, und hinter den Fenstern und Vorhängen standen Männer, die sie mit sadistischen Mienen beobachteten. Luzia zwang sich, nicht wie ein gehetztes Wild durch die Gassen zu hasten, sondern ruhig und möglichst unauffällig zu gehen und allen Gefahren so gut als möglich auszuweichen. Sie kam an einer mittelalterlichen Stadtbefestigung vorbei und sah aus den alten Schießscharten die Maschinengewehre drohen. Nun wußte Luzia, daß die Bolschewiken den Kampf gegen sie aufgenommen hatten und sich des »Lumpenpacks« der ganzen Welt bedienten. Sie fühlte sich todkrank und begab sich zum nächsten Polizisten, der sie auf ihren Wunsch in ein Krankenhaus begleitete. Dort lag sie einige Wochen, wurde auf Gastritis behandelt und erwähnte kein Wort von ihren unheimlichen Erlebnissen. Nach der Entlassung ging der »Krieg« weiter.
Luzia hatte überall das Gefühl, die Lumpen wären hinter ihr her. Wenn sie in ein Geschäft ging, glaubte sie nichts zu bekommen, weil die Geschäftsleute, die ihr verkaufen wollten, mit Repressalien bedroht worden seien. So habe sie einmal eine bestimmte Seifenmarke verlangt, die es in jedem besseren Laden gebe: aber der Verkäufer in der Drogerie sagte, diese Seife sei ausverkauft; erst als sie mit der Faust auf den Tisch schlug und erklärte, wenn er zu feige sei, ihr die Seife zu geben, dann werde sie ihm zeigen, was es geschlagen habe, rückte er damit heraus. Auf der Straße sei sie ständig beobachtet und verfolgt worden. Andere Leute, die an ihr vorbeigingen, hätten sie mit dem Arm angerempelt oder Schimpfworte

hinter ihr her gerufen. Überall sei die Canaille unterwegs, um sie zu verfolgen und zu quälen.
»Lumpenkinder« seien ausgeschickt, um mit ihren Bällen auf sie zu werfen und mit ihren Rollern auf sie zuzufahren. Wenn sie über die Straße gehe, komme plötzlich ein Auto angefahren, und manchmal sei sie nur im letzten Augenblick in der Lage gewesen, sich durch einen Sprung in Sicherheit zu bringen. Hinter allem aber stünden die Bolschewiken, die sich das Lumpenpack der ganzen Welt gekauft hätten: es ist ein weltweiter versteckter Partisanenkrieg, deshalb ist man so hilflos ausgeliefert. Nirgends gebe es Neutralität, nirgends mehr einen sicheren Ort. Sie selbst stehe wohl unter dem Schutz einer anderen Partei, der Katholiken, mit der sie gegen das Lumpenpack die Ordnung verteidige. Sie bekomme auch von ihren Freunden zuweilen Gegengifte ins Essen, wenn man sie in Gaststätten oder bei Bekannten habe vergiften wollen. So habe sie bisher alle Vergiftungen überstanden. Aber dennoch sei sie ausgeliefert, weil alles so versteckt und hinterlistig und nicht offen sei.
Alle Leute wüßten über sie Bescheid. Im Radio, in der Zeitung, in allen Nachrichtenmitteln kämen ständig Mitteilungen über sie. Man bringe Auszüge aus ihren Werken. Sie habe alle Intimität verloren. Natürlich werde sie deshalb von ihren Feinden überall sofort erkannt und verfolgt. Sie wisse, daß es kein Zurück mehr gebe. Sie sei der Mittelpunkt der Welt und werde niemals mehr die unbekannte Frau werden, die sie einmal gewesen sei. In den Kinos, die sie besuche, in den Gaststätten und in privaten Räumen seien Hörgeräte angebracht, sie auszuhorchen, und nicht selten höre sie Sätze und Formulierungen, die sie im persönlichen Rahmen gebraucht habe, über den Rundfunk ausgestrahlt in alle Welt.
In den Zeitungen seien Bilder schwangerer Frauen erschienen mit ihrem Gesicht in Fotomontage: das seien bösartige Anspielungen. Sie hasse Schwangerschaften als etwas Schmutziges und Profanes. Auf der Straße seien ihr schmutzige Frauen, Gesindel, nachgegangen mit Kissen unter dem Kleid, um Schwangerschaft zu demonstrieren. Die Fische in den Aquarien, die Katzen und Hunde auf der Straße würden von den Lumpen mit chemischen Mitteln brünstig gemacht, bloß daß sie ihr gemeine und häßliche Szenen vorführten.
Sie könne mit keinem Menschen mehr direkt oder offen reden, denn inzwischen sei auf der ganzen Welt eine Symbolsprache eingeführt. Sie habe herausbekommen, daß sie rosa oder blaue Taschentücher benutzen müsse,

um das Gesindel um sich herum zu beruhigen oder abzuwehren. Nun habe sie lange Zeit nur noch solche Taschentücher benutzt. Alles, was sie gesprochen habe, auch mit ihren Freunden, habe nicht mehr bedeutet, was es ehedem bedeutete; es sei zugleich Andeutung oder Anspielung auf sie gewesen, um ihr etwas zu ihrem Schutz oder ihrem Schaden zu verraten. Diese Symbolik aber sei ihr selbst immer unklar geblieben und habe den Umgang mit den Menschen schwer belastet. Die Bolschewiken bedienten sich linkischer Zeichen, die sie mit der linken Hand oder mit dem linken Fuß geben. Die Katholiken dagegen verständigten sich mit »rechten« Zeichen. Die Einheit der Welt sei auseinandergefallen in links und rechts, in Lumpen und Katholiken. Die Worte selbst haben Symbolbedeutung. Die Vorsilbe »pro« macht ein Wort zum rechten, die Vorsilbe »prae« macht es zum linkischen Wort, dem Symbol der Bolschewiken. Der Anfangsbuchstabe ihres Namens sei zugleich Symbol der Schlange und der Erlösung.
Wohin sie auch gehe, ziehe sie einen Schwanz von Lumpen nach sich, die sie überall verfolgten, belästigten und beobachteten. Nirgends könne sie mehr leben ohne den Schutz der Katholiken, die ihr im Verborgenen Beistand gewährten. Nachts mache man Pfeifkonzerte vor ihrem Fenster, Türen würden geschlagen, sie höre Schreie und Rufen. Alles, was sie ärgern könne, werde ihr angetan.
Was sie aber erdulden müsse, sei eine große Prüfung für die ganze Welt. Wenn sie aushalte, dann sei es nicht umsonst getan. Ein Teil ihres Wesens hebe sich heute schon über Zeit und Raum hinaus. Von ihr nämlich hänge der Ausgang dieses weltumspannenden Krieges, in den wir alle hineingezogen seien, ab.
Letztlich habe sie den Haß der Bolschewiken wachgerufen durch ihr Buch. Ihr Buch habe die Welt wachgerüttelt, den Krieg heraufbeschworen. Nun habe sie den Auftrag, den Krieg auch wieder zu beenden. Sie müsse den Untergang aller guten und ordnungsliebenden Kräfte der Menschheit verhindern. Dazu aber sei es notwendig, den geheimen Krieg, den Partisanenkampf zu einem offenen zu machen. Allen Lumpen, den Spionen und Saboteuren, müsse man die Larve vom Gesicht reißen, sie als Bolschewiken zusammen mit ihren Kindern und Helfershelfern öffentlich brandmarken. Es gebe nur eine Entscheidung, pro oder contra. Sie werde das deutsche Volk zu einer Abstimmung aufrufen, um endlich offenzulegen, wer mit Gott und wer mit dem Satan sei. Der Sieg gegen die Bolschewiken und gegen ihre Helfershelfer auf aller Welt könne nur im offenen unerbitt-

lichen Kampfe erfochten werden. Dazu aber brauche man Waffen, Panzer und Maschinengewehre, und nicht nur sinnlose Milde und Feigheit. Man müsse die Lumpen niederwerfen und dieses Pack mit aller Härte regieren, zu der man fähig sei. Man müsse die Masse lenken wie ein Pferd. Sie könne sich sehr wohl vorstellen, daß es ihr ein besonderes Lustgefühl bereiten würde, diese Masse von Menschen so zu kneten, wie man ein Pferd zu reiten pflegt.

Es ist nicht unser Ziel, diesen Ausschnitt aus einer grandiosen Verfolgungswelt, der sich Luzia ausgeliefert weiß, interpretierend zu erschließen. Doch können wir uns nicht versagen, darauf hinzuweisen, daß selbst in der Wahnwelt das eigenartige Kindheitsschicksal Luzias transparent bleibt. Luzia ist im Wahn auf groteske Weise zum Mittelpunkt einer Welt geworden, was sie als einziges Kind ihrer Eltern ohne intensivere Beziehungen zu anderen Menschen in gewissem Sinne immer schon gewesen ist. Aber sie ist zugleich die Hilfloseste in ihrer Welt des Kampfes, die nicht einmal durchschaut, welcher geheimen Verständigungsmittel sich die beiden großen antinomischen Mächte bedienen. Freilich scheint ihre Ohnmacht aufgehoben in ihrer Mission, den verborgenen Kampf zum offenen Krieg zu machen und endlich eine Entscheidung für das Gute in aller Welt herbeizuführen. Aber solche Hoffnungen blieben in Luzias antinomischer Kindheitswelt schon unerfüllt; sie sind und bleiben auch in ihrem Wahn nur Illusion.

Den Wahnwelten, die in ihrer rational synthetischen Leistung, einer Angleichung des Unheimlichen an unsere gemeinsame Wirklichkeit, in die geistigen Räume der Politik, der Metaphysik oder der Religion ausgreifen, haftet ein eigenartiges Faszinans an: Sie scheinen zuweilen unserem Verständnis dadurch näher zu sein, daß sie uns wohlbekannte Fragmente geistiger Dimensionen vermitteln, in denen wir uns selbst über die Gegenwart unserer alltäglichen Erfahrungen und ihrer natürlichen Konsequenzen zu erheben pflegen. Und dennoch führen sie unser Verständnisbemühen weit ab vom Kern des eigentlichen Geschehens, von der persönlichen Schicksalslogik des Kranken.

Um die Privatwelt des Wahns in ihrer Subjektivität noch einmal deutlich werden zu lassen, wollen wir Wahnerlebnisse einer Kranken wiedergeben, in denen sich eine konkrete menschliche Beziehung in wahnhafter Verzerrung widerspiegelt.

Veronika

Die 39jährige Witwe Veronika leidet seit etwa fünf Jahren an einer Wahnkrankheit, in der allerdings weniger der rational systematisierende Wahn als die Sinnestäuschungen im Vordergrund stehen. Veronika trifft dreimal wöchentlich in der Klinik für jeweils 50 Minuten mit dem Arzt zusammen. In diesen Stunden wird der Versuch einer Erhellung und Durcharbeitung ihrer Lebensschwierigkeiten und zwischenmenschlichen Konflikte unternommen, die hinter den wahnhaften Erlebnisweisen stehen. Der folgende Auszug aus den Aufzeichnungen Veronikas spiegelt einen kurzen, etwa sechswöchigen Ausschnitt aus der Behandlung oder besser aus denjenigen Gefühlen und Reflexionen, die sie im Wahnerleben der Kranken auslöste. Wir beginnen mit einem Traum Veronikas:
»Über den Häusern unserer Stadt schwebte Dr. X., ähnlich den Titelbildern großer Illustrierter, als Heiliger und sprach im Zorn mit mir, daß ich mich im Traume schlecht benehme. Ich kniete nieder und sagte, der Mensch ist nicht dazu geschaffen, in eine andere Welt zu sehen, ich wolle dies nicht. Dann lief ich schnell durch die abendlichen Straßen davon. Plötzlich hatte ich das Gefühl, der Arzt sieht mich in einer weißen Bluse und wollte fortlaufen und wollte doch, daß er mich findet. In der Ecke stand eine alte Kirche, da setzte ich mich vor das Portal auf einen umgefallenen Stein mit schwärmerischen Empfindungen wie ein junges Mädchen. Plötzlich sagten Stimmen, ›er kommt‹. Ich hatte das Gefühl, die Straße entlang kommt nun eine Geisterscheinung und hatte Ängste. Dann tauchte auch schon eine Gestalt auf. Ich wußte, sie durfte nicht bis zu mir herkommen, denn er war es nicht. Ich schrie laut auf vor Entsetzen und verlor das Bewußtsein. Anschließend kam nochmals das Bild des Heiligen. Es waren aber nun zwei mit wehenden Fahnen vor dem Portal der Kirche, die Wache hielten. Bei den Stimmen beschwerte ich mich nun, daß ich nun auch für meine Träume verantwortlich gemacht werde.«
Die folgenden Texte geben die Stimmen wieder, also akustische Sinnestäuschungen, die die Kranke vernimmt:

A: Wenn du uns aufschreibst, gehen wir sofort. Ich lasse mich nicht mehr aufschreiben.
B: Nun, dann geh doch. Ich bleibe. Mich interessiert es, wie sie sich nun aus der Klemme zieht. Den Dauerlauf in Ehren, Veronika, aber du

hast nur deine Kraft verloren, sonst nichts. Glaubtest du wirklich, wir müßten gehen, wenn das Herz versagt? Dann müßten wir dir ja aus dem Herzen sprechen. Das ist ja nicht der Fall. Du müßtest schon den Kopf verlieren.

C: Ihr seid häßlich, die Veronika spricht überhaupt nicht mehr mit uns. Ihr könntet ihr doch ein bißchen helfen. Dauernd sprecht ihr und sie kann nicht überlegen, was sie heute Abend sagen muß. Ich denke nun immer, damit ihr etwas einfällt, denn sie kann ja immer erst in dem Moment nachdenken, wenn sie dem Arzt gegenüber sitzt. Da finden wir wirklich auch nicht immer was es sein soll. Ihr sprecht doch dauernd von ganz anderen Dingen. Sie tut mir leid.

B: Wenn wir das sexuelle Thema nehmen, wirft sie uns raus. Außerdem ist gar kein Grund vorhanden, darüber zu sprechen.

C: Wahrscheinlich bei dir nicht, aber bei uns. Wir kommen nicht zu Wort weil hier Schicksal gemacht wird. Da ist eine alte Tante gestorben, und da muß sie die Majestät des Todes empfangen, ihre Königin. Außerdem ist der Anton wieder da gewesen und sucht seine Sinnlichkeit, die er hier verloren hat. (Anton = ehemaliger Freund der Kranken).

A: Der Arzt wird sagen, die Veronika sucht sie. Vorsichtig mit den Äußerungen, die werden hier aufgeschrieben . . .

A: . . . Du bist heute sehr unruhig, wir wissen uns nicht mehr zu helfen. Nun bist du allein und hast Angst davor. Das geht doch nicht. Als du diese Gedanken hattest, hat sich hinterher der Tod gezeigt. Nun ist es noch schlimmer. Wir sind sehr unglücklich, daß du die Hoffnung verlierst.

B: Wenn heute der Arzt kommt muß ich sagen, Herr Dr., ich habe geträumt, nun ist es wieder schlimmer. Ist es nicht lächerlich. Ein paar Wochen ging es jetzt und nun war wieder ein solcher Traum, der den Tod bringt. Diese unnormalen sinnlichen Ausstrahlungen dabei. Wie kann ich mich im Traum dagegen wehren. Ist es denn Rache, weil ich schon glaubte, es geht aufwärts?

A: Du warst zu sicher und heute hast du sogar den Tod gefragt, ob er nicht wüßte, wann es Zeit ist. Das geht doch nicht. Die sinnlichen Träume sind uns selbst nicht geheuer. Ich habe das Gefühl, ein Traum überflutet uns alle. Wir können so wenig davor fliehen wie du. Es ist die Abneigung, die in dir kämpft, sie will dich.

B: Es wäre mir lieber, ich hätte am Tag normale Empfindungen dieser Art. Ich war so umgänglich, daß ich wieder einen Menschen suchen konnte in Gedanken. Ist doch schon ein Fortschritt. Warum laßt ihr keine normale Entwicklung zu. Der Tod hatte die Haltung und Größe des Arztes.

A: Er zeigte sich.

B: Ich war soweit von ihm entfernt und gerade dabei mit einem normalen Lebensgefühl mich ihm mehr zuzuneigen. Etwas mehr weiblich und sogar ein bißchen im Spiel. Nun zeigt er mir dafür den Tod. Wenn ich dies erzählen soll, sitzt er mir lächelnd gegenüber und sagt:›Sie lupft den Deckel nicht.‹ Und was ist, wenn ich es tue? Dann zeigt sich dieses schreckliche Gesicht.

A: Du suchst wieder fieberhaft nach einer Lösung. Wir wollen Dir sagen was es erschwert. Es sind äußere Umstände. Du gehörst hierher dem Arzt, der hier stationiert ist. Er sorgt sich um dich, spricht tagsüber mit dir, Du begegnest ihm und würdest sogar mit Deinen Wünschen zu ihm gehen, weil er eben nach außen für Dich da ist.

B: Du willst also, daß mir geholfen wird.

A: Wenn die Türen abends zufallen, hinter Deinem Anwalt, ist abgeschlossen. Du bist also hier in diesem Hause bei einem Arzt, den du gar nicht nötig hast.

B: Aber ich habe doch den anderen trotzdem.

A: Aber er hat ihn nicht.

B: Ist denn das so wichtig.

C: Du mußt einfach wissen, daß Du ihm gehörst, wir wollen das jetzt verstärkt, denn es langt nicht für uns. Du bist in zu wenig kompakter Form, Du hast das Gefühl, Du gehörst niemand. Die äußere Situation ist die innere, Du gehörst beiden. Uns und ihm.

A: Du fürchtest Dich vor äußeren Komplexen und Hemmungen, die nur noch in seiner Gegenwart herauskommen. Er ist der Rest von uns, oder es ist der Rest von uns. Du willst ihn nicht in Angriff nehmen, Du hast geglaubt wir würden einfach weggehen, wenn Du Dich erholt hast. Es war zu bequem für Dich. Du hast Dich in Dich zurückgezogen und warst zufrieden, daß niemand etwas von dir wollte. Wir wollen endlich Ruhe haben. Er soll uns endlich richtig nehmen, sonst wird es ein Mißerfolg. Du bist bereit auf seine Führung einzugehen, aber seine Nachwirkung ist nicht stark genug. Du bist es nicht gewöhnt, geistig

geführt zu werden und nimmst Dir nur die Leckerbissen, die besten Gedanken davon, ordnest sie ein. Wir haben keine Zeit mehr zu warten bis diese Spielerei ein Spiel geworden ist.

B: Aber ist es nicht zu spät für eine Veränderung von außen? Ist sie überhaupt möglich?

A: Sie wäre schon früher möglich gewesen.

B: Dieses ganze Thema verletzt meinen Stolz. Hätte der Arzt mir das nicht ersparen müssen?

A: Du hattest dafür das Vergnügen mit einem interessanten und hübschen Mann zu plaudern, Du bist ja selbst in seine Sprechstunde gegangen.

B: Nun kann ich fast nicht weiterschreiben, wenn ihr nicht versöhnlicher werdet. Was nützt mir denn dann die Überwindung meines Stolzes?

A: Dann werde gesund wie du willst . . .

A: . . . Du schickst uns dauernd in Gedanken fort, ohne daß du es willst. Nun ist Dir schlecht und wir wissen überhaupt nicht mehr was los ist. Die Sache mit Deinem Anwalt (Arzt) entwickelt sich ohne daß wir im geringsten etwas dagegen tun können. Es ist das erste Mal seit wir sprechen, daß etwas stärker ist als wir. Überall ist es uns gelungen Abneigung hervorzurufen, überzugehen auf den Menschen mit dem Du zusammen warst. Nicht einmal die Toten haben Macht dagegen.

C: Eine Unterhaltung zwischen uns ist gar nicht möglich, denn Du machst nicht mit. Wir möchten nicht mehr so sein. Das ›Schweigen‹ hast Du auch im Bild gesehen. Einen schrecklichen Mann mit einer schwarzen Maske. Wir wollen schweigen, schick uns nicht fort. Aber laß uns nicht sprechen.

A: Du mußt versuchen, halb zu denken. Du denkst alles gesprochen. Wir müssen das sprechen. Durch die Einwirkung des Arztes ist vieles anders geworden. Aber heute Mittag hast Du tatsächlich Dein eigenes Ich herausgeworfen. Drei Wesen waren es. Das vierte ist das Kind, das hast Du vergessen. Was sich nun für eine Veränderung ergibt, wissen wir nicht. Du wirst anders werden von innen heraus.

C: Wir können Dir nicht sagen, was Du schreiben kannst. Alles ist durcheinander. Wir sind Deine Sinne und wir sind verwirrt. Nun sollst Du auch noch leidenschaftlich werden. Was müssen wir dann alles tun. Ich will nichts mehr wissen.

A: Stimmen haben wir noch, aber sonst nichts. Wir sind sehr arm geworden. Wir sind aus dem Gleichgewicht. Wenn wir alles sind, was Du selbst bist, sind wir im Augenblick nicht viel. Alles verkriecht sich, weil Du neuerdings eine Abneigung gegen uns hast, die sogar weh tut. Es ist eine Abneigung gegen die Krankheit. Bis jetzt hast Du sie ertragen, hast Dich damit auseinandergesetzt. Du wehrst unbewußt so stark ab, daß manche Stimmen nicht mehr sprechen können. Dauernd geschehen Dinge mit uns, die wir nicht mehr begreifen . . .

A: Wir können uns nicht mehr gegenseitig ablösen. Alles ist gestört . . .
B: Ihr wollt nicht?
A: Nein wir wollen nicht aufgeschrieben werden . . .

A: . . . Nun sitzen wir wieder da, Du sollst uns aufschreiben und wir sind doch das was Du bist. Wir wissen nicht mehr, wo wir hingehören. Wir haben einen Zorn über diese Behandlung. Was mußt Du wissen wie Du bist. Das war doch seither auch nicht nötig. Überall hatte man Dich gern. Uns hast Du erst über die Einsamkeit bekommen. Was mußt Du wissen wie Du bist.
C: Nun lachst Du auch noch Veronika. Wir sind aufgeregt, sobald Du uns nur beschreiben willst, außerdem haben wir Angst vor dem Strom. Du hast also keine Angst vor dem Strom. Wir sind doch etwas anderes als Du . . .

A: Heute schreibst Du also auf, was wir sagen, weil Du einen Zorn hast, weil Du es tun mußt. Wir gehen, jawohl der Fremde hat dann den Redezwang und kann Reden halten wie wir. Wir können den Redezwang nämlich auslösen ohne daß es der Mensch merkt.
B: Dann zwinge ich also die anderen, daß sie mit mir reden.
A: Nein, Du hast Angst zu sprechen, weil es noch zu sehr in Dir spricht, bist hier voller Abneigung gegen das Sprechen und mußt es doch tun.
B: Dann habe ich die Stimmen in der Abneigung. Es ist überhaupt die Abneigung, die die Stimmen hervorgebracht hat, und jeder der hier spricht, hat irgend eine Abneigung gegen mich und zeigt's nicht. Ihr erschreckt mich . . .

A: Übrigens warten wir immer darauf, daß ein starkes Gefühl für einen

Menschen über Dir zusammenschlägt, dann sind wir nichts und haben keine Stimme mehr.

C: Jetzt schreibst Du auf, was Dir einfällt. Dem sind wir wirklich nicht gewachsen, so aufgeschrieben zu werden.

A: Du bist uns auch zu stark, zeitweise vergißt Du uns einfach. Dabei haben wir ein Schuldgefühl, denn durch uns sitzt Du in der Klemme. Wir sind lauter Abneigungen. Wem willst Du die denn alle geben. Wozu mußt Du das Böse wirklich nehmen. Der Doktor hat wirklich recht, wenn wir zu Dir gehören, dann können wir uns nur über Deine Empfindungen verwandeln. Wir müssen also geduldig abwarten.

C: Deinem Arzt verdanken wir, daß etwas Ordnung in Dir ist, aber das Schreiben über uns berührt uns genau so peinlich wie Dich. Wir fühlen uns genau so behandelt. Doch Du wirst es schon schaffen . . .

A: Wir wollen etwas wissen vom Doktor. Warum quälst Du Dich so sehr ab. Diese schlaflose Nacht hättest Du Dir ersparen können. Du hast eine solche Angst vor dem Ertragen einer ungerechten Abneigung, daß Dir wirklich viel Unrecht geschehen ist in dieser Zeit. Nun willst Du mit aller Kraft die Zuneigung halten, die Dir hier entgegengebracht wird. Die unnormale verträgst Du auch nicht, weil er sich so primitiv und brutal zeigt. Immer hast Du Angst, daß Dir jemand etwas antut. Diesmal sind wir unglücklicher wie Du, wir wissen uns auch nicht mehr zu helfen.

B: Ist dies denn mein Wahn?

A: Ja daran bist Du krank geworden, aber Du bist ja gesund und krank zugleich. Du solltest nun nicht mehr so sehr unter Kranken sein, sonst wirst Du es tatsächlich wieder mehr. Die Geborgenheit, die Du zuerst empfunden hast, ist nun zur Unruhe geworden.

C: So ergeht es Dir mit dem Arzt. Wenn Du zu ihm kommst, bist Du unsicher. Während Du bei ihm bist, versuchst Du Dich selbst zu finden. Ist die Unterredung vorbei, fliehst Du förmlich vor ihm und dem Zwang, der innerlich und äußerlich ist. Du mußt versuchen, Dein eigenes Empfinden zu ertragen.

A: Wir stellen fest, daß wir Dir helfen möchten, das war noch nie bei uns. Wir haben Dir stets geraten, Du mußt dankbar sein, daß Du einen Menschen gefunden hast, der Dir hilft . . .

A: . . . Die Veronika will eine Klärung ihrer persönlichen Beziehungen.
B: Na hör mal, Du bist es doch selbst.
A: Ja ich helfe ihr, das ist gut.
B: Bist Du frei oder bist Du da gebunden? Wir kennen Zwei, einen der frei ist und einen, der mit dem Herrn schielt. Der gebundene ist der Vater.
A: Du bist kühn.
B: Übrigens fällt mir ein, wir sagen eben Du zueinander.
Bist Du einfach mein Bruder? Den haben wir noch nicht und der ist dann einfach in mir, das ist meine persönliche Beziehung zu Dir.
A: Die wird sich noch wandeln.
B: Ich dachte beim Bruder hört sie auf.
A: Du hast Dich von Anfang an sehr als Mann gezeigt. Ich wollte erst böse sein, daß ich nicht kleiner als Vater war. Aber Du hast mir anders geholfen. Es ist ja vom seelischen her gesehen eine robuste Behandlung. Aber so krank war ich, daß ich erst wieder wissen mußte, daß ich eine Frau bin. Soweit anerkenne ich das Spiel. Es ist ein Spiel mit den Menschen in der Behandlung. Dagegen wehrt sich alles Natürliche in mir. Das Kranke hat es gebraucht und hat in diesem Ringen um eine klare Einstellung zu sich selbst gefunden, denn ich habe alles sehr ernst genommen.
B: Habe ich Dir denn etwas zu leide getan? Ich bin Dir nicht nahe getreten und habe Dich auch nur auf mich reagieren lassen.
A: Du weißt, daß ich krank und hilflos zu Dir kam, hattest die Fäden in der Hand, wenn Du daran gezogen hast, hat sich die Puppe bewegt, hat alles vorgeführt, was Du wolltest. Sie mußte auf die Fäden reagieren. Inzwischen ist diese Puppe lebendig geworden und braucht die Fäden nicht mehr. Das hat sie Dir zu verdanken. Nun spürt sie die Fäden nicht mehr.
B: Dieser Mensch hat seine Methoden. Du darfst hier nicht zu sehr angreifen, sie helfen Dir doch.
A: Das will ich auch anerkennen, aber ich staune über die große Freiheit. Das soll man alles denken, alles phantasieren, es ist gar nichts passiert dabei und man hat es doch erlebt. Ich komme in ein Stadium aktiver Sinnlichkeit und atme auf, Gott sei dank nur in Gedanken. Die Krankheit ist und Du bekämst sie, wie sie ist. Es ist und es ist doch nicht. Persönliche Beziehungen sind da und sind doch nicht. Nun sind wir beim

Bruder angelangt und waren noch nicht einmal richtig beim Mann. Ich war auch noch nicht richtig Frau, und bin jetzt im Augenblick der schwesterliche Backfisch, der dem erfahrenen Bruder die Weisheiten vom Munde abliest. Nun sitze ich da mit meiner schwesterlichen Liebe und weiß nicht wohin damit. Ich weiß nicht wohin damit, für mich wäre es zu viel, wenn ich es Dir zeigen würde. Wo wolltest Du denn hin mit all diesen Empfindungen, die Du den Menschen bei solcher Arbeit entlockst?

A: Stimmen, was sind wir denn noch? Kümmerliche Überreste einer Machtherrschaft. Geschöpfe, über die diskutiert wird, als ob sie Luft wären. Könige und Bettler, alle in einem Bett, Deine Welt.

B: Du sagst einfach, wir sind das, was vorher war, was nachher kommt, stellst Dich breitspurig hin und sagst: ich aber bin. Ich aber bin der Mensch, ich lebe, ich lebe das Augenblickliche. Das innere Haus läßt Du abbrennen in einem Feuer, das Dir alles nimmt und nichts gibt, Du läßt Dich auch noch durch diesen Brand beschenken. Weißt Du, wer die Burg angesteckt hat, wer Dir den Schutz genommen hat?

A: Er ist aufgebracht Veronika, es ist Dein Herr, er ist ohnmächtig. Er müßte über Dir sein und ist in Dir. Du mußt wieder etwas über Dich stellen, so geht es nicht, sonst kann die wichtigste Stimme nicht aus Dir heraus . . .

A: . . . Wir sind böse, weil es nicht stimmt, garnicht, kein Weg ist zu sehen, wir suchen und suchen und wissen nicht, wer wir sind.

B: Ob dies nicht richtiger ist?

A: Alles ist falsch, Deine Sinnengötter sind gegangen und wir wissen nicht wohin. Dein eigenes Empfinden ist stärker geworden als wir. Nun werden wir hin- und hergeworfen vom Bewußten ins Unbewußte und wenn der Sturm so weitergeht, verlieren wir noch die Sprache. Du kümmerst Dich nicht mehr darum, was aus uns wird. Glaubst Du denn wirklich, die Stimmen können über eine halbe Sache ganz gehen? Wir haben ganze Arbeit geleistet, und sind über ein Liebespaar zu Dir gekommen. Diese Kräfte sind noch da. Die anderen haben den Weg schon gefunden. Wie stellst Du Dir vor, daß wir uns ganz lösen können? Es ist nur halb.

Gertrud

Nach diesem kurzen Auszug aus der Geschichte einer therapeutischen Zweierbeziehung in der wahnhaft verzerrten Widerspiegelung akustischer Sinnestäuschungen soll zum Schluß noch ein Auszug aus dem grotesken Inferno eines »oneiroiden«, traumähnlichen Wahnerlebens folgen. Hier herrschen Sinnestäuschungen der Gesichtssphäre, »Visionen«, und optische Halluzinationen vor. Gertrud, ein etwa 25jähriges Mädchen, berichtete:

»Beginn der schlimmen Zeit am xxxxx. Bin nüchtern und in aller Eile in die Kirche . . . unbewußt vermied ich das Wort ›Blut‹ . . . es hatte für mich etwas mit Verworfenheit zu tun. Ich verband es nur mit Mord, wie in der Bildzeitung und in der Illustrierten. Damals hörte ich nun, ich könne die zweifellos schwere okkulte Belastung loswerden, wenn ich mich im Gebet auf das Blut Christi beriefe . . .
Es schien danach ja doch noch etwas Hoffnung; so hielt ich mich wie ein Ertrinkender an dieser letzten Rettung . . . In der Nacht konnte ich das nicht mehr . . . ich fürchtete mich jetzt vor der Dunkelheit und vor der Nacht. Da ich von der Lauferei, die ich in meiner Verzweiflung nicht aufgeben konnte, ganz erschöpft war, ging ich ohne zu essen ins Bett, konnte aber nicht richtig schlafen. Es war nur eine Art Halbschlaf möglich, in dem ich grauenhafteste Beschwerden und Visionen hatte . . .
. . . Es krabbelte als hätte ich nur Würmer in mir. Eine Stimme sagte, ›so schnell wirst Du uns nicht los‹. Dazu und auch danach kam ein inwendiges Verbrennungsgefühl, als wäre in meinem Unterleib ein verzehrendes Feuer. Es krampfte sich in mir alles zusammen und ich hatte schwere Bauchschmerzen. Während und nach diesen Bauchkrämpfen fühlte ich, wie inwendig alles zusammenschrumpfte, mein Bauch fiel stark ein und die Knochen spießten unter der Haut hervor. Ich hatte das Gefühl, ich wäre bis zur Taille verbrannt wie eine Brandbombenangriffsleiche, bei der die Muskulatur durch die Hitze geschrumpft ist und sich maximal zusammengezogen vom Knochen gelöst hat. Dabei sah ich im Halbschlaf . . . eine Frau, der viele kleine Teufel die inneren Genitalien wie Stricke aus einem Kasten aus dem Schoß zerrten und damit herumwarfen. Bei diesen Bildern wurden die krampfartigen Unterleibsbeschwerden noch schlimmer und ich hatte das Gefühl des Leerseins, des Ausgehöhlten und des Ausgenommenen. Danach kamen folgende Visionen:

Ein Säugling wird von vielen kleinen Teufeln aus seinen Kleidern und Windeln gezerrt und zerstückelt. Mit dem Kopf spielen die Teufel Fußball.
Ein großer schwarzer Schäferhund zieht einen anderen großen schwarzen, toten Schäferhund am Schwanz bis zu mir hinter sich her, bleibt vor mir stehen, sieht mich an als wollte er sagen, das ist Dein Werk. Er bellt mich an.
Ein großer breitschultriger, pockiger, schwarzer Ledermann mit gleichen Augen (nichts Weißes drin) steht auf und sagt, jetzt sei es bald Zeit für ihn . . .
Als ich die Vision von dem schwarzen Ledermann hatte, fühlte ich, daß er in meinem kleinen Schlafzimmerchen immer vor der verschlossenen Tür stand. Ich hätte vor Angst bald laut geschrien.
. . . Nach Mitternacht hockte ich in einem lichtschachtähnlichen Schacht, in dem mich keiner sah und hörte. Nur nach oben war der quadratische Schacht auf mit einem viereckigen Loch. Die Öffnung oben war so groß wie die Basisfläche. Der Schacht schien ein ›Raum‹ eines Hauses zu sein, in den anderen Räumen waren mehrere Menschen. Nach oben hin waren alle Räume auf. (Jetzt denkt es in mir, ›den Luftschacht hat man Dir zugemutet; wieder der Böse!‹) Die Mauern, bestehend aus dunkelroten Klinkersteinen (merkst Du was? Dunkelrot wie geronnenes Blut!) waren oben feinst säuberlich verputzt . . .
Zuerst glaubte ich, ich solle lebenslänglich dort alleine, von aller Welt und allen verlassen, meine Strafe absitzen. Es wäre mir längst alles entfallen, hätte nicht jemand in mir gesagt, ich solle alles aufschreiben . . .
. . . In einer alpenähnlichen Landschaft kommen zwei dunkle Gestalten, ohne Flügel schwebend, mit einem um den Rumpf fest verschnürten Menschen, den sie an einer langen Leine haben, und zwar aufgehängt. Sie pendeln wohl und lassen ihn unter Hohngelächter flach über einer tiefen Schlucht fallen. Es dauert nicht lange, die Teufel unterhalten sich noch oben am Berg, da sehe ich den festverschnürten Menschen – wie früher ein Wickelkind wohl – wie er versucht an der steilen, fast senkrechten Wand hochzuklettern, was ihm wegen des fest geschnürten Rumpfes sehr schwer wird, weil er praktisch nur Arme und Beine gebrauchen kann, denn der Rumpf ist fast gar nicht beweglich wegen der Schnüre. Neben ihm ist ein Engel mit weißem Gewand und weißen Flügeln. Er hat seinen Kopf ganz nahe an dem des Menschen und sagt ihm was er am besten tut, um nicht

noch einmal zu fallen. Er beschützt den Menschen. Die Teufel ärgert das und sie wollen ihn wieder runterwerfen . . .
. . . nach dieser Vision sofort Gegenangriff des Bösen, der mich in ernste Verzweiflung stürzen will . . .
. . . Mutter und Joachim haben Mäuse im Gehirn. Bei Mutter sieht man sie nicht deutlich, weil sie frisch gewaschenes, lockeres krauses Haar hat. Nur ich sehe sie deutlich, wie sie in den Wellen des Haares kuschen. Mutter machte ein gequältes Gesicht, wie bei einem bösen Traum, und drehte gequält den Kopf hin und her. Mir fiel dabei Großmutters Sterbegeste ein. Sie wollte etwas los werden und konnte nicht mehr.
Bei Joachim sehe ich, während er lacht, die Maus hinten zu einem Loch sich reindrücken. Sie war genauso dick wie das Lochvolumen, besenstieldick. Eine gutgenährte fette Maus. Gerhard hatte eine Ratte im Kopf, die herauskam und nach vorne wegsprang. Ilse hatte zwei Ratten, die ihr auch nach vorn weg auf den Boden sprangen. Großvater hatte eine 30 cm lange Ratte ohne Schwanz im Kopf. Ich sah sie auf seinem Kopf und nach schräg links auch wegspringen. Großmutter hatte viele kleine, wohl noch junge Mäuse in der Küche, die da ihre Futterstelle hatten . . .
Bei Vater wimmelt es von Mäusen. Sie springen strahlenförmig von seinem Kopf nach allen Seiten. Er schiebt seine Kopfhaut wie ein Segeltuchschiebedach beim Volkswagen nach vorn und wieder zurück, so daß man ein großes viereckiges Loch wie ein Frühbeetfenster sieht. Dabei lacht er: ›Pffff! . . . Haha! . . . Haha! . . . Haha! . . .‹ und schlägt dreimal mit der linken Faust auf die Tischplatte. Die rechte Hand schiebt das Frühbeetfenster wie ein Schiebedach – das undurchsichtig wie die Kopfschwarte ist – vor und zurück. In dem Frühbeet ist wahre Frühbeetwirtschaft, Mäuse in allen Größen und Alterstufen sind da. Die beiden Hände arbeiten gut zusammen.«

Diese Dokumentation von Wahnfragmenten vermag kein kontinuierliches Bild zu geben. Die Beispiele sind ausgewählt aus einer Vielfalt und herausgelöst aus dem Zusammenhang des persönlichen Daseins, seiner eigenen Welt und seiner Geschichte. Wer aber versuchen will, die Chiffren des Wahns zu entziffern, der muß ihn zurückgeben in das Ganze eines menschlichen Schicksals als den Kontext seiner Ängste und Hoffnungen und jener Krisen, aus denen es unter der Macht einer lastenden Vergangenheit keinen anderen Ausweg zu geben scheint.

Nachricht von der Oberwelt, gegeben im Jahre 1793

Gespräch mit dem böhmischen Kronprätendenten Joseph Karl, aufgezeichnet von Christian Heinrich Spieß

... Der Herr des Schlosses gieng selbst, ihn zu holen, weil er schwerlich einem seiner Bedienten gefolgt wäre. Er trat kurz darauf mit ihm in's Zimmer; tiefe Stille herrschte in der zahlreichen Versammlung, jeder bewunderte seine ehrwürdige Physiognomie ... Der graue Mann stutzte sehr, als er so viele Fremde im Zimmer erblickte. Zu meiner großen Freude sah ich aber bald, daß diese Verlegenheit schwinde, seine furchtsame Miene ward wieder nachdenkend, er knöpfte seine Weste auf, steckte die rechte Hand darein, und lehnte sich mit dem Rücken gegen die Mauer.

DER HERR DES SCHLOSSES Jetzt, meine Herrn, können Sie besser urtheilen, ob die Ferne Sie getäuscht hat? Sie beobachteten einstimmig, daß dieser Mann dem Porträte Kaiser Karls des Vierten äußerst ähnlich sähe, entscheiden Sie nun!

EINIGE AUS DER GESELLSCHAFT Nein, wir haben uns nicht betrogen! Er sieht ihm vollkommen ähnlich!

ANDRE Vollkommen! Vollkommen!

DER GRAUE MANN (mit äußerstem Wohlgefallen umherblickend) Glaub's gerne! (mit geheimnißvoller Miene) denn es hat seine wichtigen Gründe, und ein Ding, das seine wichtigen Gründe hat, muß auch wichtige Wahrheiten enthalten. Ich weiß nicht, ob Sie mich verstanden haben.

EINIGE Vollkommen! Vollkommen!

DER GRAUE MANN Nun daher kommt's, daß ich zwar ein armer Schneider bin, aber doch Karl dem Vierten ähnlich sehe. (Er lehnte sich wieder an die Wand und versank in tiefes Nachdenken.)

DER HERR DES SCHLOSSES Wie nennt er sich denn?

DER GRAUE MANN Ich nenne mich Joseph, mein Zuname ist Karl! So nannten sich alle meine Voreltern, und daher kommt's, daß ich in gerader Linie von weiland meinem höchstseeligen Ahnherrn, Kaiser Karl dem Vierten, abstamme. Bin jetzt der zehnte seines erlauchten Stammes.

EINER AUS DER GESELLSCHAFT Dann wären Sie ja mit unserm Kaiser verwandt?

DER GRAUE MANN (mit ernstem Blicke) Fügt huldreichst und gnädigst hinzu, denn er verdient's! – Wir sind unserm vielgeliebten Neffen und Vetter mit vieler Freundschaft zugethan. Wir gönnen ihm das Glück, über Böhmen zu regieren, von ganzem Herzen! (seufzend) Die Last der Regierung erfordert starke Schultern, die unsrigen sind zu schwach, wir behalten uns unsre Rechte auf bessere Zeiten bevor . . . Dieß alles weis ich gewiß, denn wie ich Anno 1767 in der Oberwelt war, da ward mir dieß und noch weit mehr kund gethan; auch erhielte ich darüber ein förmliches Patent, welches ich aber auf der Rückreis verloren habe.

DER HERR DES SCHLOSSES Was hilft das alles! Er wird doch nie König werden!

DER GRAUE MANN (seinen Zeigefinger an die Nase legend) Es wird eine Zeit kommen, in welcher ich ruhig und im Frieden über Böhmen regieren werde, und dann, gnädigster Herr, (mit gerührter Stimme) will ich's Ihnen tausendfach lohnen, was Sie dem armen, verlaßnen, oft verachteten, stets verkannten Karl jemals gutes gethan haben.

DER HERR DES SCHLOSSES Wie war's denn in der Oberwelt?

DER GRAUE MANN (mit vieler Wärme) O schön, herrlich! Wenn ich dort hätte bleiben können, dann würde ich an kein irdisches Reich mehr denken. Ach! es war eine selige Zeit, so wohl kann mir's hienieden nie werden.

DER HERR DES SCHLOSSES Wie lange war er denn dort?

DER GRAUE MANN Acht volle Wochen, sie schwanden mir wie Stunden! Ich bat um längere Erlaubniß, aber sie wurde mir abgeschlagen.

DER HERR DES SCHLOSSES Wie sieht's denn aber oben aus? Eben so wie in unsrer Welt?

DER GRAUE MANN Eben so! Nur viel schöner, ach, viel schöner! Es herrscht ewiger Frühling, kein Winter. Alles wächst von sich selbst, und gedeiht vortrefflich! Kühe giebt's da wie die Elephanten, und die Kornähren sind so lang, als ich bin!

DER HERR DES SCHLOSSES (lächelnd) Da hätte er uns einige Saamen mitbringen sollen!

DER GRAUE MANN Was hätte es genützt! Er wäre hier doch nicht gerathen. Unsre Sünden, unsre Missethaten machen das Vieh so klein, die Kornähren so dünn, und den Boden so unfruchtbar. Oben giebt es bessere, andächtigere Menschen. Ich war dort alle Tage in der Kirche, wenn der Name

Gottes genennt wurde, da stürzte die ganze Schaar zu Boden, und betete an den Mächtigen, der alle Himmel und alle unzählbare Erden mit Weisheit und Ordnung regiert.

DER HERR DES SCHLOSSES Giebt's dort keine Advokaten, keine Doktoren?

DER GRAUE MANN (lächelnd) Nichts, von allen rein nichts! Auch keine Richter, keine Gefängnisse! Wer irgend etwas verbricht, oder einen Fehltritt begeht, der muß seine Wanderung vom Anfange beginnen.

ICH Wanderung?

DER GRAUE MANN (mich ernsthaft anblickend) Ja! ja! Wanderung! Diese Erde ist nur der Ort der Strafe und Besserung! Oben ist das Paradies, in welchem unsre Stammeltern erschaffen, und daraus verstoßen wurden, jetzt wird es von unsern Geistern bewohnt.

ICH Das verstehe ich nicht ganz!

DER GRAUE MANN (lächelnd) Glaub's gerne, aber den Unwissenden muß man belehren. Fragen Sie, ich will antworten.

ICH Ist denn die Oberwelt, in welcher Sie waren, derjenige Ort, welchen unsre Religion Himmel nennt?

DER GRAUE MANN Ja, darinne liegt's eben verborgen! Ihre Frage beweißt, daß Sie noch ganz unwissend sind, es wahrscheinlich auch bleiben ... Sehen Sie: dasjenige geistige Wesen, was wir unsre Seele nennen, ist anfangs von Gott in der Oberwelt erschaffen worden, jetzt wird's dort gezeugt und gebohren, hat einen Anfang, aber kein Ende; wächst und gedeiht, wie unser Körper, ist aber Geist, und kein Körper. Verstehen Sie mich?

ICH Vollkommen.

DER GRAUE MANN Je größer dieser Geist wächst, je größer werden auch seine Kenntnisse, er hat freien Willen, sie zum Bösen oder zum Guten anzuwenden. Geschieht das letztere, so steigt er nach zweihundert Jahren eine Stufe höher, die ihn der Vollkommenheit näherführt, denn Paulus sah ja selbst sieben Himmel. Handelt er aber böse, so wird sein Geist so klein wie eine Raupe, er wird gleich dieser in ein dickes, festes Gewebe eingesponnen, und durch ein kleines Loch auf unsre Erde herabgestürzt, hier fällt er nun in den thierischen Körper eines neugebohrnen Kindes, ist fest eingehüllt, kann nicht reden, nicht denken, nicht handeln.

ICH Wie lernt er dieß aber?

DER GRAUE MANN (geheimnisvoll) Ja, wie lernt er's? Die Vorsehung gab ihm in seine dunkle Hülle ein kleines Messerchen mit. Er beginnt sogleich

das Werk seiner Erlösung, und schabt damit an der Hülle, die ihn umgiebt, diese wird nach und nach durchsichtiger, der Geist kann hie und da durchblicken, und der thierische Körper fängt an zu handeln, der Geist regiert, bewegt ihn. Je fleißiger dieser schabt, je größer werden natürlich die Kenntnisse des Kindes, das zum Jünglinge, zum Manne emporreift, und bei der Arbeit des Geistes auch immer an Kenntnissen zunimmt. Daher kommt's, daß es dumme, einfältige, aber auch sehr gelehrte und vernünftige Menschen giebt, je nachdem ihr Geist fleißig schabt oder nicht schabt: denn je dünner seine Hülle wird, je mehr kann er sehen und denken.

ICH Oft stirbt aber das neugebohrne Kind sogleich, oder in wenig Tagen –

DER GRAUE MANN (eifrig) Dieß ist sehr natürlich! Der Geist wird nach Maßgabe seiner Verbrechen auf Stunden, Tage, Monden, oder Jahre in den thierischen Körper verbannt. Ist die Zeit seiner Strafe vorüber, so fliegt der Geist empor, und der Körper stirbt, verweßt. Verleitet unter dieser Zeit der Geist den Körper zu bösen Handlungen, so muß er entweder hinab zur Hölle, aus welcher keine Erlösung zu hoffen ist, oder er kommt noch um einen Grad tiefer, als er auf Erden war, ins Fegfeuer, aus welchem noch Erlösung zu hoffen ist.

ICH Hat der Geist aber gut gehandelt?

DER GRAUE MANN So kehrt er nach der Oberwelt zurück, und lebt dort von neuem. Ich habe da mit einem meiner Vorfahren gesprochen, welcher schon fünfmal auf unsrer Erde war, aber jetzt hat er sich's fest vorgenommen, nie wieder herab zu kommen.

ICH Waren wir denn auch schon einmal in der Oberwelt?

DER GRAUE MANN O weh! wie können Sie so albern fragen. Haben Sie eine Seele?

ICH Ich hoff's.

DER GRAUE MANN Wenn Sie diese haben, so muß sie auch aus der Oberwelt gekommen seyn, denn nur dort können die Geister gezeugt und gebohren werden.

ICH Aber mein Geist erinnert sich ja dessen nicht.

DER GRAU MANN Das kann und darf er nicht, so lange er noch mit dem Häutchen oder Gewebe umgeben ist. Schaben Sie fleißig, mein Herr Geist, so kann's Ihnen auch glücken, wie es mir geglückt ist. Im Jahre 1767, am ersten Maie, gelang es meinem arbeitsamen Geiste, das schon äußerst dünne Häutchen mit einmal zu vernichten, es platzte, und mein Geist konnte frei denken, frei handeln, und sich seines vorigen Zustands erin-

nern. Er wollte sich vom irdischen Körper losmachen, aber es war nicht möglich, er wandelte nach der Oberwelt, der Körper gieng mit, aber wir durften nicht dort bleiben, weil die Zeit der Strafe noch nicht vollendet ist. – (nachdenkend) Haben Sie schon einen Taubstummen gesehen?

ICH O ja!

DER GRAUE MANN Das sind elende Geschöpfe! Blos Körper, blos Maschine; als sie gebohren wurden, fiel eben kein Geist aus der Höhe herab, und nun wandeln sie so lange ohne diesen herum, bis irgend einmal ein herabgefallener Geist kein neugebohrnes Kind findet, und in seinem Körper den Wohnsitz nimmt. Daher kommt's, daß man jetzt in Zeitungen liest, wie die Stummen reden lernen.

PFARRER Hat denn der alte Jobst auch einen Geist?

DER GRAUE MANN Der ist ja ein Narr, liegt an der Kette, und raßt.

PFARRER Eben deswegen frag ich.

DER GRAUE MANN (seufzend) Ja wohl hat er einen! Sein Geist war arbeitsam und thätig, aber er schabte stets an einem Orte, machte glücklich ein Loch in die Hülle, doch ist's zu klein, jetzt kann er nicht heraus: windet, krümmt sich, aber es geht nicht.

PFARRER Zu welchem Amte, mein lieber Karl, wird er mich wohl fähig finden, wenn er einst König wird?

DER GRAUE MANN Sie, Ehrwürdiger Herr, mache ich zum obersten Schulmeister meines Landes, denn ich seh's mit großen Vergnügen, wenn Sie oft in die Schule gehen, die Kinder zur Thätigkeit, zum Fleiße ermahnen, und ihnen Ihre eigne Kenntnisse mittheilen. Das nutzt, das fruchtet, denn je mehr unsere Geister ihre Häutchen verdünnen, je glücklicher kann's auf dieser Welt werden . . .

Er liest äußerst gerne Zeitungen, und ist sehr genau mit allen politischen Begebenheiten bekannt. Die traurigen Begebenheiten Frankreichs reizten seine Aufmerksamkeit sehr, er behauptet, daß er mit dem Hause Bourbon verwandt sei, und ebenfalls Anspruch auf Frankreichs Krone machen könne.

Vor Jahresfrist ist er aus der Gegend verschwunden. Fuhrleute wollen ihn zu Strasburg gesehen und erkannt haben; hat ihn vielleicht der unglückliche Gedanke, von Frankreichs verwaißtem Throne Besitz zu nehmen, zu dieser Reise verleitet, so hat er wahrscheinlich schon längst sein Leben unter der Guillotine geendigt.

Nervenanhänge in wilhelminischer Zeit

Aus den Denkwürdigkeiten des Senatspräsidenten a.D.
Daniel Paul Schreber

Die menschliche Seele ist in den Nerven des Körpers enthalten, über deren physikalische Natur ich als Laie nichts weiter aussagen kann, als daß sie Gebilde von außerordentlicher Feinheit – den feinsten Zwirnsfäden vergleichbar – sind, auf deren Erregbarkeit durch äußere Eindrücke das gesammte geistige Leben des Menschen beruht . . . Verliert der Körper seine Lebenskraft, so tritt für die Nerven der Zustand der Bewußtlosigkeit ein, den wir *Tod* nennen und der schon im Schlaf vorgebildet ist. Damit ist jedoch nicht gesagt, daß die Seele wirklich erloschen sei; die empfangenen Eindrücke bleiben vielmehr an den Nerven haften; die Seele macht nur sozusagen einen Winterschlaf durch und kann zu neuem Leben erweckt werden . . .

Gott ist von vornherein nur Nerv, nicht Körper, demnach etwas der menschlichen Seele Verwandtes. Die Gottesnerven sind jedoch nicht, wie im menschlichen Körper, nur in beschränkter Zahl vorhanden, sondern unendlich oder ewig. Sie besitzen die Eigenschaften, die den menschlichen Nerven innewohnen, in einer alle menschlichen Begriffe übersteigenden Potenz. Sie haben namentlich die Fähigkeit, sich umzusetzen in alle möglichen Dinge der erschaffenen Welt; in dieser Funktion heißen sie Strahlen; hierin liegt das Wesen des göttlichen Schaffens. Zwischen Gott und dem gestirnten Himmel besteht eine innige Beziehung . . . Als Beleg für diese Behauptung führe ich vorläufig nur die Thatsache an, daß die Sonne seit Jahren in menschlichen Worten mit mir spricht und sich damit als belebtes Wesen oder als Organ eines noch hinter ihr stehenden höheren Wesens zu erkennen giebt. Gott macht auch das Wetter; dies geschieht in Folge der stärkeren oder geringeren Wärmeausstrahlung der Sonne in der Regel sozusagen von selbst, kann aber in besonderen Fällen von Gott nach eigens damit verfolgten Zwecken in bestimmte Richtungen gelenkt werden. Ich habe z. B. ziemlich sichere Andeutungen darüber erhalten, daß der harte Winter des Jahres 1870–71 eine von Gott beschlossene Sache war, um bei

gewissen Anlässen das Kriegsglück auf Seite der Deutschen zu wenden ... Insbesondere entsteht Wind oder Sturm dadurch, daß sich Gott in größere Entfernung von der Erde zurückzieht; unter den jetzt eingetretenen weltordnungswidrigen Umständen hat sich das Verhältnis, um dies gleich im Voraus zu erwähnen, dahin verschoben, daß das Wetter in gewissem Maaße von *meinem* Thun und Denken abhängig ist; sobald ich mit einer von der Thätigkeit des menschlichen Geistes zeugenden Beschäftigung, z. B. mit Schachspielen aufhöre, erhebt sich sofort der Wind ... Der Grund liegt eben darin, daß sich Gott, sobald ich mich dem Nichtsdenken hingebe, von mir als einer vermeintlich blödsinnigen Person zurückziehen zu können glaubt ...

Ein unmittelbares Eingreifen Gottes in die Geschicke der einzelnen Menschen und Völker fand – ich bezeichne diesen Zustand als den weltordnungsmäßigen Zustand – in der Regel nicht statt. Ausnahmsweise konnte dies wohl ab und zu der Fall sein; allzuhäufig konnte und durfte es aber nicht geschehen, weil die damit verbundene Annäherung Gottes an die lebende Menschheit für Gott selbst mit gewissen Gefahren verbunden gewesen wäre. So konnte etwa ein besonders inbrünstiges Gebet vielleicht die Veranlassung geben, im einzelnen Falle mit einem Wunder helfend einzugreifen oder das Geschick ganzer Völker (im Kriege u. s. w.) durch Wunder in bestimmte Richtungen zu lenken. Er konnte sich auch mit einzelnen hochbegabten Menschen (Dichtern u. s. w.) in Verbindung setzen (»Nervenanhang bei demselben nehmen«, wie die mit mir sprechenden Stimmen diesen Vorgang bezeichnen), um diese mit irgendwelchen befruchtenden Gedanken und Vorstellungen über das Jenseits (namentlich im Traume) zu begnadigen. Allein zur Regel durfte ein solcher »Nervenanhang« nicht werden, weil vermöge eines nicht weiter aufzuklärenden Zusammenhanges die Nerven *lebender* Menschen namentlich im Zustande *einer hochgradigen Erregung* eine derartige Anziehungskraft auf die Gottesnerven besitzen, daß Gott nicht wieder von ihnen hätte loskommen können, also in seiner eigenen Existenz bedroht gewesen wäre.

Ein regelmäßiger Verkehr Gottes mit Menschenseelen fand nach der Weltordnung erst nach dem Tode statt. Den *Leichen* konnte sich Gott ohne Gefahr nähern, um ihre Nerven, in denen das Selbstbewußtsein nicht erloschen war, sondern nur ruhte, vermittelst der Strahlenkraft aus dem Körper heraus- und zu sich heraufzuziehen und sie damit zu neuem himmlischen Leben zu erwecken; das Selbstbewußtsein kehrte mit der Strahlen-

einwirkung zurück. Das neue jenseitige Leben ist die *Seligkeit*, zu der die Menschenseele erhoben werden konnte. Allerdings konnte dies nicht ohne vorgängige Läuterung und Sichtung der Menschennerven geschehen, die je nach der verschiedenen Beschaffenheit der Menschenseelen kürzerer oder längerer Zeit bedurfte. Für Gott – oder wenn man diesen Ausdruck vorzieht, im Himmel – waren nur reine Menschennerven zu gebrauchen, weil es ihre Bestimmung war, Gott selbst angegliedert zu werden und schließlich als »Vorhöfe des Himmels«[1] gewissermaßen Bestandtheile Gottes selbst zu werden. Nerven sittlich verkommener Menschen sind geschwärzt; sittlich reine Menschen haben weiße Nerven; je höher ein Mensch sittlich in seinem Leben gestanden hat, desto mehr wird die Beschaffenheit seiner Nerven der vollkommenen Weiße oder Reinheit sich nähern, die den Gottesnerven von vornherein eigen ist. Bei sittlich ganz tiefstehenden Menschen ist vielleicht ein großer Theil der Nerven überhaupt nicht brauchbar; danach bestimmen sich die verschiedenen *Grade* der Seligkeit, zu der ein Mensch aufsteigen kann, und wahrscheinlich auch die Zeitdauer, während deren ein Selbstbewußtsein im jenseitigen Leben sich aufrecht erhalten läßt. Ganz ohne vorgängige Läuterung der Nerven wird es kaum jemals abgehen, da schwerlich ein Mensch zu finden sein wird, der ganz von Sünde frei wäre... Es scheint, daß das Läuterungsverfahren mit irgend einer für die Seelen das Gefühl der Unlust erzeugenden Arbeitsleistung oder einem mit Unbehagen verknüpften vielleicht unterirdischen Aufenthalt verbunden war, dessen es bedurfte, um sie nach und nach der Reinigung zuzuführen ...

Hiermit erklären sich die den meisten Religionen geläufigen Vorstellungen von Hölle, Fegefeuer u. s. w. Die zu reinigenden Seelen lernten während der Reinigung die von Gott selbst gesprochene Sprache, die sog. »Grundsprache«, ein etwas alterthümliches, aber immerhin kraftvolles Deutsch, das sich namentlich durch einen großen Reichthum an Euphemismen auszeichnete (so z. B. Lohn in der gerade umgekehrten Bedeutung für Strafe, Gift für Speise, Saft für Gift, unheilig für heilig u. s. w. Gott selbst wurde mit »Ew.Majestät treugehorsamer« angeredet.) ... Der oben aufgestellte Satz, daß Gott sich der deutschen Sprache in der Form der sog. »Grundsprache« bedient habe, darf natürlich nicht dahin verstanden werden, als ob die Seligkeit nur für den Deutschen bestimmt gewesen sei. Immerhin waren die Deutschen in neuerer Zeit (wahrscheinlich seit der Reformation, vielleicht aber auch schon seit der Völkerwanderung) das

auserwählte Volk Gottes, dessen Sprache sich Gott vorzugsweise bediente. Das auserwählte Volk Gottes in diesem Sinne sind nacheinander im Laufe der Geschichte – als die jeweilig sittlich tüchtigsten Völker – die alten Juden, die alten Perser (diese in ganz besonders hervorragendem Maße, worüber weiter unten das Nähere), die »Graeco-Romanen« (vielleicht in der Zeit des Römisch-Griechischen Alterthums, möglicher Weise aber auch als »Franken« zur Zeit der Kreuzzüge) und zuletzt eben die Deutschen gewesen. *Verständlich* waren für Gott im Wege des Nervenanhangs ohne Weiteres die Sprachen aller Völker.

Die durch den Läuterungsprozeß vollkommen gereinigten Seelen stiegen zum Himmel empor und gelangten dadurch zur *Seligkeit* ... Die männliche Seligkeit stand höher als die weibliche Seligkeit. Es würde ferner etwa die Seele eines Goethe, eines Bismarck u. s. w. ihr Selbstbewußtsein (Identitätsbewußtsein) vielleicht auf Jahrhunderte hinaus behauptet haben, während dies bei der Seele eines früh verstorbenen Kindes vielleicht nur auf soviel Jahre der Fall sein mochte, als die Lebensdauer im menschlichen Leben umfaßt hatte. Eine *ewige* Fortdauer des Bewußtseins, der oder jener Mensch gewesen zu sein, war keiner Menschenseele beschieden. Vielmehr war es die Bestimmung aller Seelen schließlich, verschmolzen mit anderen Seelen, in höheren Einheiten aufzugehen und sich damit nur noch als Bestandtheile (»Vorhöfe des Himmels«) zu fühlen ... In dieser Weise habe ich die Bekanntschaft mit Strahlen gemacht, die mir als Strahlen – d. h. zu höheren Einheiten erhobene Complexe seliger Menschenseelen – des alten Judenthums (»Jehovastrahlen«), des alten Perserthums (»Zoroasterstrahlen«) und des alten Germanenthums (»Thor- und Odinstrahlen«) bezeichnet wurden und unter denen sich sicher keine einzige Seele mehr befand, welche ein Bewußtsein davon gehabt hätte, unter welchem Namen sie vor Tausenden von Jahren dem einen oder anderen dieser Völker angehört habe.[2]

Über den »Vorhöfen des Himmels« schwebte Gott selbst, dem im Gegensatz zu diesen »vorderen Gottesreichen« auch die Bezeichnung der »hinteren Gottesreiche« gegeben wurde. Die hinteren Gottesreiche unterlagen (und unterliegen noch jetzt) einer eigenthümlichen Zweitheilung, nach der ein niederer Gott (Ariman) und ein oberer Gott (Ormuzd) unterschieden wurde.[3] Über die nähere Bedeutung dieser Zweitheilung vermag ich weiter Nichts auszusagen, als daß sich der niedere Gott (Ariman) vorzugsweise zu den Völkern ursprünglich brünetter Race (den Semiten)

und der obere Gott vorzugsweise zu den Völkern ursprünglich blonder Race (den arischen Völkern) hingezogen gefühlt zu haben scheint. Bedeutsam ist, daß eine Ahnung dieser Zweitheilung sich in den religiösen Vorstellungen vieler Völker vorfindet ... Das Ganze der Weltordnung erscheint danach als ein »wundervoller Aufbau«, gegen dessen Erhabenheit alle Vorstellungen, welche sich Menschen und Völker im Laufe der Geschichte über ihre Beziehungen zu Gott gebildet haben, nach meinem Urtheil weit zurücktreten.

In diesen »wundervollen Aufbau« ist nun in neuerer Zeit ein Riß gekommen, der mit meinem persönlichen Schicksal auf das engste verknüpft ist. Die tieferen Zusammenhänge in einer für den menschlichen Verstand vollkommen faßbaren Weise darzustellen ist auch für mich unmöglich ... Einleitend habe ich dazu zu bemerken, daß bei der Genesis der betreffenden Entwicklung, deren erste Anfänge weit, vielleicht bis zum 18. Jahrhundert zurückreichen, einestheils die Namen Flechsig und Schreber und anderntheils der Begriff des *Seelenmords* eine Hauptrolle spielen.

Um mit letzterem zu beginnen, so ist die Vorstellung, daß es möglich sei, sich in irgendwelcher Weise der Seele eines Anderen zu bemächtigen, um sich auf Kosten der betreffenden Seele entweder ein längeres Leben oder irgendwelche andere, über den Tod hinausreichenden Vortheile zu verschaffen, in Sage und Dichtung bei allen Völkern verbreitet ...

Ich nehme nun an, daß es irgend einmal einem Träger des Namens Flechsig gelungen ist, einen ihm zum Zweck göttlicher Eingebungen oder auch anderen Gründen gewährten Nervenanhang *zur Festhaltung der göttlichen Strahlen zu mißbrauchen.* Selbstverständlich handelt es sich dabei nur um eine Hypothese, die aber, wie sonst bei menschlich-wissenschaftlichen Untersuchungen, solange festgehalten werden muß, bis man einen besseren Grund für die zu erklärenden Vorgänge findet ... Auf diese Weise kann man sich vorstellen, daß irgend etwas Ähnliches wie eine Verschwörung zwischen einem derartigen Menschen und Elementen der vorderen Gottesreiche zum Nachtheile des Schreber'schen Geschlechtes zu Stande gekommen sei. Bei dem, was oben hinsichtlich der Verfassung der Gottesreiche und der (beschränkten) Allgegenwart Gottes bemerkt worden ist, brauchte ein solches Treiben noch nicht gleich zur Kenntniß der hinteren Gottesreiche zu gelangen ... So konnte man vielleicht dazu kommen, einem von Ehrgeiz und Herrschsucht eingegebenen Streben, das in seinen Konsequenzen zu einem Seelenmorde – falls es etwas Derartiges

giebt – also zur Auslieferung einer Seele an einen Anderen, etwa zur Erreichung eines längeren irdischen Lebens oder zur Aneignung der geistigen Kräfte des Betreffenden oder zur Verschaffung einer Art persönlicher Unsterblichkeit führen konnte, nicht gleich mit voller Entschiedenheit entgegenzutreten. Auf der anderen Seite mochte die Gefahr, die daraus für die Gottesreiche selbst entstehen konnte, unterschätzt werden ... Die Anziehungskraft, d. h. dasjenige auch für mich seinem innersten Wesen nach unergründliche Gesetz, vermöge dessen Strahlen und Nerven sich gegenseitig anziehen, birgt einen Keim von Gefahren für die Gottesreiche in sich, deren Vorstellung vielleicht schon der germanischen Sage von der Götterdämmerung zu Grunde liegt. Eine wachsende Nervosität unter den Menschen konnte und kann diese Gefahren erheblich steigern ...

Eine Kollision der Interessen Gottes und einzelner Menschen konnte unter der Voraussetzung weltordnungsmäßigen Verhaltens der letzteren gar nicht eintreten. Wenn es trotzdem in meinem Falle aus Anlaß des vorausgesetzten Seelenmords zu einer solchen Interessenkollision gekommen ist, so ist dies nur in Folge einer so wunderbaren Verkettung von Umständen geschehen, daß ein solcher Fall in der Weltgeschichte wohl noch niemals vorgekommen ist und, wie ich hoffen möchte, auch niemals wieder vorkommen wird. Und auch in diesem so ganz eigenartigen Falle trägt die Weltordnung die Heilmittel für die ihr geschlagenen Wunden in sich selbst; die Remedur liegt in der *Ewigkeit*. Während ich früher (etwa 2 Jahre lang) annehmen mußte, daß die dauernde Fesselung Gottes an meine Person den Untergang der ganzen Erdenschöpfung zur Folge gehabt habe, habe ich diese Auffassung in neuerer Zeit wesentlich einzuschränken gehabt. Auf der anderen Seite hat das seit sechs Jahren ununterbrochen fortdauernde Zuströmen von Gottesnerven in meinen Körper den Verlust der ganzen bis dahin angesammelten Seligkeit und die vorläufige Unmöglichkeit der Neubegründung von Seligkeiten zur Folge gehabt, sodaß die Seligkeit sozusagen suspendirt ist, alle Menschen, die seitdem gestorben sind und noch sterben werden, *bis auf Weiteres nicht selig werden können* ... Allein alle diese Verluste können wieder ausgeglichen werden, sofern es eine *Ewigkeit* giebt, wenn auch vielleicht Tausende von Jahren erforderlich sein mögen, um den früheren Zustand vollständig wiederherzustellen.

Ich komme nunmehr auf *meine eigenen persönlichen* Schicksale zu sprechen. Ich bin zweimal nervenkrank gewesen, beide Male in Folge von geistiger Ueberanstrengung; das erste Mal (als Landgerichtsdirektor in Chemnitz) aus Anlaß einer Reichstagskandidatur, das zweite Mal aus Anlaß der ungewöhnlichen Arbeitslast, die ich beim Antritt des mir neuübertragenen Amtes eines Senatspräsidenten beim Oberlandesgericht Dresden vorfand. In beiden Fällen habe ich einen größeren Theil der Krankheitszeit in der bei der Universität zu Leipzig bestehenden, vom Prof. jetzigen Geh. Rath Dr. Flechsig geleiteten Irrenklinik zugebracht...
Die erste der beiden Krankheiten trat in ihren Anfängen im Herbst 1884 hervor. Sie verlief ohne jede an das Gebiet des Uebersinnlichen anstreifenden Zwischenfälle und war Ende 1885 vollständig geheilt, sodaß ich am 1. Januar 1886 das Amt eines Landgerichtsdirektors wieder antreten konnte. Die zweite Nervenkrankheit begann im Oktober 1893 und dauert jetzt noch an. Sie nahm bald einen bedrohlichen Charakter an ... Entscheidend für meinen geistigen Zusammenbruch war eine Nacht, in welcher ich eine ganz ungewöhnliche Anzahl von Pollutionen hatte. Von nun an traten die ersten Anzeichen eines Verkehrs mit übersinnlichen Kräften, namentlich eines Nervenanhangs hervor, den Professor Flechsig mit mir in der Weise unterhielt, daß er zu meinen Nerven sprach, ohne persönlich anwesend zu sein ...

Es ist nun hier der Ort, auf die Natur der bereits mehrfach erwähnten *inneren Stimmen* einzugehen, welche seitdem unaufhörlich zu mir sprechen, und zugleich auf die nach meinem Urtheil der Weltordnung innewohnende Tendenz, nach welcher es unter gewissen Umständen zu einer »Entmannung« (Verwandlung in ein Weib) eines Menschen kommen muß, der zu göttlichen Nerven (Strahlen) in einen nicht mehr aufzuhebenden Verkehr getreten ist.
Außer der gewöhnlichen menschlichen Sprache giebt es noch eine Art *Nervensprache*, deren sich der gesunde Mensch in der Regel nicht bewußt wird ... Der Gebrauch dieser *Nervensprache* hängt unter normalen (weltordnungsmäßigen) Verhältnissen natürlich nur von dem Willen desjenigen Menschen ab, um dessen Nerven es sich handelt. Bei mir ist nun aber seit der kritischen Wendung meiner Nervenkrankheit der Fall eingetreten, daß meine Nerven *von außen her* und zwar unaufhörlich ohne jeden Unterlaß in Bewegung gesetzt werden.

Die Fähigkeit, in dieser Weise auf die Nerven eines Menschen einzuwirken, ist vor allen Dingen den göttlichen Strahlen eigen; darauf beruht es, daß Gott von jeher in der Lage war, einem schlafenden Menschen Träume einzugeben. Ich selbst habe die Einwirkung zunächst als eine vom Professor Flechsig ausgehende empfunden. Die Erklärung dieses Umstands kann ich nur darin suchen, daß Professor Flechsig es in irgendwelcher Weise verstanden hat, sich göttliche Strahlen dienstbar zu machen; später haben dann außer den Nerven des Professors Flechsig auch unmittelbare göttliche Strahlen sich mit meinen Nerven in Verbindung gesetzt. Die Art und Weise der Einwirkung hat im Laufe der Jahre immermehr der Weltordnung und dem natürlichen Rechte des Menschen auf freie Verfügung über den Gebrauch seiner Nerven widersprechende, ich möchte sagen immer groteskere Formen angenommen ... Dabei wuchs mit der Zeit die Anzahl der Stellen, von welchen der Nervenanhang ausging: abgesehen von dem Professor Flechsig, dem Einzigen, den ich wenigstens eine Zeit lang noch bestimmt unter den Lebenden wußte, in der Hauptsache abgeschiedene Seelen, welche sich in steigendem Maaße für mich zu interessieren begannen.

Ich könnte hier Hunderte, wenn nicht Tausende von Namen nennen, darunter zahlreiche Namen, von denen ich nach Jahren, nachdem mir durch Zeitungen und Briefe wieder einiger Verkehr mit der Außenwelt eröffnet war, erfahren habe, daß sie noch unter den Lebenden weilen sollen, während ich damals, da sie als Seelen im Wege des Nervenanhangs mit mir verkehrten, natürlich nicht anders annehmen konnte, als daß sie längst das Zeitliche gesegnet hatten. Bei sehr vielen Trägern dieser Namen stand das religiöse Interesse im Vordergrund, namentlich waren sehr viele Katholiken darunter, die nach dem von mir in bestimmten Richtungen einzuschlagenden Verhalten eine Förderung des Katholicismus, insbesondere eine Katholisirung Sachsens und Leipzigs erwarteten; hierher gehören Pfarrer St. in Leipzig, »14 Leipziger Katholiken«, Jesuitenpater S. in Dresden, das erzbischöfliche Ordinariat in Prag, der Domkapitular Moufang, die Kardinäle Rampolla, Galimberti und Casati, der Papst selbst, der einen eigenthümlich »sengrigen Strahl« führte, endlich zahlreiche Mönche und Nonnen; bei einer bestimmten Gelegenheit zogen auf einmal 240 Benediktinermönche als Seelen in meinen Kopf ein, um darin ihren Untergang zu finden. Bei anderen Seelen waren mit religiösen Interessen gemischte nationale Motive in Frage; unter ihnen ein Wiener Nervenarzt,

ein getaufter Jude und Slawophile, der durch mich Deutschland slavisch machen und gleichzeitig die Herrschaft des Judenthums darin begründen wollte; er schien in seiner Eigenschaft als Nervenarzt, ähnlich wie der Professor Flechsig für Deutschland, England und Amerika (also im Wesentlichen germanische Staaten), eine Art Verwalter der Gottesinteressen für eine andere Gottesprovinz (namentlich die slavischen Gebietsteile Oesterreichs) zu sein, woraus sich einige Zeit zwischen ihm und Professor Flechsig ein der Eifersucht entsprungener Kampf um die Vorherrschaft entspann. Eine andere Gruppe bildeten hauptsächlich gewesene Mitglieder des Corps Saxonia in Leipzig, welchem Professor Flechsig als Konkneipant angehört hatte und denen daher, wie ich annahm, durch diesen zur Seligkeit verholfen worden war ... Auf der andern Seite gab es auch viele Burschenschaften, deren Sache eine Zeit lang einen großen Aufschwung gewonnen hatte, sodaß sie in der Lage gewesen waren, die Planeten Jupiter, Saturn und Uranus zu besetzen; die hervorstechendsten Namen darunter waren A. K., Rechtsanwalt, Vicepräsident des Preußischen Abgeordnetenhauses, den ich übrigens in meinem Leben nie persönlich gekannt habe, Rektor Professor W. und Rechtsanwalt H. in Leipzig. Diese und die vorerwähnten Mitglieder des Corps Saxonia schienen die ganze Sache, um die es sich in meinem Kopfe handelte, nur als eine Fortsetzung des alten Streits zwischen Corps und Burschenschaften zu halten ... Neben diesen sich als Einzelindividuen zu erkennen gebenden Seelen traten übrigens gleichzeitig immer andere Stimmen hervor, welche sich als Gottes Allmacht selbst in stets höher aufsteigenden Instanzen[4] gerirten, und denen die erwähnten Einzelseelen gewissermaßen als Vorposten zu dienen schienen ...

Die der Weltordnung innewohnende Tendenz zur *Entmannung* eines in dauernden Verkehr mit Strahlen getretenen Menschen hängt zusammen einestheils mit der Natur der Gottesnerven, vermöge deren die Seligkeit eine hochgesteigerte Wollustempfindung ist, anderentheils mit dem anscheinend der Weltordnung zu Grunde liegenden Plan, im Falle von Weltkatastrophen, die eine Vernichtung der Menschheit auf irgend einem Weltkörper zur Nothwendigkeit machen, eine Erneuerung des Menschengeschlechtes zu ermöglichen. Wenn auf irgend einem Weltkörper sittliche Fäulnis oder vielleicht auch Nervosität die ganze Menschheit derart ergriffen hatten, daß von ihren übermäßig geschwärzten Nerven eine nennenswerthe Ergänzung der Vorhöfe des Himmels nicht erwartet werden

konnte, oder eine bedrohliche Steigerung der Anziehungskraft auf die Gottesnerven zu befürchten war, so konnte ein Untergang des Menschengeschlechts auf diesem Weltkörper entweder von selbst eintreten oder auch von Gott beschlossen und durch Erdbeben, Ueberschwemmungen u. s. w. in's Werk gesetzt werden. Vielleicht war es auch für Gott möglich, einen dem Untergange zu widmenden Planeten die Wärme der Sonne (oder des betreffenden anderen zu seiner Erwärmung dienenden Fixsternes) ganz oder theilweise zu entziehen, womit auf das von der Wissenschaft, soviel mir bekannt, noch nicht gelöste Problem von den *Eiszeiten* ein neues Licht fallen würde. Der Einwand, daß zur Zeit der irdischen Eiszeiten die Menschheit überhaupt nur erst in ihren (diluvialen) Anfängen existiert habe, würde kaum als durchschlagend angesehen werden können. Wer sagt uns denn, ob nicht zu der betreffenden Zeit auf irgend einem anderen Planeten, meinetwegen der Venus, bereits eine hochentwickelte Menschheit vorhanden war, deren Vernichtung im Plane Gottes liegen mußte und nicht ohne gleichzeitige erhebliche Abkühlung der in ihrer Entwickelung noch zurückgebliebenen Erde vor sich gehen konnte? Es wurde dann zur Erhaltung der Art ein einzelner Mensch – vielleicht der relativ noch sittlich tüchtigste – zurückbehalten, den die mit mir redenden Stimmen als den *»ewigen Juden«* bezeichneten . . .

Der ewige Jude mußte *entmannt* (in ein Weib verwandelt) werden, um Kinder gebären zu können. Die Entmannung ging in der Weise vor sich, daß die (äußeren) männlichen Geschlechtswerkzeuge (Hodensack und männliches Glied) in den Leib zurückgezogen wurden und unter gleichzeitiger Umgestaltung der inneren Geschlechtswerkzeuge in die entsprechenden weiblichen Geschlechtsorgane verwandelt wurden, sie geschah vielleicht in mehrhundertjährigem Schlaf. . . . Die Fähigkeit, das bezeichnete Entmannungswunder zu vollziehen, ist den niederen Gottes-(Ariman)-strahlen eigen; die Strahlen des oberen Gottes (Ormuzd) haben die Fähigkeit, die Männlichkeit bei gegebener Veranlassung wiederherzustellen. Den Vollzug dieses Entmannungswunders habe ich an meinem eigenen Körper während meines Aufenthalts zu zwei verschiedenen Malen (auf kurze Zeit) selbst erlebt: durch göttliches Wunder waren dem männlichen Samen entsprechende Gottesnerven in meinen Leib geworfen worden; es hatte also eine Befruchtung stattgefunden. Daß das Wunder nicht zur vollen Entwickelung gelangt, beziehentlich wieder rückgängig gemacht worden ist, beruhte eben nur darauf, daß nicht nur reine Gottesstrahlen

vorhanden waren, sondern außerdem auch noch Strahlen, die von geprüften (unreinen) Seelen geführt wurden (Flechsig'sche u. s. w. Strahlen), durch deren Einwirkung die Durchführung des Verwandlungsprozesses in seiner weltordnungsmäßigen Reinheit verhindert wurde.
Die Erhaltung des ewigen Juden und seine Versorgung mit den nothwendigen Lebensbedürfnissen wurde durch »flüchtig hingemachte Männer« besorgt.[5] Es wurden also zu diesem Zwecke Seelen vorübergehend durch Wunder in Menschengestalt gesetzt, wahrscheinlich nicht blos auf die Lebensdauer des ewigen Juden selbst, sondern auf mehrere Generationen hinaus, bis die Nachkommenschaft desselben zahlreich genug war, um sich selbst erhalten zu können. Dies scheint die weltordnungsmäßige Hauptbestimmung des Instituts der »flüchtig hingemachten Männer« gewesen zu sein . . .

Im Zusammenhang mit diesen Erscheinungen trat in den Visionen, die ich allnächtlich hatte, schon sehr früh die Vorstellung eines *Weltuntergangs* als Folge der nicht mehr lösbaren Verbindung zwischen Gott und mir in den Vordergrund. Von allen Seiten trafen Hiobsposten ein, daß nunmehr auch dieser oder jene Stern, dieses oder jene Sternbild habe »aufgegeben« werden müssen; bald hieß es, nunmehr sei auch die Venus »überfluthet«, bald, nunmehr müsse das ganze Sonnensystem »abgehängt« werden, bald, die Cassiopeja (das ganze Sternbild derselben) habe zu einer einzigen Sonne zusammengezogen werden müssen, bald, nur die Plejaden seien vielleicht noch zu retten usw. usw. . . .Dabei hat sich aus der Gesammtheit meiner Erinnerungen der Eindruck in mir festgesetzt, als ob der betreffende nach gewöhnlicher menschlicher Annahme nur drei bis vier Monate umspannende Zeitraum in Wirklichkeit eine ungeheuer lange Zeit umfaßt haben müsse, als ob einzelne Nächte die Dauer von Jahrhunderten gehabt hätten, sodaß innerhalb dieser Zeit sehr wohl die tiefgreifendsten Veränderungen mit der ganzen Menschheit mit der Erde selbst und dem ganzen Sonnensystem sich vollzogen haben konnten. In Visionen war wiederholt davon die Rede gewesen, daß das Werk einer 14000jährigen Vergangenheit verloren sei – diese Ziffer sollte wahrscheinlich die Zeitdauer der Bevölkerung der Erde mit Menschen bezeichnen – und daß der Erde nur noch die Dauer von etwa 200 Jahren beschieden sei – wenn ich nicht irre, wurde die Ziffer 212 genannt –; in der letzten Zeit meines Aufenthalts in der Flechsig'schen Anstalt erachtete ich diesen Zeitraum für

bereits abgelaufen, hielt mich demzufolge für den einzigen noch übrig gebliebenen wirklichen Menschen und die wenigen menschlichen Gestalten, die ich außer mir noch sah – den Professor Flechsig selbst, einige Wärter und sehr wenige, vereinzelte Patienten von mehr oder weniger abenteuerlicher Erscheinung – nur für hingewunderte »flüchtig hingemachte Männer« ...

An die vorstehend erwähnten Vorgänge schloß sich diejenige Periode an, welche mir von den Stimmen als die Zeit des ersten Gottesgerichtes bezeichnet wurde. Zufälig habe ich hier noch einige Daten im Gedächtnisse behalten, die mir von irgend welcher Seite genannt worden sein müssen; danach hätte das erste Gottesgericht den Zeitraum vom 2. oder 4. bis 19. April 1894 umfaßt... Es handelte sich bei dem »ersten Gottesgerichte« um eine Reihe fortlaufender Visionen, denen eine gemeinschaftliche *Generalidee* zu Grunde lag. Es war die Vorstellung, daß, nachdem aus den Kreisen des deutschen Volkes heraus durch den Konflikt zwischen Professor Flechsig und mir eine für den Bestand der Gottesreiche gefährliche Krisis sich ergeben habe, dem deutschen Volke, insbesondere dem evangelischen Deutschland nicht mehr die Führerschaft als auserwähltes Volk Gottes belassen werden könne, daß dasselbe vielleicht sogar bei Besetzung anderer »Weltkugeln« (»bewohnter Planeten?«) ganz ausfallen müsse, sofern nicht ein Kämpe für das deutsche Volk auftrete, der die fortdauernde Würdigkeit desselben erweise. Dieser Kämpe sollte bald ich selbst sein, bald eine andere von mir zu bezeichnende Persönlichkeit, und ich habe in Folge dessen auf das Drängen der im Nervenanhang mit mir redenden Stimmen die Namen einer Anzahl hervorragender Männer als den nach meinem Dafürhalten für einen solchen Streit geeigneten Kämpen genannt. Im Zusammenhang mit dem bezeichneten Grundgedanken des ersten Gottesgerichts stand das bereits erwähnte Vordringen des Katholizismus, des Judenthums und des Slaventhums. Auch hierauf bezügliche Visionen habe ich in ziemlicher Anzahl gehabt, u. A. den Frauenflügel der Universitäts-Nervenklinik als zu einem Nonnenkloster oder einer katholischen Kapelle eingerichtet, barmherzige Schwestern in den Räumen unter dem Dache der Anstalt sitzen gesehen usw. usw. Dann aber hieß es, auch mit dem Katholizismus gehe es nicht mehr; nach dem Tode des jetzigen Papstes und eines Zwischenpapstes Honorius sei ein weiteres Konklave nicht mehr zu Stande gekommen, weil die Katholiken den Glauben verloren hätten usw. usw. Alles Dies habe ich in der damaligen Zeit für wirk-

liche geschichtliche Vorgänge gehalten und demzufolge eine vielleicht mehrhundertjährige Entwickelung als bereits der Vergangenheit angehörig geglaubt. Diese Auffassung kann ich natürlich jetzt nicht mehr aufrecht erhalten. Nachdem ich – freilich erst nach Verlauf mehrerer Jahre – durch Zeitungen und Briefe wieder in einen gewissen Verkehr mit der Außenwelt getreten bin, kann ich mich der Anerkennung nicht entziehen, daß *äußerlich betrachtet* alles beim alten geblieben ist . . . Dagegen ist es mir mindestens sehr zweifelhaft, ob nicht die Bewohnerschaft aller anderen Weltkörper, auf denen, als zu anderen Fixsternen gehörig, sich etwa ein organisches Leben entwickelt hatte, dem Untergange hat geweiht werden müssen.

An die Vorstellung eines Weltunterganges schlossen sich Mittheilungen an, die sich darauf bezogen, in welchem Maße etwa eine Wiederbelebung der Schöpfung möglich sei; bald hieß es, es reiche nur bis zu den Fischen, bald bis zu den niederen Säugethieren usw. Inwieweit diesen Mittheilungen blos eine Befürchtung für die Zukunft oder etwas Reales zu Grunde lag, muß ich dahingestellt sein lassen. Dagegen habe ich anzunehmen, daß auf irgend einem entfernten Weltkörper in der That ein Versuch mit Erschaffung einer neuen Menschenwelt (»neuen Menschen aus Schreber'schem Geist«, wie sie mit einer unzählige Male gebrauchten, meist spöttisch gemeinten Redewendung genannt wurden) wahrscheinlich also unter Benutzung eines Theiles meiner Nerven gemacht worden ist . . . Jene »neuen Menschen aus Schreber'schem Geiste« – körperlich von sehr viel kleinerem Schlag als unsere irdischen Menschen – sollten es bereits zu einer immerhin beachtenswerthen Kulturstufe gebracht, u. A. ein ihrer geringeren Körpergröße entsprechendes kleines Rindvieh gehalten haben; ich selbst sollte ihnen als ihr »Nationalheiliger« sozusagen ein Gegenstand göttlicher Verehrung geworden sein, sodaß meine körperliche Haltung für ihren Glauben von irgendwelcher Bedeutung gewesen wäre. Ihre nach dem Tode zur Seligkeit aufgestiegenen Seelen sollten es bereits zu Strahlen von ziemlich erheblicher Vollkräftigkeit gebracht haben.
Daß irgend etwas Wahres an der Sache gewesen ist, entnehme ich daraus, daß ich in jener Zeit den »Gott« oder »Apostel« jener kleinen Menschen – d. h. vermuthlich Inbegriff der aus ihrer Seligkeit gewonnenen Strahlen – als Seele im Leibe und zwar im Unterleibe gehabt habe. Dieser kleine »Gott« oder »Apostel« zeichnete sich in höchst auffälliger Weise vor allen

anderen Seelen durch die einen Grundzug meines eigenen Charakters bildende – ich kann hier etwas Selbstlob nicht unterdrücken – praktisch verständige Auffassung der Dinge aus, sodaß ich in ihm gewissermaßen Fleisch von meinem Fleische und Blut von meinem Blute erkannte. Uebrigens wurde zu diesem kleinen »Gott« oder »Apostel«, um mich irre zu machen, ein gefälschter Widerpart gesetzt; die Fälschungen wurden jedoch meist sehr bald von mir wahrgenommen, da sich nach der ganzen Sinnesart der betreffenden Seelen das Echte von dem Falschen unschwer unterscheiden ließ. Viel war auch in der damaligen Zeit von einem »Strahlenerneuerungsgesetz« die Rede, d. h. von dem Grundsatz – von welchem die »kleinen Menschen aus Schreberischem Geist« ein Beispiel gewesen sein würden – daß neue Strahlen aus dem *Glauben* gewesener Menschen hervorgingen . . .

Die Flechsig'sche Seele hatte sich übrigens zur Verstärkung ihres gegen Gottes Allmacht eröffneten Kampfes eine Art Parteigefolge aus von ihr nachgezogenen, mehr oder weniger befreundeten Seelen gebildet . . . Hinsichtlich der Ursachen, die zum Auftreten der von W.'schen Seele (neben der Flechsig'schen) am Himmel führten, kann ich nur Vermuthungen aussprechen, die jedoch der Wahrheit ziemlich nahe kommen dürften. Für alle »geprüften« (Flechsig'schen usw.) Seelen war die durch die Hochgradigkeit der Nervenüberreizung in meinem Körper entstandene Anziehungskraft sozusagen die Grundbedingung ihrer Existenz, d. h. ich selbst war ihnen nur das Mittel zum Zwecke, die durch die Anziehungskraft herbeigeführten göttlichen Strahlen abzufangen . . .
Im ersten Anfang sollten es nur drei von W.'sche Nervenfäden gewesen sein, diese aber, einmal zum Bewußtsein ihrer himmlischen Existenz gelangt, kompletirten sich dann durch Heraufziehen einer größern Anzahl anderer von W.'schen Nerven (aus dem Grabe, wie ich damals annehmen mußte) zu einer ziemlich umfänglichen Seele . . . Sie erkannte im Allgemeinen die Führerschaft der Flechsig'schen Seele an, welche nach wie vor sozusagen das geistige Haupt der ganzen gegen Gottes Allmacht gerichteten Empörung blieb; sie behauptete aber doch im Gegensatz zu den andern das Flechsig'sche Gefolge bildenden Seelen in manchen Beziehungen eine gewisse Selbständigkeit . . . Dabei wirkte es zuweilen höchst drollig, wie sich ungeachtet der von beiden Seelen eingegangenen Bundesgenossenschaft doch wieder der Professorendünkel der einen und der Adelsstolz

der anderen wechselseitig von einander abstießen. Die von W.'sche Seele schwärmte von einer »von W.'schen Haus- und Primogeniturordnung«, die sie am Himmel einrichten und worauf sie ihre »Weltherrschaft« gründen wollte, und mochte an der Seele des ihr im Grunde genommen unsympathischen national-liberalen Professor Flechsig zuweilen kein gutes Haar lassen. Diese hinwiederum glaubte im Gefühl einer vermeintlichen geistigen Ueberlegenheit auf die von W.'sche Seele mit einer gewissen Verachtung herabsehen zu dürfen. Die von W.'sche Seele zeigte auch sonst entschieden aristokratische Allüren, widmete mir z. B. vorübergehend eine größere Hochachtung, als sie bemerkte, daß ich beim Essen die Gabel mit der linken Hand zum Munde führte, zeigte aber dann auch wieder ein größeres organisatorisches Talent als die Flechsig'sche Seele, indem sie mit den von ihr erbeuteten Strahlen besser Haus zu halten wußte als diese, daher meist ein glänzenderes Strahlenkleid aufwies und eine Zeit lang ein förmliches »*Strahlenmagazin*« unterhielt . . .

Man setzte mir in jener Zeit zu oft wiederholten Malen »*Skorpione*« in den Kopf, winzige krebs- oder spinnenartige Gebilde, die in meinem Kopf irgendwelche Zerstörungsarbeit verrichten sollten. Dieselben hatten Seelencharakter, waren also *sprechende* Wesen; man unterschied nach der Stelle, von der sie ausgegangen waren, »arische«[6] und »katholische« Skorpione; die ersteren waren etwas größer und kräftiger. Diese Skorpione zogen sich aber regelmäßig aus meinem Kopfe wieder heraus, ohne mir Schaden zu thun, als sie die Reinheit meiner Nerven und die Heiligkeit meiner Gesinnung wahrnahmen. Man suchte ferner, eben weil die Heiligkeit meiner Gesinnung eine zu große Anziehungskraft auf die Seelen ausübte, meine geistige Individualität in der verschiedenartigsten Weise zu verfälschen. Die »Jesuiten«, d. h. wohl abgeschiedene Seelen früherer Jesuiten, bemühten sich wiederholt, mir einen anderen »Bestimmungsnerven« in den Kopf zu setzen, durch den mein Identitätsbewußtsein verändert werden sollte; man überzog meine innere Schädelwand mit einer anderen Gehirnmembran, um die Erinnerung an mein eigenes Ich in mir auszulöschen. Alles ohne irgendwelchen nachhaltigen Erfolg . . .

Daß Gott selbst der Mitwisser, wenn nicht gar der Anstifter des auf den an mir zu verübenden Seelenmord gerichteten Plans gewesen sei, ist ein Gedanke, der sich mir erst sehr viel später aufgedrängt hat. So schändlich

– subjektiv genommen – das ganze Vorhaben mir erscheinen mußte, so stehe ich doch nicht an anzuerkennen, daß dasselbe von demjenigen Selbsterhaltungstriebe eingegeben war, der bei Gott ebenso natürlich ist wie bei jedem anderen belebten Wesen, – ein Selbsterhaltungstrieb, der Gott in der That unter Umständen dazu zwingen mußte, die Vernichtung nicht nur einzelner Menschen, sondern vielleicht ganzer Weltkörper mit allen darauf geschaffenen Wesen in Aussicht zu nehmen . . . Auch sonst wird im ganzen Bereich der geschaffenen Welt Niemand eine Unsittlichkeit darin finden, wenn – ohne Widerspruch mit der Weltordnung – der Stärkere den Schwächeren überwindet, das höher kultivirte Volk ein auf niedrigerer Kulturstufe stehendes von seinen Wohnplätzen verdrängt, die Katze die Maus frißt, die Spinne die Mücke tödtet u. s. w. Der Begriff der Sittlichkeit existirt überhaupt nur innerhalb der Weltordnung, d. h. des natürlichen Bandes, welches Gott mit der Menschheit zusammenhält; wo die Weltordnung einmal gebrochen ist, da bleibt nur eine Machtfrage übrig, in welcher das Recht des Stärkeren entscheidet.

Das sittlich Anstößige lag also in meinem Falle nur darin, daß Gott sich selbst außerhalb der auch für ihn maßgebenden Weltordnung gestellt hatte; dazu war er aber, wenn auch nicht gerade unmittelbar gezwungen, so doch mindestens in Folge einer für Seelen schwer widerstehlichen Versuchung veranlaßt worden, die ihm durch das Vorhandensein der unreinen Seele des Professors Flechsig im Himmel bereitet worden war . . . Ich bin daher geneigt, die ganze Entwickelung aus dem Gesichtspunkte eines *Verhängnisses* zu betrachten, bei welchem weder auf Seite Gottes, noch auf meiner Seite von sittlicher Verschuldung die Rede sein kann . . .

Vielleicht kann sogar das persönliche Ungemach, das ich zu erdulden gehabt habe, und der Verlust der bisherigen Seligkeiten einen gewissen Ausgleich dadurch finden, daß für die Menschheit aus Anlaß meines Falles mit einem Schlage die Erkenntniß religiöser Wahrheiten in ungleich höherem Maße erschlossen wird, als auf dem Wege der wissenschaftlichen Forschung bei aller Anwendung menschlichen Scharfsinnes in Jahrhunderten oder überhaupt jemals möglich gewesen wäre. Welchen unschätzbaren Gewinn es für die Menschheit bedeuten würde, wenn durch meine persönlichen Schicksale, *namentlich auch in ihrer noch bevorstehenden Gestaltung* dem bloßen Materialismus und ebenso einem unklaren Phantheismus ein und für alle Male der Boden entzogen werden würde, braucht in Worten kaum ausgedrückt zu werden.

Anmerkungen

1 Der Ausdruck »Vorhöfe des Himmels« ist nicht von mir erfunden, sondern giebt, *wie alle anderen Ausdrücke, die in diesem Aufsatz mit Anführungsstrichen versehen sind*, nur die Bezeichnung wieder, unter welcher jedesmal die mit mir redenden Stimmen den betreffenden Vorgang mir mitgeteilt haben. Es sind Ausdrücke, *auf die ich nie von selbst gekommen sein würde*, die ich nie von Menschen gehört habe, zum Theil auch wissenschaftlicher Natur, von denen ich nicht einmal weiß, ob sie der betreffenden menschlichen Wissenschaft geläufig sind.

2 Die obige Darstellung in Betreff der »Vorhöfe des Himmels« gibt zugleich vielleicht eine Ahnung in Betreff des ewigen Kreislaufs der Dinge, der der Weltordnung zu Grunde liegt. Indem Gott etwas schafft, entäußert er sich in gewissem Sinne eines Theiles seiner selbst oder giebt einem Theile seiner Nerven eine veränderte Gestalt. Der scheinbar hierdurch entstehende Verlust wird aber wiederum ersetzt, wenn nach Jahrhunderten und Jahrtausenden die selig gewordenen Nerven verstorbener Menschen, denen während ihres Erdenlebens die übrigen erschaffenen Dinge zur körperlichen Erhaltung gedient haben, als »Vorhöfe des Himmels« ihm wieder zuwachsen.

3 Daß für die Bezeichnung des niederen und oberen Gottes die Namen der betreffenden persischen Gottheiten festgehalten worden sind, ist für mich ein Hauptgrund zu der Annahme, daß die alten Perser (natürlich vor ihrem späteren Verfall) in ganz besonders hervorragendem Sinne das »auserwählte Volk Gottes«, m. a. W. ein Volk von ganz besonderer sittlicher Tüchtigkeit gewesen sein müssen. Diese Annahme wird unterstützt durch die ungewöhnliche Vollkräftigkeit der Strahlen, die ich s. Z. an den »Zoroasterstrahlen« wahrgenommen habe.

4 Der (von mir stammende) Ausdruck »Instanzen« scheint mir der richtige zu sein, um ein annäherndes Bild von der Verfassung der Gottesreiche zu geben. Solange ich mit den vorderen Gottesreichen (Vorhöfen des Himmels) in Verbindung stand (März bis Anfang Juli 1894), pflegte jeder Strahlenführer (»vorderer Kolonnenführer«) sich selbst als »Gottes Allmacht« zu geriren. Er wußte, daß noch Höhere hinter ihm kamen, wer aber diese Höheren seien und wie hoch es hinaufginge, wußte er nicht. Als dann (Anfang Juli 1894) die hinteren Gottesreiche (Ariman und Ormuzd) selbst auf dem Schauplatz erschienen, geschah das anfangs mit so überwältigender Pracht der Lichterscheinungen, daß selbst die v. W.'schen und Flechsig'schen Seelen ihre bis dahin geübte höhnische Opposition gegen Gottes Allmacht vorübergehend einstellten.

5 Ich habe nicht nur in einem, sondern in Hunderten von Fällen mitangesehen, daß Menschengestalten durch göttliche Wunder auf kurze Zeit hingeworfen wurden, um sich dann wieder aufzulösen oder zu verschwinden – die in mich hereinsprechenden Stimmen bezeichneten diese Erscheinungen als sog. *»flüchtig hingemachte Männer«* – zum Theil selbst längst verstorbene, aber auch Andere, die anscheinend eine Seelenwanderung durchgemacht hatten. Auf Grund dieser Erlebnisse bin ich geneigt anzunehmen, daß auch Jesus Christus, der als wahrer Mensch eines wahrhaftigen Todes gestorben ist, in der Folge durch göttliches Wunder auf kurze Zeit als »flüchtig hingemachter Mann« neu »gesetzt« worden ist, um den Glauben seiner Anhänger zu stärken und damit der Idee der Unsterblichkeit eine sichere Stätte unter den Menschen zu bereiten, dann aber der natürlichen Auflösung der »flüchtig hingemachten Männer« verfallen ist.

6 Der Ausdruck »arisch« wurde damals überhaupt viel gebraucht; es gab auch eine »arische« Seligkeit usw. Im Allgemeinen diente der Ausdruck zur Bezeichnung der bei einem großen Theil der Seelen vorhandenen *nationaldeutschen* Richtung, welche dem deutschen Volke die Stellung des auserwählten Volkes Gottes erhalten wollte, im Gegensatz zu katholischen und slawisirenden Bestrebungen, von denen ein anderer Theil der Seelen erfüllt war.

Stahlführungen,
nebst einem Flugblatt des ungenannten Verfassers

I

Wir leben unwürdig in einer wirren, unwürdigen und gefahrgeladenen Welt. Ihr Grundcharakter ist die Lüge, »Politik« genannt. Er eignet *notwendig* aller bloßen *praktischen* Gesellschaftsführung in Welt und Geschichte. Der einzelne Politiker *kann* fast nicht aus ihm heraustreten, ohne zu scheitern. Der Ausweg wäre somit offenbar, in allen Ländern sowohl wie im Weltganzen je eine zentrale Stelle der *theoretisch*-humanitären *Wahrheit* zu schaffen, eine Stelle, die so *organisiert* ist, daß alle geistig gesunden Menschen sich *gezwungen* sehen, anzuerkennen, diese Stelle sei von den Machthabern völlig unabhängig, von außerordentlicher Intelligenz und von unantastbarer humanitärer Ehrlichkeit. Würden alle Zeitungen verpflichtet, den Äußerungen dieser Stelle täglich einen Raum von vielleicht 600 Silben gegen Entgelt zur Verfügung zu stellen, die auflaufen können, und würde die Wahrheitsstelle verpflichtet, über jedes Problem, das ganz oder teilweise Willensproblem ist, eine Volksbefragung abzuhalten, die für Parlament und Regierung bzw. die UNO, deren Aufgabe die praktische Gesellschaftsführung *bleibt*, nur konsultativ ist, so würden die Massen kräftig zu ständiger Mitarbeit angeregt, das gesamte humanitäre Geistesleben mächtig aufgerührt und das Volksganze stets über die Meinung bzw. den Willen dieses Ganzen unterrichtet, vor allem aber der Lüge in der Politik ein mächtiger Riegel vorgeschoben. Die entscheidende Frage ist offenbar, ob es *möglich* ist, eine Wahrheitsstelle zu *organisieren*. Ich glaube, daß das für die Landesstelle auf dem folgenden Wege möglich ist. Alle Zahlen sind nur Vorstellungshilfen.

Ebenso wie es der praktisch-politischen Führung eines Volkes *allein* wesensgemäß ist, daß die Menschen, die sie ausüben, in der *Praxis* der Politik *aufsteigen*, ist es einer theoretischen Volksführung allein wesensgemäß, daß ihre Mitglieder durch wissenschaftliche *Auslese* bestimmt wer-

den. Danach liegt das folgende Verfahren nahe. Die Bevölkerung wird auf dem Papier in eine Reihe vom Reichsten zum Ärmsten geordnet und in zehn gleiche Teile oder »Klassen« geteilt, die somit gleiche Kopfzahlen haben. Aus jeder Klasse werden mit Hilfe von Tests für schauende Intelligenz und humanitären Kenntnisprüfungen die punktzahlhöchsten zehn Frauen und zehn Männer ausgelesen. Die Prüfungen werden nach radikalen Ehrlichkeitsbestimmungen durchgeführt, vor allem nur schriftlich in Saalklausur und so, daß die ausgefüllten Fragebogen von der Saalbehörde, die eine Liste führt, nur mit einer Kennzahl versehen an die Prüfungsbehörde gesandt werden. Würden die Prüfungen, deren erste, alle Erwachsenen erfassende nur kurz ist, unter Zwischenauslese von je 10 000, dann 1000 weiblichen und männlichen Kandidaten schrittweise und stark intensiviert und würden die Tests durch Verbindung solcher Erfahrung mit gut organisierter Forschung entwickelt, dann würde das Schaukraft- und humanitäre Kenntnisniveau des so gebildeten Gremiums bald außerordentliche Höhe erreichen. Würden bei allen Entscheidungen im Laufe der *Tätigkeit* des Gremiums die Stimmen geheim abgegeben, aber durch einen Automaten registriert, der die Stimmen je eines Mitglieds und je eines Jahres nach zehn Jahren preisgibt, und würden diese Stimmen dann, ferner nach 30, 70 und 150 Jahren durch die eigenen Nachfolger in historischer Sicht und mit fortschreitender Auslese nur der Besten bewertet und spätere Bezahlung, Ruhm und Nachruhm der Mitglieder danach bemessen und würden endlich radikale Korruptionsbestimmungen für die Wahrheitsstelle erlassen, dann würde sich praktisch vollkommene humanitäre Ehrlichkeit des Gremiums ergeben.

Die wesentlichsten Bestimmungen für die *Macht*verankerung der Stelle wären, die Armee auf ihren Schutz zu vereidigen und vor allem die Offizierskarriere ebenso exakt-ehrenhaft einzurichten wie die Auslese der Stellenmitglieder, außerdem für den Notfall den Generalstreik des ganzen Volks zu organisieren. Damit wäre die Stelle von den Machthabern vollkommen unabhängig, und ich darf sie als »Stahlführung« bezeichnen, um damit zu sagen, sie sei die aus dem reinen Stahl des Geistes und der Ehrenhaftigkeit geschmiedete Führung der Gesellschaft.

Eine Weltstahlführung könnte ähnlich organisiert werden, nur wäre es weniger einfach und daher zunächst nur behelfsmäßig möglich, etwa so: Die Geographen teilen die Erdoberfläche nach einem rein erdkugelgeographischen Prinzip in 50 Großteile mit ungefähr gleichen Einwohner-

zahlen ein und jeden derselben nach einem gleichartigen Prinzip in 200 Kleinteile, ebenfalls mit möglichst genau gleichen Kopfzahlen. Die Kleinteile werden in allen Großteilen nach dem gleichen Ordnungsprinzip numeriert, es wird durch Auslosung eine Zahl zwischen 1 und 200 bestimmt und in jedem Großteil der entsprechend numerierte Kleinteil, alle oder alle vier Jahre neu, ausgewählt. Diese Kleinteile *vertreten* das Erdbevölkerungsganze. In jedem von ihnen werden Frauen und Männer in je fünf kopfgleiche Einkommensklassen geteilt und in jeder das punktzahlhöchste Individuum ausgelesen, sodaß ein Gremium von 500 Köpfen entsteht.

Aber würden Stahlführungen uns nicht den blanken Kommunismus oder anderes Umstürzendes empfehlen? Im Gegenteil, sie würden die Rettung des Kapitalismus und der Kirche sein, zum *mindesten* dann, wenn es eine *Welt*stahlführung gibt. Denn dieselbe würde ohne Zweifel bestimmen, daß die Landesstahlführungen zwar die subjektive Wahrheit zu suchen hätten, die westlichen aber in west-, die östlichen in ostgefühlsdialektischem Licht, um die *Erfahrung* zwischen beiden Welthälften unter *Stahlführungen* entscheiden zu lassen. Die westlichen würden dann nach meiner Erwartung etwa folgendermaßen urteilen.

Die Gleichheitsidee ist in der fundamentalsten Weise falsch.

Das überlegene östliche Entwicklungstempo ist nicht die Folge der Vergesellschaftungen – man vergleiche England und Japan –, sondern der intelligenten, kraftvollen und von der *vertrauensvollen Opferbereitschaft des ganzen Volks* getragenen *Führung*. Der Aufstieg in Deutschland wäre gewiß noch rascher als der russische gewesen, wenn Hitler statt Kanonen Schulen und Hochschulen gebaut und den Frieden gefestigt hätte. Geistige Führung ist aber sehr wahrscheinlich wirksamer als Diktatur.

Von den vier westlichen Machthaberkategorien: Politiker, Kapitalist, Priester, Fachmann ist gerade der Kapitalist der grundsätzlich ehrlichste, da er Arbeiterschaft, Kundschaft, Gläubigern und Schuldnern in *geschäftlichem*, d. h. *offenem* Interessengegensatz gegenübersteht. Der *Staat* muß hier *Schiedsrichter* sein.

Der Priester ist ein *humanitäres Bedürfnis* und der heutige Priester darf nicht Betreuer der wegschmelzenden Gläubigen sein, sondern muß diesem Bedürfnis genügen und Glaubensbefehl und Dogmen, auch wenn er selber bisher an sie glaubte, *radikal* aufgeben und sein Weltbild uneingeschränkt mit der Wissenschaft in Einklang bringen und ständig *halten*. Er muß der wahre *Philosoph* und *Seelenführer* der Gemeinde sein. Gott ist das höchste

geistige Gut, d. h. die *Wahrheit* im ernsthaften, ehrlichen, buchstäblichen Sinn: in den Köpfen der Menschen.
Der Politiker dagegen ist der grundsätzlich Lügende und noch weit mehr lügt der typische Fachmann, dieser heimliche Machthaber erster Ordnung, deren Masse unter dem lügend strahlenden Mantel der »Wissenschaft« noch mehr als die Masse der Menschen überhaupt, da geistig gewandter, ihre persönlichen Zwecke verfolgt: Fast jede neue Idee von Bedeutung wird durch die infame Eifersucht der Fachgenossen der ganzen *Menschheit* jahrzehntelang vorenthalten, während sie ihr dringendstes Bedürfnis ist. Die Wissenschaft hat sich in Wahrheit viel eher *gegen* die Wissenschaftler als durch sie entwickelt, kraft der Verzahnung ihrer Sachgehalte.
Kurz, es wäre nach meiner Erwartung das dringendste Anliegen westlicher Stahlführungen, Kapitalist und Priester, die sich heut in tödlicher Gefahr befinden, zu *Bundesgenossen* zu machen, um Politiker und Fachmann, die unentbehrlich, aber die große Menschheitsbedrohung sind, unter ihre Kontrolle zu bringen. Den beiden Gefährdeten aber ist der Entschluß zum rückhaltlosen Sprung ins Eiswasser der humanitären Wahrheit *dringend* anzuraten, da ein anderer Weg zu ihrer Rettung nirgends zu erkennen ist.
Man denke sich westdeutsche Öffentlichkeit und Bundestag durch eine Stahlführung humanitär geführt bzw. moralisch verpflichtet! Und man durchdenke weiter die Möglichkeiten einer *gesamtdeutschen*, endlich einer West- und einer *Welt*stahlführung! Was die letztere betrifft: Da in der offenkundigsten Weise keinerlei Gegenargumente möglich sind, die Weltstahlführung vielmehr die denkbar sicherste Gewähr ehrlicher Entscheidungen zwischen den Völkern bietet, würde der moralische Weltdruck es bald erreichen, daß West und Ost ihre Atomstreitkräfte der stahlgeführten UNO ausliefern.

II

An alle ehrlichen und frei und groß denkenden Menschen in Heidelberg,

gleich, ob sie Gelegenheitsarbeiter oder Generaldirektoren, Primaner oder alte Herren, Ladenmädchen oder Hausfrauen sind. Aber gibt es so etwas in Heidelberg? Glauben Sie selber, etwas von diesen Eigenschaften zu besitzen? Wohlan, dann hören Sie! Sie erinnern sich vielleicht – sonst berichte

ich es Ihnen heut –, daß ich von 1951 bis 53 die Universität Heidelberg sechs mal öffentlich angeklagt habe, eine Entdeckung von größter allgemein-menschlicher Bedeutung, die mir gelungen ist, mit betrügerischen Mitteln zu unterdrücken. (Vorher hatte ich auf *normalen* Wegen *fünf* Jahre lang vergeblich nach meinem Recht gesucht!) Die Universität schwieg auf alle sechs Angriffe, zwei Jahre lang!, heimlich aber ließ sie mich, um mich einzuschüchtern, durch einen ihrer eigenen Professoren, den Psychiater Berthold Müller, für geisteskrank erklären und von November 53 bis März 54 nach Wiesloch einweisen. Als ich sie darauf, im Juni 54, von neuem angriff, schwieg sie wiederum! Erst als ich sie Anfang 55 in 3000 Exemplaren mit äußerster Heftigkeit *beschimpfte*, da endlich tat sie den Mund auf, brachte aber nichts anderes heraus als die klägliche Wiederholung der läppischen Lüge, ich wäre geisteskrank. Sie kaufte für diese Lüge die Rhein-Neckar-Zeitung, nachdem sie vorher schon beide Zeitungen drei Jahre lang bestochen hatte, um sie zum Schweigen zu veranlassen. Als nun endlich in der RNZ jene Lüge hervorgequält war, beschimpfte ich, wiederum in 3000 Exemplaren, den Chefredakteur Dr. Knorr in einer Weise, daß sich alle Heidelberger Balken bogen, und warf der Universität die Pressebestechung vor. Jetzt wagte weder die Universität noch Dr. Knorr ein weiteres Wort!, heimlich aber wandten sie sich wieder an die Staatsanwaltschaft, nicht etwa mit der Beleidigungsklage, sondern wiederum – privat! Und diese heilige Behörde der Gerechtigkeit fand sich dazu bereit, den Eppelheimer Hauptwachtmeister beauftragen zu lassen, er solle bei meiner Wirtin ausspionieren, wo ich meine Rundschreiben herstellen lasse, und als das an der Unkenntnis sowohl wie Anständigkeit meiner Wirtin scheiterte, versuchte sie noch mal, mich einzuschüchtern, indem sie mir auf Umwegen mitteilen ließ, sie betreibe meine Einweisung ins Irrenhaus auf Lebenszeit. Überschauen Sie nun dieses Ganze betrügerischen und unwürdigen Verhaltens der Universität, dazu der Presse und der Staatsanwaltschaft! Insbesondere wird jetzt niemand mehr bestreiten, daß meine »Geisteskrankheit« eine Lüge und meine Einweisung ein Verbrechen war.
Aber weiter. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft in Bad Godesberg bei Bonn ist die höchste wissenschaftliche Behörde der Bundesrepublik. Sie zahlt jährlich hunderte ansehnlicher Stipendien fast ausschließlich an Professoren und Dozenten. Im Sommer 53 hatte ich ihren Präsidenten, Prof. Raiser, schon mal um ein Stipendium gebeten. Damals hatte er mein Gesuch mit der Begründung abgelehnt, das sichere Kennzeichen des wahren

Gelehrten sei Bescheidenheit und da ich sie vermissen lasse – d. h. da ich mich nicht wehrlos betrügen lasse! –, so sei für ihn erwiesen, daß meine Entdeckung unwissenschaftlich ist! Bedenken Sie, daß er zweifellos versucht hatte, von einem der Fachgelehrten, die ihn beraten, ein *echtes* Argument gegen meine Entdeckung zu erlangen! Jetzt nun, als ich mich im Sommer 55 wieder an ihn wandte und einen Bericht über den Fortgang meines Kampfes mit der Universität Heidelberg beifügte, wollte er die Verantwortung einer neuen Ablehnung nicht mehr übernehmen. Da erbot sich ein *Heidelberger* Professor, Gerhard Hess, sie zu übernehmen und löste Raiser auf dem Präsidentenstuhle ab! – Aber nehmen Sie ruhig Gift darauf, daß man diesen Zusammenhang ableugnen wird! – Sie sehen, die Universität ist entschlossen, ihren Betrug bis zum Äußersten fortzusetzen! Sollte es wirklich in Heidelberg keine einzige Kulturorganisation geben, die mir gegen diese schreiende Niedertracht zu Hilfe kommt? Sollten die Heidelberger Machthaber in greller Nacktheit *demonstrieren* wollen, daß die Heidelberger Presse nichts anderes ist als ihr verlogenes, verbrecherisches Machtinstrument? Und das jetzt, wo selbst der Papst sich offen zur modern-fortschrittlichen Vernunft bekennt und wir uns gegen die ideenlose Vogelstraußpolitik wenden sollten, mit der Adenauer »die östliche Gefahr abwehren« will?

Ich nehme jetzt alle Beleidigungen, die ich jemals gegen die Professoren geäußert habe, zurück, bitte sie um Verzeihung deswegen und bitte sie noch einmal, mir durch Befürwortung ein Stipendium zu verschaffen. Wenn mir aber, wie vorauszusehen, diese wie jede andere Hilfe bis zum 15. April versagt bleibt, werde ich nicht *mir* das Leben nehmen, sondern werde durch den ganzen Rest meines Lebens alle Kraft, die mir jedes dieser Jahre lassen wird, an die Ausnützung jeder Möglichkeit wenden – und in einem gewissen Falle wird sie sich mir *spätestens* in diesem Sommer bieten! –, ein Mitglied des jeweiligen Senats der Universität oder einen Heidelberger Redakteur totzuschlagen. Ich warne die Bedrohten *dringend* vor meiner Erscheinung, die nicht nach einer solchen Tat aussieht, und noch mehr vor dem Wunsch als Vater des Gedankens, daß ich nur bluffe.

Da die Möglichkeit besteht, daß *ich* in diesem Kampfe auf der Strecke bleibe, bitte ich *Sie,* geehrter Adressat, sich zum Träger meiner Entdeckung wenigstens in ihrem praktisch-pädagogischen Endergebnis zu machen, indem Sie die folgende ganz kurze Angabe desselben aufmerksam lesen und aufbewahren. Die Abschaffung des Zeichnens nach Vorlagen um 1890 war

eine gründlich unpädagogische Maßnahme. Dieses Zeichnen sollte vielmehr viel umfangreicher und in der *Grundschule* betrieben werden, mit dem Ziel, das Abzeichnen erlesener *Photographien* bis zur *Vollendung* zu entwickeln, d. h. bis zur vollständigen Übereinstimmung zwischen Nach- und Vorbild in allen wesentlichen Beziehungszusammenhängen. Dieses Ziel ist bei jedem normalen Grundschüler mit Sicherheit erreichbar und es würde die *grundlegendste, allgemeinste* Intelligenz sowohl wie Erlebnisfähigkeit des Kindes auf das Niveau des *genialen* Kindes heben. Zur Begründung muß ich mich hier mit dem Hinweis begnügen, daß alle Bewußtseinsvorgänge ein Spiel von Beziehungszusammenhängen sind, die ihren ersten Ursprung in Sinneswahrnehmungen haben. Nicht zufällig haben Hitler, Churchill und Eisenhower und *sehr* viele andere lebende und historische berühmt gewordene Menschen in ihrer Jugend gründlich gezeichnet! Wenn Sie schließlich daran denken, daß die heutige Jugend, und die der Zukunft unentrinnbar immer mehr!, einem naturfernen, technisierten, zerrissenen Leben ausgeliefert ist, das nach dem Gegengewicht der Zurückführung auf schlichte Natureindrücke, wie erlesene Kopf-, Tier- oder Landschaftsphotos sie darbieten, geradezu schreit: und nach der *außerordentlich* intensiven und *zusammenhängenden Verarbeitung* solcher Eindrücke, die durch das Abbilden erzeugt wird, wenn es vom Ganzen ausgeht und bis zur Vollendung führt, dann werden Sie wohl eine Ahnung davon gewinnen, daß die weitere Unterdrückung meiner Entdeckung ein Verbrechen wäre, gegen das meine Einweisung ins Irrenhaus belanglos war. (Wer eine 20- bis 30-zeilige Auseinandersetzung darüber lesen will, daß meine Entdeckung *keine* Grundlage für die Gleichheitsforderung ist, den bitte ich, mir zu schreiben.)

Jetzt blicke ich Ihnen, geehrter Adressat, der Sie bis hierher gelesen haben in dem Gefühl, ein ehrlicher und frei und groß denkender Mensch zu sein, ins Auge und frage Sie: habe ich oben ein Verbrechen angekündigt oder eine furchtbar harte, aber kategorische Pflichterfüllung, um in der dadurch erzwungenen und Aufsehen erregenden Gerichtsverhandlung die *letzte* Aussicht wahrzunehmen zur Bewahrung meiner Entdeckung, die eine unabsehbare Kulturhebung verheißt, vor dem Untergange, dem ich lebend zusehen würde? Und werden Sie überall, wo Sie mit dieser Sache in Berührung kommen sollten, mich verurteilen oder verteidigen, mich hindern oder mir helfen?

G. D., Maler und Privatgelehrter

Herman Kahn
KLAF – Eine Versicherung gegen Atomkriegs-Schäden

Copyright © 1960 by Princeton University Press

Ich schlage vor: Die Regierung der Vereinigten Staaten möge Einzelpersonen und Geschäftsunternehmen eine Versicherung zum Kauf anbieten, die sie für alle Schäden durch Feindeinwirkung entschädigen würde. Diese Entschädigung sollte festgesetzt werden entweder in einer Dollar-Summe, die dem Vorkriegs-Wert des betreffenden Eigentums entspräche (also in derselben Weise, in der eine normale Versicherung ihre Kunden entschädigt), oder auf Grund eines Dollar-Einheitswertes, nach dem eine Lastenausgleichs-Kommission in der Nachkriegszeit, auf Grund eines variablen Hebesatzes (um etwaige Inflationsfolgen auszugleichen), die endgültige Summe festzusetzen hätte. Die Prinzipien, nach welchen die Kommission ihre Hebesätze festlegen sollte, bedürfen noch einer Diskussion. Unter keinen Umständen dürften diese Hebesätze jedoch nach dem Kriege unter dem Vorkriegs-Nennwert der Police liegen.

Der mögliche Preis für eine Jahresprämie könnte bei 1 Promille, bei 3 Promille oder bei 5 Promille liegen, je nach der Risiko-Klasse, in die das zu versichernde Eigentum eingestuft wird. Es ist zu hoffen, daß die Prämienunterschiede wenigstens in bescheidenem Ausmaß zu einer Umgruppierung der Industrie-Standorte beitragen und damit die atomare Anfälligkeit der Industrieanlagen vermindern. Die genannten Prämiensätze liegen etwas niedriger als die Feuerversicherungsprämien für Steinbauten; sie machen etwa die Hälfte bis ein Drittel der Sätze für Holzhäuser aus. Sie entsprechen in etwa den Sätzen, welche die amtliche Kriegsschäden-Versicherung im Zweiten Weltkrieg erhoben hat, eine Körperschaft, die seinerzeit ein eindrucksvolles Geschäftsvolumen erzielte. Bei solchen Prämiensätzen und einer halbwegs breiten Publikumsbeteiligung dürfte die offizielle Körperschaft, die ich vorschlage, zwischen einer und fünf Milliarden Dollar im Jahr einnehmen. Noch höhere Einnahmequellen lassen sich erschließen, indem man eine direkte Lebensversicherung, oder eine Rückversicherung bereits bestehender Lebensversicherungen anbietet. (Bei

einem Preis von etwa 10% der bisherigen Lebensversicherungsprämie würde das eine Jahres-Einnahme von nahezu einer Milliarde Dollar bedeuten.) Auch Lohnausgleichskassen und Arbeitslosigkeits-Versicherungen könnte man rückversichern und auf diese Weise noch mehr Geld aufbringen. Das Versicherungs-Programm ließe sich beschleunigen, indem man der Lastenausgleichs-Kommission den Zugang zum Kapitalmarkt öffnet: die Anleihen, die sie auflegt, können aus ihren künftigen Prämien-Einnahmen zurückbezahlt werden.

Um dem Aktionsprogramm sofortige Durchschlagskraft zu sichern und Nachzügler und Opportunisten abzuschrecken, wird vorgeschlagen, daß die Versicherungsnehmer, die sich in den ersten zwei oder drei Jahren zum Beitritt entschließen, augenblicklich vollen Versicherungsschutz genießen sollen. Von diesem Zeitpunkt an werden neue Versicherungskunden (mit Ausnahme von Neubauten und *bona fide* Beitretenden) zunächst zwei Jahre lang Prämien entrichten müssen, ehe sie in den Genuß der vollen Risiko-Deckung gelangen. Im ersten Jahr könnte ihnen eine Deckung zu einem, im zweiten Jahr zu zwei Dritteln zugestanden werden.

Zur Verwaltung und Handhabung des Projektes wird die Einrichtung einer amtlichen Körperschaft namens KLAF empfohlen (Kriegsschäden-Lasten-Ausgleichs-Fond). Diese Bezeichnung vermeidet das Wort »Versicherung«, da das Projekt nicht auf versicherungs-mathematischer Grundlage entworfen worden ist. Jede künftige Kriegs-Katastrophe wird mit großer Wahrscheinlichkeit zu einer Inflation im großen Maßstab führen. KLAF sollte die Versicherungsnehmer wenigstens teilweise gegen die Auswirkungen dieser Inflation schützen. Das Prinzip des Lastenausgleichs, das für KLAF maßgebend sein sollte, besagt, daß der Versicherungsnehmer nicht vor jedem Verlust zu bewahren ist; vielmehr soll sein Verlust den Durchschnitts-Verlust des ganzen Landes nicht überschreiten.

Es wäre nicht angebracht, dem Inhaber der Police eine Zahlung von 100 Cents pro Dollar des Nennwertes (Wiederbeschaffungswert) zuzusichern. Diese Einschränkung beruht darauf, daß die Auszahlungen im Schadensfalle nicht aus einer Reserve, sondern aus steuer-artigen Beiträgen zu leisten sind, die auf das verbleibende Vermögen des Landes zu erheben sind. Wenn zum Beispiel das Land zu 100% versichert war und zu 50% zerstört worden ist, so müßte jeder Versuch, den Geschädigten 100 Cents pro Dollar der Schadenssumme auszuzahlen, darauf hinauslaufen, daß den Nicht-Geschädigten ihr gesamtes Vermögen weggenommen und den

Geschädigten übertragen würde. Das würde eine unfaire Verteilung der Gesamtkosten des Krieges bedeuten. Ein weit annehmbareres Verfahren bestünde darin, die Verluste auszugleichen.

Deshalb sollte dem Versicherungsnehmer bei einer 50%igen Zerstörung des Landes auf jeden Dollar Policen-Nennwert 50 Cents in Sachwert-Dollars ausgezahlt werden. In Nachkriegs-Dollars ausgedrückt, wäre das infolge der Inflation wahrscheinlich mehr als 100 Cents pro Vorkriegs-Dollar. Es besteht eine, wenn auch geringe Möglichkeit, daß die Nachkriegs-Inflation geringer als angenommen wäre; in einem solchen Fall würde eine Auszahlung des vollen Nennwerts den relativen Verlustanteil des Geschädigten am Gesamtverlust überschreiten. Jedoch kann dieses Risiko vorläufig vernachlässigt werden; es ist wahrscheinlich, in Anbetracht der zu erwartenden Höhe des Gesamtschadens, sogar theoretisch auszuschließen.

Ich beeile mich hinzuzufügen, daß die angegebenen Zahlenwerte nur zur Verdeutlichung des Gesagten dienen sollen. Wenn wir in den nächsten Jahren hinreichende Maßnahmen zur aktiven und passiven Verteidigung treffen, so dürfen wir damit rechnen, daß die Höhe des Gesamtschadens unter einem Drittel des nationalen Gesamtvermögens liegen wird, unter gewissen Bedingungen sogar noch niedriger. Auch bei dieser Höhe des Gesamtschadens braucht das nicht zu bedeuten, daß die Regierung gezwungen wäre, den Nicht-Geschädigten automatisch ein Drittel ihres Eigentums wegzunehmen. Erstens werden die Zahlungen, die die Regierung zu leisten hat, erheblich unter dem Nennwert des Gesamtschadens liegen, da ein großer Teil der Schäden von der Versicherung nicht gedeckt sein wird. Zweitens wird die Regierung, wenn sie einige andere, von mir vorgeschlagene Programme durchführt, automatisch in den Besitz gewisser wohlgeschützter Reserven gelangen, die in der Nachkriegswelt einen außerordentlichen Wert darstellen dürften. Der Verkauf dieser Reserven würde einen Teil der an die Versicherungsnehmer auszuzahlenden Gelder einbringen. Gewisse Vermögenswerte würden vielleicht unter den Verhältnissen des Nachkriegs dem Regierungsvermögen zufallen, weil keine überlebenden Erben vorhanden wären, die darauf Anspruch erheben könnten. Entsprechende gesetzgeberische Maßnahmen, um die Erbfolge auf namentlich genannte, testamentarisch festgelegte Begünstigte oder auf nahe Verwandte zu beschränken, könnten dafür sorgen, daß solche Werte der Regierung zufallen.

KLAFs beste Kunden werden vermutlich die Geldinstitute sein, die auf eine Versicherung angewiesen sind, um im Kriegsfall, und sei es nur auf dem Papier, solvent zu bleiben. Wer die treuhänderische Verantwortung finanziellen Werten gegenüber zu tragen hat, wird sich nicht fragen können: »Wird es überhaupt eine akzeptable und lebenswerte Nachkriegs-Welt geben?« Für ihn wird vielmehr die Frage im Vordergrund stehen: »Kann ich meine Bankkunden auszahlen?« Es ist nicht Sache des Bankiers, sich zu fragen, ob, seiner Ansicht nach, das Leben weitergehen wird; seine Sache ist es vielmehr, darauf zu achten, daß er im Ernstfall seine finanziellen Verpflichtungen in der Nachkriegswelt erfüllen kann. Wenn wir dem KLAF die Bedingung auferlegen, daß er seinen Kunden mindestens den vollen Nennwert der Police auszahlen müsse, so tun wir das den genannten Geldinstituten zuliebe.
Um dem Aktionsprogramm zu einem guten Start zu verhelfen, wäre es vielleicht klug, den Geldinstituten zur Versicherung ihrer laufenden Außenstände (Hypotheken und Kredite) einen Vorzugspreis, etwa in Höhe der Hälfte oder eines Drittels der normalen Prämien, einzuräumen. Wenn sie für das Programm gewonnen sind, können sie seine künftigen Kosten ohne weiteres auf ihre Kunden abwälzen.

In den Augen vieler Betrachter wird der Hauptvorzug eines Projektes wie des vorliegenden darin liegen, daß es ausdrücklich und rechtzeitig für die Wiederherstellung der Eigentumsverhältnisse und der Verfügungsgewalt über Vermögenswerte nach dem Kriege sorgt. Dies kann auf verschiedene Weise geschehen. Es ist jedoch wichtig, sich darüber klar zu werden, daß die Regierung, gleichgültig welche Vorbereitungen sie trifft oder unterläßt, in jedem Falle für die Sicherung der finanziellen Lebensbedingungen der Wirtschaft haftbar zu machen ist. Die Regierung hätte so oder so dafür zu sorgen, daß die unbeschädigten Banken, die sonstigen Geldinstitute und wichtigen Geschäftsunternehmungen ihre Tätigkeit nicht aus Kreditmangel oder wegen buchmäßiger Insolvenzen einstellen müßten. KLAF ist zwar nur eine Möglichkeit, derartige Fälle zu verhindern und den ökonomischen Ablauf in der Nachkriegszeit zu sichern. Doch wird KLAF diese Aufgabe umso leichter bewältigen können, als diese Einrichtung die materielle und finanzielle Basis für die Erhaltung der wirtschaftlichen Impulse schon in Friedenszeiten gekräftigt haben wird.

Donald Barthelme
Spiel

Shotwell verwahrt seine Kegel und die Gummikugel in seinem Aktenkoffer. Er will nicht, daß ich damit spiele. Er spielt Tischkegel mit sich selber, stundenlang. Er hockt auf dem Fußboden, neben dem Meldegerät, und singt mit reiner, wohltemperierter Stimme vor sich hin: Eins zwei drei und alle Neune!, so leise, daß er mich nicht geradezu stört, so laut, daß ich ihn nicht überhören kann. Ich mache Shotwell darauf aufmerksam, daß Tischkegeln zu zweit mehr Spaß macht als allein, doch er hört nicht auf mich. Auch habe ich ihn, und zwar zu wiederholten Malen, gefragt, ob ich dann wenigstens allein kegeln dürfte. Er schüttelt nur den Kopf. »Warum nicht?« frage ich. »Es sind meine Kegel,« sagt er. Und wenn er fertig ist, wenn er sich sattgespielt hat, verschwinden sie wieder in seinem Aktenkoffer.

Das ist weder recht noch billig, aber was soll ich machen? Es juckt mich in den Fingern, wenn ich an die Kegel denke.

Shotwell und ich, wir passen auf das Meldegerät auf. Shotwell und ich, wir befinden uns unter der Erde und passen auf das Meldegerät auf. Wenn auf dem Meldegerät etwas ganz Bestimmtes passiert, haben wir unsere Schlüssel in die betreffenden Schlösser zu stecken und die Schlüssel in den Schlössern umzudrehen. Wenn wir, beide zur gleichen Zeit, unsere Schlüssel umdrehen, dann fliegt das Täubchen fort. Gewisse Kontakte werden geschlossen und das Täubchen fliegt fort. Aber das Täubchen fliegt nie fort. In einhundertunddreiunddreißig Tagen ist das Täubchen kein einziges Mal fortgeflogen. Unterdessen passen Shotwell und ich aufeinander auf. Jeder von uns trägt eine Elfdreiundvierzig, und wenn Shotwell sich eigenartig benimmt, ist es an mir, ihn zu erschießen. Wenn ich mich eigenartig benehme, ist es an Shotwell, mich zu erschießen. Wir passen auf das Meldegerät auf und überlegen, wie es wäre, wenn wir einander erschießen würden und wenn das Täubchen fortflöge. Shotwells Benehmen mit den Kegeln ist eigenartig. Ist es eigenartig? Ich weiß nicht. Vielleicht

ist er bloß ein hundsgemeiner Egoist, vielleicht stimmt etwas mit seinem Charakter nicht, vielleicht hat er eine verdorbene Kindheit hinter sich. Ich weiß es nicht.

Jeder von uns trägt eine Elfdreiundvierzig, und wenn einer von uns sich eigenartig benimmt, ist es an dem andern, den einen zu erschießen. Aber was heißt eigentlich eigenartig? Ich weiß nicht. Außer der Elfdreiundvierzig habe ich noch eine Neunfünfundsechzig in meinem Aktenkoffer versteckt, von der Shotwell nichts weiß, und Shotwell hat eine Sechsfünfunddreißiger Beretta, von der ich nichts weiß, an seine rechte Wade geschnallt. Manchmal passe ich, statt auf das Meldegerät, auf Shotwells Elfdreiundvierzig auf, und zwar so, daß er es merkt. Aber das ist nur eine List, nur ein Ablenkungsmanöver. In Wirklichkeit passe ich auf seine Hand auf, wenn sie in der Nähe seiner rechten Wade herumfingert. Wenn er zu dem Schluß kommt, daß ich mich eigenartig benehme, wird er mich erschießen, nicht mit der Elfdreiundvierzig, sondern mit der Beretta. Und Shotwell wiederum tut so, als passe er auf meine Elfdreiundvierzig auf, aber in Wirklichkeit paßt er auf meine Hand auf, die auf meinem Aktenkoffer herumfingert, meine Hand, die auf meinem Aktenkoffer herumfingert, meine Hand. Meine Hand, die auf meinem Aktenkoffer herumfingert.

Anfangs habe ich mir Mühe gegeben und mich normal benommen. Shotwell auch. Unser Benehmen war peinlich normal. Alle Normen der Höflichkeit, der Rücksicht, der Ausdrucksweise, der Alltagsgewohnheiten wurden gewissenhaft eingehalten. Aber dann hat es sich herausgestellt, daß ein Versehen unterlaufen ist, daß unsere Ablösung ausblieb. Auf Grund eines Versehens. Auf Grund eines Versehens sind wir seit einhundertunddreiunddreißig Tagen hier. Als es sich herausstellte, daß ein Versehen unterlaufen war, daß unsere Ablösung ausblieb, wurden die Normen herabgesetzt. Der Standard des Normalen wurde laut Vereinbarung vom 1. Januar, kurz »Die Vereinbarung« genannt, neu definiert. Für die Uniform-Vorschriften wurde Marscherleichterung beschlossen, der strikte Zeitplan für die Mahlzeiten wurde aufgegeben. Wir essen, wenn wir Hunger haben und schlafen, wenn wir müde sind. Rang- und Dienstgradrücksichten wurden vorläufig zurückgestellt – ein beachtliches Entgegenkommen von Shotwells Seite, denn er ist Hauptmann, ich dagegen bin Oberleutnant. Auch paßt jeweils einer von uns ständig auf das Meldegerät auf, anstatt daß jeweils jeder von uns ständig auf das Meldegerät aufpaßt. Es sei denn, wir paßten zufällig beide gleichzeitig auf. Jeweils

einer von uns paßt jedenfalls ständig auf das Meldegerät auf, und wenn sich auf dem Meldegerät etwas rührt, weckt dieser eine den andern auf und wir drehen gleichzeitig unsere Schlüssel in den betreffenden Schlössern herum und das Täubchen fliegt fort. Unser System bringt eine Verzögerung von vielleicht zwölf Sekunden mit sich, aber das ist mir egal, denn ich fühle mich nicht recht wohl, und Shotwell ist es egal, denn er ist nicht ganz auf der Höhe. Sobald die Vereinbarung unterzeichnet war, zog Shotwell die Kegel und die Gummikugel aus seinem Aktenkoffer, und ich fing an, eine Reihe von Naturbeschreibungen an die Wand zu schreiben. Zum Beispiel beschrieb ich eine Muschel, ein Blatt, einen Stein, ein Tier. Ich schrieb an die Wand.
Shotwell spielt Tischkegel und ich schreibe Naturbeschreibungen an die Wand. Wenn ich daran denke, juckt es mich in den Fingern, wenn ich an die Kegel denke.

Shotwell ist beim Fortbildungs-Institut der Luftwaffe immatrikuliert. Sein Fernkurs schließt mit einem Diplom der Universität von Wisconsin für Allgemeine Betriebswirtschaft ab (obwohl wir nicht in Wisconsin sind; wir sind in Utah, Montana oder Idaho). Wir sind entweder in Utah, oder in Montana, oder in Idaho unter die Erde gegangen, ich weiß nicht mehr, wo. Wir sind seit einhundertundeinunddreißig Tagen hier, auf Grund eines Versehens. Die pastellgrünen Stahlbetonmauern schwitzen und die Klimaanlage schaltet sich in unregelmäßigen Abständen ein und aus und Shotwell studiert die *Einführung in die Marketing-Technik* von Lassiter und Munk und macht sich Notizen mit einem blauen Kugelschreiber. Shotwell ist nicht ganz auf der Höhe, aber davon weiß ich nichts. Er wirkt ruhig und er studiert die *Einführung in die Marketing-Technik* und er macht sich sorgfältig Notizen mit einem blauen Kugelschreiber, und dabei paßt er aus den Augenwinkeln auf die Neunfünfundsechzig in meinem Aktenkoffer auf. Ich fühle mich nicht recht wohl.
Wir sind seit einhundertunddreiunddreißig Tagen hier, auf Grund eines Versehens. Das heißt, wir können natürlich nicht mit Sicherheit wissen, wieweit es ein Versehen und wieweit es im Plan vorgesehen ist. Vielleicht sieht der Plan vor, daß wir ständig hier bleiben, oder wenn nicht ständig, so doch wenigstens ein Jahr lang, dreihundertundfünfundsechzig Tage lang. Oder wenn nicht ein Jahr lang, so doch eine unbestimmte Zahl von Tagen lang, das heißt: unbestimmt für uns und bestimmt für sie, zum Bei-

spiel zweihundert Tage lang. Oder vielleicht kontrollieren sie auch unser Benehmen auf irgendeine Art und Weise, zum Beispiel mit Meßgeräten. Vielleicht hängt die Zahl der Tage von unserem Benehmen ab. Möglicherweise sind sie mit uns und mit unserem Benehmen zufrieden, nicht im einzelnen vielleicht, aber doch im Großen und Ganzen. Vielleicht ist die ganze Sache ein großer Erfolg, vielleicht ist die ganze Sache ein Experiment und das ganze Experiment ein großer Erfolg. Ich weiß nicht. Oder vielleicht ist das ganze System, zwölf Stunden Dienst, zwölf Stunden dienstfrei, nur ein Trick, mit dem sie die Leute aus der Sonne in ihre pastellgrünen schwitzenden Stahlbetonmauern kriegen. Und dann sperren sie uns auf eine unbestimmte Zahl von Tagen hier unten ein, das heißt: unbestimmt für uns und bestimmt für sie. Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Das Essen ist gut. Allerdings sind die tiefgefrorenen Krautrouladen feucht, wenn man sie auftaut, und die tiefgefrorene Schokoladentorte ist fade und sauer. Wir schlafen unruhig und schlecht. Ich höre Shotwell im Schlaf rufen – manchmal schimpft er, meutert er, flucht er, manchmal weint er, alles im Schlaf. Wenn Shotwell schläft, versuche ich, das Schloß an seinem Aktenkoffer aufzukriegen, um an seine Kegel heranzukommen. Bis jetzt ist es mir nicht geglückt. Andererseits ist es auch Shotwell nicht geglückt, das Schloß an meinem Aktenkoffer aufzukriegen, um an meine Neunfünfundsechzig heranzukommen. Ich habe die Kratzer auf dem blanken Metall bemerkt. Ich habe nur gelacht, auf der Latrine, die pastellgrünen Stahlbetonwände schwitzten und die Klimaanlage zischelte, auf der Latrine. Es juckt mich in den Fingern, wenn ich daran denke. An die Kegel.

Ich schreibe Naturbeschreibungen an die Wand, ich ritze sie in die Kacheln, mit einem Diamanten. Der Diamant ist ein zweieinhalbkarätiger Solitär, den ich in meinem Aktenkoffer hatte, als wir unter die Erde gingen. Er war für Lucy gedacht. Die Südwand des Melderaums habe ich bereits vollgeschrieben. Ich habe eine Muschel, ein Blatt, einen Stein, verschiedene Tiere und einen Baseballschläger beschrieben. Ich bin mir darüber im klaren, daß ein Baseballschläger nicht in eine Naturbeschreibung gehört. Ich habe ihn aber trotzdem beschrieben. »Der Baseballschläger«, schrieb ich, »besteht normalerweise aus Holz. Er ist normalerweise einen Meter lang oder ein wenig länger. Er ist am einen Ende stark verdickt und verjüngt sich am andern Ende, damit man ihn bequem anfassen kann. Das Griffende ist normalerweise mit einer flachen Rinne oder einem Rand auf der

unteren Seite versehen, damit der Schläger nicht rutscht.« Meine Beschreibung des Baseballschlägers umfaßt im ganzen viertausendfünfhundert Worte, die ich allesamt mit einem Diamanten in die Südwand eingeritzt habe. Liest Shotwell, was ich schreibe? Ich weiß nicht. Ich bin mir darüber im klaren, daß Shotwell mein Benehmen, mein Schreiben, eigenartig findet. Aber es ist keineswegs eigenartiger als sein Benehmen, sein Kegeln. Ganz zu schweigen von seinem Benehmen damals, als er in einer schwarzen Badehose, die Sechsfünfunddreißiger Beretta an die rechte Wade geschnallt, erschienen ist. Er hat sich vor den Meldetisch gestellt und mit ausgestreckten Armen versucht, beide Schlösser gleichzeitig zu berühren. Er hat es nicht geschafft. Aber das wußte ich, denn ich hatte es bereits ausprobiert. Ich hatte mich vor den Meldetisch gestellt, mit ausgestreckten Armen. Die Schlösser sind zu weit voneinander entfernt. Ich war versucht, mich zu seinem Verhalten zu äußern, aber ich habe mich nicht geäußert. Jede Äußerung hätte zu Gegenäußerungen geführt. Jede Äußerung hätte zu weiß Gott welchen Weiterungen geführt. Sie hatten an alles gedacht, sie hatten, in ihrer unendlichen Geduld, in ihrer unendlichen Voraussicht, in ihrer unendlichen Weisheit an einen Mann gedacht, der mit ausgestreckten Armen vor dem Meldetisch stünde und versuchen würde, mit ausgestreckten Armen beide Schlösser gleichzeitig zu berühren. Vielleicht. Vielleicht auch nicht.

Shotwell ist nicht ganz auf der Höhe. Er hat gewisse Andeutungen fallen lassen. Es ist nicht ganz klar, worauf er damit hinauswill. Es handelt sich jedenfalls um die Schlüssel, um die Schlösser. Shotwell ist eigenartig. Unsere Lage scheint ihn weniger zu kümmern als mich. Stumpfsinnig geht er an seine Arbeit, paßt auf den Meldetisch auf, studiert die *Einführung in die Marketing-Technik*, läßt seine Gummikugel gleichmäßig, rhythmisch, gewissenhaft auf dem Boden hüpfen. Unsere Lage scheint ihn weniger zu kümmern als mich. Er ist stumpfsinnig. Er sagt nichts. Aber er hat gewisse Andeutungen fallen lassen. Gewisse Andeutungen sind gefallen. Ich bin mir nicht sicher, ob ich ihn recht verstehe. Es handelt sich jedenfalls um die Schlüssel, um die Schlösser. Irgendwas hat Shotwell vor. Stumpfsinnig reißt er das Stanniolpapier von den gefrorenen Krautrouladen, stumpfsinnig schiebt er sie in den Elektro-Ofen. Aber irgendetwas hat er vor. Aber ohne Gegenleistung wird nichts daraus. Ich bestehe auf einer Gegenleistung. Ich habe etwas vor.

Ich fühle mich nicht recht wohl. Ich weiß nicht, wie unser Ziel heißt. Sie sagen uns nicht, für welche Stadt das Täubchen bestimmt ist. Ich weiß nicht. Das ist eine Frage der Planung. Die Planung ist nicht meine Sache. Meine Sache ist es, auf den Meldetisch aufzupassen und wenn auf dem Meldetisch etwas ganz Bestimmtes passiert, meinen Schlüssel in dem betreffenden Schloß herumzudrehen. Shotwell läßt seine Gummikugel gleichmäßig, rhythmisch, gewissenhaft auf dem Boden hüpfen. Wenn ich an die Kegel, an die Kugel denke, juckt es mich in den Fingern. Wir sind seit einhundertundeinunddreißig Tagen hier, auf Grund eines Versehens. Ich schreibe an die Wand. Shotwell singt mit reiner, wohltemperierter Stimme vor sich hin: »Eins zwei drei und alle Neune!« Jetzt macht er eine hohle Hand und klappert vielsagend mit seinen Kegeln, mit seiner Kugel. Ich weiß nicht, für welche Stadt das Täubchen bestimmt ist. Shotwell ist nicht ganz auf der Höhe. Manchmal kann ich nicht einschlafen. Manchmal kann Shotwell nicht einschlafen. Manchmal, wenn Shotwell mich in seinen Armen wiegt und mich in den Schlaf singt, mit *Guten Abend, gut Nacht* von Brahms, manchmal, wenn ich Shotwell in meinen Armen wiege und ihn in den Schlaf singe, manchmal verstehe ich, was Shotwell von mir will. Dann sind wir einander sehr nah. Aber ich tu es nur, wenn er mir seine Kegel gibt. Das ist nicht mehr als recht und billig. Er will, daß ich etwas ganz Bestimmtes mit meinem Schlüssel mache, während er etwas ganz Bestimmtes mit seinem Schlüssel macht. Aber ich tu es nur, wenn er mir auch einen Gefallen tut. Das ist nicht mehr als recht und billig. Ich fühle mich nicht recht wohl.

Aus dem Amerikanischen von Benedikt Pfaff

Gisela Elsner
Das Vorbild

Auf dem Lande sah Zilch einen Herrn, der einen Haufen kriechender Männer und Frauen aus seinem Hof auf die Felder trieb. Er schwang einen Ochsenziemer und hieb damit auf jene aus dem Haufen ein, die sich an die Hoftore klammerten und gegen die Hofmauer drückten. Sie schrien nicht auf, wenn er sie traf, und er muß sie hart getroffen haben, denn das Zischen des Ochsenziemers in der Luft zwischen dem hoch erhobenen Arm des Herrn und den Rücken der Kriechenden war zu hören, sie jaulten und grunzten. Statt Kleidern trugen sie Felle und Federn. Ihre entblößten Hautstücke waren mit Bißwunden bedeckt.

Als sie ein gutes Stück Wegs vom Hof weggetrieben waren und sich mitten auf dem Feld befanden, als der Herr sich eilig, und mit dem Ochsenziemer auf jene, die ihm nachkrochen, einschlagend, auf den Rückweg zu seinem Hof machte, richtete sich einer aus dem Haufen, ihr Sprecher offenbar auf, und schrie mit krächzender Stimme: Hof Herr, Hof Herr, guter Herr! Er hielt die Oberarme abstehend vom Rumpf, die Ellenbogen ein wenig angewinkelt, und schwang sie auf und nieder, als wollte er zum Flug ansetzen.

Eine Frau fing an, sich mit den Fingern ein Erdloch zu scharren. Sie hockte sich in das Erdloch und schob Eier unter sich. Doch ein Mann trieb sie knurrend aus dem Loch, schlug die Eier entzwei und leckte sie aus, indem er den Kopf in die Kuhle senkte.

Als er sich auf solche Weise gesättigt hatte, und die Frau wieder mit zum Himmel erhobenen Gesicht in der Kuhle hockte, kroch er auf Zilch zu. Zilch wich ein Stück zurück. Doch der Mann folgte ihm auf allen Vieren mit der Geschicklichkeit eines Kleinkinds, das das Gehen noch nicht gelernt hat. Das Gesicht hielt er zur Erde gesenkt, und er hob es nur, als er Zilchs Hosenbeine bis zu den Kniekehlen hinauf beschnüffelte, duckte sich dann und fing an, Zilchs Schuhe abzulecken. Zilch zog ratlos den Hut und wünschte dem Mann zu seinen Füßen, der trotz seines Fells, seiner Haltung, seines Gehabes etwas Menschliches immerhin an sich hatte, einen

schönen guten Tag. Er versuchte sich zu entfernen. Er warf dem Mann sogar ein Geldstück zu. Aber der Mann ließ es liegen und folgte Zilch Schritt für Schritt, die Hände immer auf gleicher Höhe mit Zilchs Füßen absetzend.

Auf diese Weise werden Sie den nie mehr los! rief der Herr vom Hoftor aus. Treten müssen Sie den! Zilch drehte sich um. Er sah vom Hof den Herrn mit dem Ochsenziemer auf sich zukommen. Er sah vom Feld den Haufen auf sich zukriechen. Da trat er dem Mann auf die Hand erst, und als der trotz der zertretenen Hand weiter neben ihm her kroch, trat er ihn auf den Rücken, so daß er sich wimmernd zur Seite wälzte.

Der Herr hatte Zilch erreicht. Er zog ihn am Arm auf das Hoftor zu. Hin und wieder hieb er mit dem Ochsenziemer auf den Mann ein, der ihnen folgte, obwohl er sich mit Mühe nur auf Händen und Füßen halten konnte, und seine heile Hand zwischen die Hoftore schieben wollte. Der Herr aber schlug, noch ehe der Mann die Hand heben konnte, das Hoftor zu.

Er führte Zilch durch den Vorgarten. Die Gartenstühle und Tische waren umgestoßen, die Büsche, die Blumenbeete zertrampelt, die Baumrinden angenagt. Kleiderfetzen, Abfälle und Kothaufen bedeckten den Rasen.

Schließen Sie die Augen, sagte der Herr, oder versuchen Sie wenigstens darüber hinwegzusehen. Der Haufen draußen war zum Hoftor zurückgekrochen. Leiber prallten gegen das Tor. Hinter der übermannshohen Mauer tauchten Hände auf.

Hof Herr, Hof Herr, guter Herr! krächzte der Sprecher.

Sie kommen zurück, sagte der Herr. Nie werde ich sie loswerden. Sie wollen Hiebe haben. Und wenn ich ihnen die Hände abhacke, werden sie mit den Armstümpfen weiterwinken.

Er führte Zilch ins Haus, das sich von einem Stall nur noch durch die Überreste einer ehemaligen Einrichtung unterschied. Einige Bilder waren hängengeblieben. Sie zeigten den Herrn zu Pferde, den Herrn liebevoll herablächelnd auf ein Lamm im Arm, den Herrn die Hand zwischen die Hörner eines Ochsen legend. Die Teppiche waren mit Heu, Laub und Erde bedeckt. Feldmäuse krochen darin herum. Diese Kammer hier habe ich mir gerettet, sagte der Herr, und er trat in einen verstaubten Abstellraum. Treten Sie ein. Es ist besser, wenn wir abriegeln. Wer weiß, wie lange das Hoftor ihrem Aufprall standhält.

Er bot Zilch einen Stuhl und setzte sich selbst. Den Ochsenziemer legte

er auf die Knie. Vor dem Hoftor stieß der Sprecher unverständliche Laute aus.

Es ist wahr, sagte der Herr, ich habe sie hart angefaßt, härter als das Vieh, dem der Verstand fehlt. Viele sind davongelaufen, ohne den Lohntag abzuwarten. Manche haben in anderen Höfen gedient. Manche haben in den Fabriken der Städte gearbeitet. Manche sind unter die Diebe gegangen. Manche auch haben sich von den Brücken in die Flüsse fallen lassen. Manche haben mich verklagt. Doch als der Richter Zeugen forderte, konnten sie keinen unter ihresgleichen finden, der bereit war, gegen mich auszusagen. Und der Richter jagte sie fort oder er hielt sie fest in Gefängnissen für Verbrechen, die sie sich nicht einmal ausdachten in ihrer Dumpfheit. Denn als der Richter Zeugen forderte, konnte ich viele unter ihresgleichen finden, die bereit waren, gegeneinander auszusagen. Sie waren nur dann einig untereinander, wenn es galt, einen ihresgleichen an mich zu verraten. Denn mehr als meine Stärke haben sie ihre Schwäche gehaßt, und daher mußten sie einander mehr hassen, als sie mich gehaßt haben. Sie haben immer wieder verraten, vielleicht, um sich zeitweilig wenigstens voneinander abzuheben. Und ich habe stets den Verratenen bestraft, nicht den Verräter. Sie haben eifriger gearbeitet an jenen Tagen, da sie sich einen zum Opfer wählten. Für alles, was je zwischen Herren und Knechten vorfiel, sollte der büßen. Und ich mußte manchmal härter strafen, als es mir lieb war. Mit dem Ochsenziemer habe ich sie blutig schlagen müssen, an Ochsenstatt habe ich sie vor den Karren spannen müssen. Sie hat es erheitert, wenn ich einen ihresgleichen angekettet habe, wenn ich ihn die Reste aus dem Hundsnapf lecken ließ, wenn ich ihn den Hund anspringen ließ, ihn den Hund belecken ließ, wenn ich ihn antworten ließ auf die Frage: Wie heißt du: Hund. Sie waren es, die weitermachten, wenn ich aufhörte. Sie waren es, die riefen: Hund kann sich ein Hund nicht nennen. Sie schlugen auf ihn ein, sie hießen ihn auf die Frage: Wie heißt du: aufjaulen, und sie schlugen so lange auf ihn ein, bis er das Aufjaulen der Hunde so vollkommen beherrschte, daß die Hunde der umliegenden Höfe mitheulten.

Er ist wie ein Hund! riefen sie.

Ich aber trat, meinen Hund am Halsband führend, mitten unter sie und rief: Ihr wagt es, einen euresgleichen, und somit auch euch, mit diesem Hund zu vergleichen! Seht diesen Elenden auf der Erde an, der versucht hat, ein Hund zu sein, seht einander an, und dann diesen Hund. Ihr seid

nur dazu gut, dem Vieh das Futter vor die Mäuler zu tragen und den Mist unter den Füßen des Viehs zu entfernen. Er aber ist es, der an meiner Seite geht, nicht ihr, er ist es, der zu meinen Füßen sitzt, und er ist es, der meinen Besitz schützt vor eurer Habgier. Tut diesem Hund Abbitte!
Sie haben sich auf die Knie geworfen. Doch als sie sahen, daß sie so den Hund überragten, haben sie sich auf die Bäuche gelegt. Sie haben den Hund um Vergebung gebeten. Hinter einem Vorhang stehend, habe ich ihnen zugesehen. Und weil ihnen keiner befahl, sich zu erheben, sind sie die Nacht hindurch liegen geblieben. Morgens habe ich sie zur Arbeit getrieben. Und wenn ich sie züchtigte mit der rechten Hand, achtete ich darauf, daß meine linke Hand gleichzeitig ein Vieh liebkoste. Und ihre Augen waren nie auf meine rechte Hand gerichtet, sie sahen der linken Hand auf dem Fell zu. Und wenn sie einander verrieten, verrieten sie einander nicht mehr mit den Taufnamen. Als hätten nicht sie, sondern die einmal aufgezwungene Rolle den Vorrang, nannten sie einander: Der der Hund war, oder: Der der Ochse war.
Nicht der Ochse war er, rief ich dann, denn das wird er nie erreichen!
Der versucht hat, ein Ochse zu sein, murmelten sie, aber vergeblich.
Solange sie mir dienten, haben sie ihre Freizeit und ihre Nächte damit verbracht, über mich zu reden, über meine Befehle, meine Strafen, meine Gewohnheiten. Länger als über ihre Liebschaften, ihre Geburten, ihre Todesfälle, haben sie über meine Stiefel gesprochen. Und ich weiß nicht mehr, wann das allnächtliche Geschwätz in ihren Kammern abbrach. Und ich weiß nicht mehr, wann sie anfingen, die Sonntagsmesse zu versäumen, und statt dessen in den Ställen hockten und auf das Vieh starrten. Und ich habe auch nicht aufgemerkt, als sie angesichts des Pfarrers, der sich darüber beschwerte, auf Knie und Hände fielen. Seit eh und je haben sie den Pfarrer mit Gott verwechselt, im Weihwasser haben sie sich die Hände gewaschen, und wenn ihnen ein Holzscheit fehlte, haben sie das Kruzifix verschürt. Der Pfarrer, der Jahre daran verschwendet hatte, ihnen den Unterschied zwischen Gott einerseits und andererseits sich selbst klarzumachen, ließ sie schließlich bei ihrem Irrtum. Halb bestürzt, als er sie vor sich niederknien sah – ohne Meßgewand und außerhalb der Kirche hielten sie ihn sonst für einen Menschen – halb geschmeichelt, segnete er sie kurzerhand und verließ den Hof. Und ich habe nicht aufgemerkt, als sie sich nach dem Segen nicht erhoben haben. Seit eh und je habe ich sie kaum anders gesehen als auf Händen und Knien, wenn sie säend, jätend, erntend

über die Erde krochen, wenn sie büßten für Vergehen, wenn sie baten um Vergünstigungen. Selten habe ich sie auf den Füßen gesehen und aufrecht gehend nie. In den Rastpausen haben sie sich lieber in den Ackerfurchen langgestreckt. Auf dem Heimweg sind sie wohl ein Stück Wegs gegangen mit gekrümmten Rücken, mit zur Erde gesenkten Gesichtern, aber kaum, daß sie einmal hochkamen, so brachen sie schon zusammen unter der Last der Ernte, die sie eintrugen. Ich habe sie nie, außer an den Sonntagen, sauber gesehen, weil sie eben mit nichts anderem als Erde und Mist in Berührung kamen. Manchmal mußten sie die Näpfe mit den Mündern auslekken, weil sie das Essen mit ihren Händen beschmutzt hätten. Manchmal auch, wenn kein Busch weit und breit zu sehen war, mußten sie ihre Notdurft vor aller Augen verrichten. Hätte ich nur aufgemerkt, als sie sich nachts, die Schlafsäcke über den Schultern, in die Ställe stahlen, als sich das viehische Gebrüll Morgen für Morgen verstärkte, als wären andere Herden in der Nähe, als sie sich nicht nur während der Arbeit, denn so mußte es sein, sondern auch zwischen zwei Arbeitsplätzen kriechend bewegten, als lohnte es die Mühe nicht, sich aufzurichten, als sie die Last abwarfen, die sie sonst Abend für Abend einbrachten, und auf dem Weg liegen ließen, als sie sich die Hände nicht mehr säuberten, sondern nur noch die Gesichter in die Näpfe steckten, als sie aufhörten, auf meine Fragen zu antworten und einen ihresgleichen zum Sprecher machten, dessen Stimme von Tag zu Tag mehr in ein Krächzen überging und unverständlich wurde bis auf die drei Worte, die ich am häufigsten ausgesprochen habe: Hof und Herr und guter Herr.

Ich habe wohl nicht aufgemerkt, weil die Veränderungen geringfügig waren. Erst, als sie mir die Ernte von den Feldern fraßen, als sie mir die Saat zertraten, als sie sich mit Fellen und Federn behängten und jaulend und grunzend und krächzend und ohne Scham unter sich machend einherkrochen, sah ich, was alles sie dem Vieh abgeschaut hatten. Ich hätte sie totschlagen müssen, um sie nach dem Maß ihrer Untat zu strafen, denn hart genug habe ich sie wegen kleiner Verstöße allein schon bestraft. Doch weil ich nicht die Kraft hatte, sie alle zu bestrafen, kam die Hälfte von ihnen ungestraft davon.

Ich habe auf sie eingeredet. Ich habe ihnen gedroht. Ich habe einige von ihnen für vergleichsweise menschliches Verhalten belohnt. Es war umsonst. Und wenn ich sie entließ und aus dem Hof trieb, kamen die Bauern an und beschwerten sich über den Anblick dieser Horde, die vor meinem Hof-

tor lagerte, sich aneinander rieb, sich beleckte und biß. Sie warteten so lange vor dem Tor, bis ich den Hof verlassen mußte. Dann drängten sie sich hinein. Und wenn ich nicht herauskam, drückten sie das Tor ein. Ich habe andere Knechte und Mägde eingestellt. Doch die liefen am ersten Tag schon davon. Wenn uns das Vieh beschnüffelt und beleckt, sagten sie, so ist's recht. Aber es graust uns, wenn die damit anfangen.

Selbst das Vieh wurde unruhig, wenn sie in die Ställe krochen. Ich habe ihnen den Umgang mit dem Vieh untersagen müssen. Es war umsonst. Ich habe mein Vieh verkaufen müssen, damit sie kein Vorbild mehr hatten, das sie nachäffen konnten. Es war umsonst. Ich habe Leute aus der Stadt eingeladen, damit sie sehen konnten, wie man sich als Mensch benimmt. Es war umsonst. Seitdem lebe ich in dieser Kammer. Denn aus meinem Haus haben sie einen Stall gemacht. Und ich wage mich weder unter die Menschen, noch unter die dort draußen. Hören Sie sie brüllen? Hören Sie ihre Leiber gegen das Tor prallen? Sie werden es eindrücken, sie werden sich hereindrängen, sie werden vor dieser Tür lagern. Nur damit ein wenig Ruhe herrscht, treibe ich sie hin und wieder hinaus.

Sind sie wirklich so verkommen? Noch heute weiß ich nicht, ob sie sich gehen ließen oder ob sie mich überlistet haben. Ich belauere sie unaufhörlich. Nicht einmal Zeit nehme ich mir, um hier ein wenig aufzuräumen. Sogar mich selbst vernachlässige ich, damit mir nichts entgeht. Ich weiß nicht, wann ich das letzte Mal das Hemd gewechselt habe, wann ich mein Gesicht das letzte Mal gewaschen habe. Manchmal meine ich sie tuscheln zu hören. Manchmal, wenn ich mich hastig umdrehe, meine ich, sie zwinkerten einander zu. Auch ist ihr Blick nicht unterwürfig, wie ehemals, als sie mir dienten. Mir kommt es so vor, als blickten sie mit kaum verhohlener Schadenfreude zu mir auf. Und wenn ich lauschend in der Kammer liege, meine ich sie manchmal kichern zu hören.

Ich tue, was ich kann. Ich besteche ihren Sprecher. Ich stecke ihm Leckerbissen zu. Ich ziehe ihn beiseite und versuche ihn leise auszufragen. Er aber wiederholt laut krächzend den anderen Wort für Wort meiner heimlichen Frage, als könne er zwar ihren Wortlaut verstehen, nicht aber ihren Sinn. Und indem er mich vor meinen Augen und Ohren voller Eifer an die anderen verrät, schwenkt er erfreut, als habe er mir damit einen Dienst erwiesen, die Arme auf und nieder. Die anderen aber senken die Gesichter. Sie legen die Arme über die Köpfe, um sich vor seinem Geschrei zu schützen oder aber um ihr Gelächter vor mir zu verbergen.

Wohin ich auch gehe, sie heften sich an meine Fersen. Und ich kann nicht sagen, ob sie mir folgen, ob sie mich verfolgen, ob ich es bin, der sie führt, ob ich es bin, der vor ihnen davonläuft. Ich wenigstens müßte es doch wissen, wenn ich davonliefe! Manchmal wünsche ich mir, einer wagte es endlich, die Hand gegen mich zu erheben. Soweit haben sie es gebracht. Worauf warten sie nur! Ich habe geglaubt, sie warteten nur darauf, daß ich ihnen den Rücken zukehre, daß ich mich bücke. Und sie haben es so weit gebracht, daß ich ihnen den Rücken zukehrte, daß ich mich bückte. Doch hat keiner auch nur die Hand erhoben. Ich habe mich krank, ich habe mich sterbend gestellt. Den Geiern hätte das genügt. Sie aber wollen mehr. Nicht zufällig soll es sein. Sie wollen, daß ich weitergehe. Sie wollen nicht nur mich. Sie wollen auch mein Einverständnis.

Der Herr erhob sich. Er ging auf die Tür zu und legte das Ohr an die Tür. Es war nur das Knarren der Korridordielen und das leise Keuchen des herankriechenden Haufens zu hören. Der Herr entkleidete sich hastig. Darauf schob er den Riegel zurück, öffnete die Tür und legte den Ochsenziemer auf die Türschwelle. Er ging in die Knie, er stützte sich auf die Hände und verharrte, ein wenig verlegen lächelnd, in dieser Haltung.

Zilch verließ die Kammer. Er preßte sich gegen die Wand, als der Haufen, ohne zu ihm aufzusehen, auf den Ochsenziemer zukroch. Er sah den ersten aus dem Haufen sich aufrichten. Er sah den Kopf und die Hände des Herrn über die Türschwelle auftauchen, als wolle er ihnen entgegenkriechen.

Er sah eine Hand nach dem Ochsenziemer greifen. Doch der Haufen und der Herr waren so nah aneinander gerückt, daß Zilch nicht sicher war, ob es die Hand des ersten aus dem Haufen war oder die Hand des Herrn.

Christian Enzensberger
Die Verminderung des Menschen

Stenogramme aus dem Asyl für Gemütskranke zu Charlottenburg und verschiedene neuere Prosa

Wo immer die Moderne anfängt, beginnt auch die Einkreisung des Einzelnen durch seinesgleichen. Dabei bringt die neue Massenhaftigkeit des Menschen etwas in Gang, was sich alsbald verselbständigt, und von ihm immer deutlicher verlangt, sich als ein Teil dieses unpersönlichen, undurchsichtigen und kompakten Dings zu definieren, das ihn überall umgibt und heimlich in ihn eindringt. In dem Maß, in dem er diese stufenweise Verminderung an sich erfährt, hat er sie freilich auch erkannt und beschrieben: nach und nach überzieht sich die verständliche Welt mit Fremdheit, verengt sich, will zum Punkt werden, und der Held von ehedem wird beschädigt auf düstere und zunehmende Weise. Die endgültige Abdankung der Person droht seit langem; ob sie eintreten wird, steht noch immer dahin. Doch liegt manches daran, den Vorgang zu übersehen und sich mit ihm einzurichten nach Möglichkeit.

Zu einer solchen Übersicht verhilft, plötzlich nach sechzig Jahren, ein dünner Band mit Texten, die zwei Berliner Ärzte, Albert Liebmann und Max Edel, stenographisch aufgenommen und 1903 veröffentlicht haben. Ihre Sprecher sind Insassen des Asyls für Gemütskranke zu Charlottenburg gewesen; außer ihrem bürgerlichen Beruf, ihrem Alter, ihrer in altertümlicher Terminologie bezeichneten Krankheit ist von ihnen nichts mehr bekannt. Was sie sagen, ist von einer sonderbaren Bedeutsamkeit.

> (A) Ich habe die Vorstellung, es hat jemand gesehen. Ich habe mir das nachher ausgebildet, weiter und weiter gesponnen. Und so hat sich dann eine ganze Kette gebildet, deren einzelne Glieder ich abzutun suche in meinen Gedanken. Ich sagte mir, im Grunde ist es nicht, es ist gar nichts und doch verläßt mich diese Kombination nicht . . . Ich habe einen sehr leichten Schlaf. Fest schlafe ich gar nicht. Das geringste Geräusch macht mich munter . . . Ich habe mir das törichterweise künstlich konstruiert und habe mir gesagt, das ist nichts und das ist nichts und jenes ist nichts und alles ist nichts, das habe ich mir immer

wiederholt und nun habe ich Mühe, das wieder recht loszuwerden . . . Es tut mir niemand etwas. Es ist nur in selbstquälerischer Weise. Ich habe gute Freunde. Es kommt mir jeder in wohlwollender Weise entgegen . . . Es ist gar nichts Wesentliches. Es ist auch nichts Schlechtes, nichts Verbrecherisches. Und das habe ich mir so festgesetzt und das liegt mir im Kopfe. Dann sage ich mir, das ist ja doch alles nichts, sei doch fröhlich. Das ist nur für einen Moment, und dann ist es wieder da . . . Ich habe auch nichts zu fürchten, gar nichts. Dann kommt die Angst, wirst du das auch aushalten können oder kommt das wieder. Das bringt mich dann so in Angst, daß mir der Schweiß ausbricht.

Es ist zu vermuten, daß diese Rede im Jahre 1903 vollends unsinnig geklungen hat. Liebmann und Edel führen sie an als Beispiel für eine Neurasthenie mit Zwangsvorstellungen. Ein zeitgenössisches Lehrbuch empfiehlt »roborierende, protein- und fettreiche Nahrung, sowie Eisen, Arsen, Phosphor, Chinin je nach Maßgabe des konkreten Falles.« Der Hörer von heute aber, mit der Therapie nicht befaßt, registriert seine Betroffenheit, erfüllt endlich den einzigen Wunsch dieser Stimme, versucht zu verstehen was sie meint. Von welchem *Es* wird da geredet, worin soll es bestehen? Die ganze Rede setzt sich zusammen nur aus einer Beschreibung dessen, was es nicht ist. Und doch hat sich daraus »eine ganze Kette gebildet«; mit Anstrengung zurückgedrängt und stückweis abgetan, kehrt es alsbald wieder zurück mit Angst und Angst vor der Angst. Den ganzen Text hindurch bleibt es leer.

Trotzdem weiß unsere Zeit, spätestens und ausdrücklich seit sie Kafka gelesen hat, worum es sich handelt. Josef K. hatte gute Freunde. Viele kamen ihm in wohlwollender Weise entgegen. Er hatte einen sehr leichten Schlaf. Das geringste Geräusch machte ihn munter. Oft war er fröhlich. Nichts Schlechtes, nichts Verbrecherisches hatte er sich vorzuwerfen, und ängstigte sich dennoch mit Grund. In einer Prosa von Jürgen Becker wird dasselbe gleichzeitig abstrakter und realistischer beschrieben. Dort heißt es:

da lag es drin in meinem Kopf. / was machte es. / das. / wie kam es dazu. / es kam dazu. / wann fing es an. / das fing so an. / warum war es drin. / es war drin. / was. / es. / was sonst. / es. / sonst nichts. / sonst es. / was machte es. / sonst nichts. / wann kam es. / es kam. / wann war es. / es war. / was. / es. / wann. / nein. / was. / nein. / es. / nein. / was. / drin.[1]

Einige Seiten weiter oben sagt ein anderer, mit Worten, die wir nun schon kennen:

> Dies verwandelt sich in meinem Kopf in eine tickende Kette.[2]

Die Übereinstimmung läßt sich genauer nicht wünschen. Zu ihrer Deutung bieten sich denjenigen, die es immer schon gewußt haben, drei passende Spruchwahrheiten an: die Welt sei ein Tollhaus, die Narren sprächen die Wahrheit, und wer dichte, sei ohnehin nicht ganz bei Trost. Derlei Erklärungen lassen allerdings Verschiedenes aus. So spricht die gute Hälfte der Aufzeichnungen aus Charlottenburg zum Beispiel durchaus keine Wahrheit, sondern ist vielmehr ein bejammernswertes und blasses Gefasel ohne erkennbare Gültigkeit; und nur in ganz bestimmten, freilich beunruhigenden Hinsichten wiederholen sich vor den Türen jenes Hauses Vorgänge in seinem Innern: die macht sich die Literatur freilich mit allem Recht zu ihrem Gegenstand, und sie sind es, die man wiedererkennt:

> (B) Wer sollte ich denn sein? Wenn ich es auch gemacht habe, dann war dort der eine oder der andere. So ist es, genau weiß ich es nicht mal. Denn es ist bei Suchen immer eine Sache, die gewöhnlich fehlschlägt . . . Dort was dort eigentlich, was wahr ist, ich weiß es aber nicht ganz genau. Mir wäre es lieber, wenn es nicht wäre. Ich bin es aber nicht.

So in vielen, fast auswechselbaren Beispielen. Immer wieder handeln diese Texte von einer leeren Schuld, einer unbestimmbaren Angst. Von ihnen geht eine Störung aus, die sich dann zunehmend ausbreitet. Irgendwo am Anfang steht eine böse Tat, von der nicht gesagt werden kann oder darf, was sie war. Sie wird eingestanden, aber nur um sogleich wieder hinweggesprochen zu werden: die anderen seien dabei gewesen, hätten es wohl auch verübt, es sei unsicher, was überhaupt geschehen sei, am besten gar nichts. Dabei macht die Sprache ihre eigene Absicht zunichte. Gewiß hätte es doch heißen sollen: »Wenn ich es auch gemacht hätte« und »ich bin es nicht gewesen«. Aber aus dem Konditional wird unversehens ein Perfekt, und aus einem Perfekt die Gegenwart: »Ich bin es nicht.« Gerade durch das unentwegte Besprechen wird das Eingeständnis vollzogen: wer soviel davon spricht, wird es sicherlich sein. Auch hier findet sich ein Gegenbeispiel aus Kafkas *Prozeß*:

> Zu übertriebener Sorge war allerdings vorläufig kein Grund . . . Vor allem war es, wenn etwas erreicht werden sollte, notwendig, jeden Gedanken an eine mögliche Schuld von vornherein abzulehnen. Es

gab keine Schuld. Der Prozeß war nichts anderes als ein großes Geschäft ... ein Geschäft, innerhalb dessen ... verschiedene Gefahren lauerten, die eben abgewehrt werden mußten. Zu diesem Zweck durfte man allerdings nicht mit dem Gedanken an irgendeine Schuld spielen ...[3]

Hier wie dort macht sich das Leugnen der Schuld, das Hinwegbesprechen der Angst allein stilistisch selbst zunichte. Leicht erklärt sich daher der Versuch, ihnen Grund zu geben, etwas zu tun, wofür man unzweifelhaft und verständlicherweise beschuldigt werden kann:

(C) Ich bin stets zum Denken getrieben. Die verständigen Gedanken sind stets von den bösen unterdrückt. Die bösen sind so zahlreich, verschieden und unbeständig, als die Viertelstunden im Tag, Monat und Jahr, und diese veranlassen zu ebensoviel Vorsätzen, die augenblicklich auszuüben ich fürchterlich getrieben bin. Ich habe mich zur Zeit der Regeln in frisches Brunnenwasser gesetzt, weil ich glaubte, jetzt kann der Tod nicht fehlen; aber ohne den gewünschten Erfolg ... Die Sonne, die heiteren Gesellschaften und Ergötzlichkeiten sind mir lauter Tormenten. Sturm, Gewitter, Erdbeben, Finsternis, Brand wären meine größte Lust, wenn sie nicht immer vorübergingen ... Ich fühle mich fast immer getrieben, etwas zu verüben, und weiß nicht, was ich verüben soll. Oft (bin ich) gereizt zu augenblicklichem Springen, wo ich mich nicht halten kann; dann habe ich wieder große Mattigkeit und schreckliche Schwermut, wo ich nicht mehr von der Stelle mag.

Aber dieser Versuch führt nicht weit, die Befreiung mißlingt auch hier. Zum ersten Mal ist dabei nun auch die Welt nicht mehr, was sie war; sie erscheint als eingeteilt nach den Erfordernissen eines schuld- und angstgefesselten Ich. Damit ist gleichzeitig die Richtung bezeichnet, in der die Störung nun weitergreift. Das bislang noch leere, immer wieder besprochene, körperlose *Es* wird Fleisch. Es ist besser, daß die Angst fürchterliche Gestalt annehme als gar keine.

(D) Wo ich hinkomme, werde ich hier überall von den Vorstellungen verfolgt, die sich zu konkreten Gestalten, zu menschlichen, tierischen Formen, zu Pflanzen, Messern und Gabeln. Das bildet sich als reale Bilder, das spiegelt sich als real. Die ganze Welt spiegelt sich in meinem Kopfe wider. Es ist Tatsache, es bilden sich in meinem Körper oder Kopfe tierische und menschliche Formen, vollständige Häuser,

so handgreiflich, daß ich sie greifen könnte wie diesen Stuhl. Und kaum daß es entstanden ist, dann krümmt es und windet es sich, Fleisch und Beine und alles mögliche, Augen. Ich nehme eine ganz eigentümliche schiefe Stellung in der Welt hier ein. Ich sehe lebendige Gestalten und Formen in solcher Größe, daß ich sie mit Händen greifen könnte, die förmlich zu mir sprechen und mir ihre Qualen schildern. Kaum daß sie sich gebildet haben, werden sie von Messern gepackt, sodaß sich Blutströme in meinem Innern bilden. Kompakte Metalle, wie Stahl und Eisen ist es, das legt sich mir in die Knochen hinein ... Das ist ja etwas Fabelhaftes. Da müssen mir die Augen ausgerissen werden. Der Körper muß geöffnet werden. Entweder werden mir die Augen ausgerissen oder ich verlange, daß mir der Kopf vom Rumpfe getrennt wird.

An die Leerstelle der Angst setzen sich die Gespenster; hier wird berichtet aus einer Welt im Zustand der Verhexung. Aber so handgreiflich sie auch wird, sie verliert nie den Charakter des Trugbilds, der bloßen Spiegelung. Fast schließt sie sich zur Wirklichkeit, aber alsbald krümmt und windet es sich darin und sie entgleitet ins Innere: das böse und sprechende Zeichen dafür, daß sie sich nicht selber bedeutet, sondern jene unerträgliche, andere Leere, der nach der Meinung dieses Sprechers nur mit der Selbstzerstörung abzuhelfen ist.

Die Beschreibung dieses Zustands ist ohne Zweifel geglückt; überhaupt sind die Texte dieser Phase von besonderer Lebendigkeit und Ausdruckskraft. Trotzdem wird es kaum nur daran liegen, daß man davon betroffen ist und etwas daran wiedererkennt. William Burroughs schreibt in einem jüngst veröffentlichten ironisch-theoretischen Aufsatz mit dem Titel *Die literarischen Techniken der Lady Sutton-Smith:*

> Versetze dich in die Rolle eines Geheimagenten, dem ständig der Tod oder feindliche Folterkammern drohen, alle Sinne in höchster Alarmbereitschaft, die Straßen der Angst entlang, schnüffelnd und zitternd wie ein unter Hochspannung stehender Hund. Das ist eine vergnügliche kleine literarische Übung ...[4]

Solche Aufzeichnungen aus den Straßen der Angst, von dem daraus aufsteigenden Albtraum, sind in der neueren Literatur allgegenwärtig. Wer Lust hat, kann noch einmal versuchen, sie rational aufzulösen, einzelne Glieder der Kette abtun in den Gedanken: Angst wovor? Vor der abstrakten Gesellschaft, einer Erwerbswelt aus Signalen und Mustern, vor der

Statistik, der Bombe, der Manipulation. Schuld woran? An der vergeblichen Vergangenheit, den ungetilgten Versäumnissen, der verlorenen Gegenwart. So oder anderweitig läßt sich auseinanderhalten, was, losgelassen, sich alsbald zusammendreht zu einem Wirbel mit einer leeren Mitte. Was aber aus dieser Mitte hervorkriecht, gleicht aufs Haar dem, wovon jene anderen Stimmen berichten:

> . . . und was sich zeigte war unerklärlich, und nur Vorspiegelung, und das einzig Gegenwärtige . . . war eine Hand, oder ein Fuß, und dieses Glied stieß sich durch die dünne Wand, die mich umgab, und drängte sich ein, und es war mit starren Haaren besetzt, es gehörte zu keinem Körper, es war ein selbständiger Organismus, es kroch auf mich zu, in einem Raum, in dem die Luft zäh und dickflüssig war, und da sah ich schon, daß dieser Raum angefüllt war mit Mengen von gleichartigen beweglichen Stücken, großen Füßen, Händen, Rümpfen oder Hälsen, alle behaart und verschorft, manche mit stumm aufklappenden Mündern . . . dann war das andere wieder da . . . und der blutende Mund kroch zurück über kleine dicht aneinandergepflanzte Kohlköpfe, geborstene Schädel, reihenweise in einem Acker, und sie alle schnappten mit kleinen Mündern und öffneten und schlossen kleine Augen, und jedes Gesicht war mit seinen Einzelheiten ausgeformt.[5]

Diese Stelle stammt aus dem *Gespräch der drei Gehenden* von Peter Weiss. Jürgen Becker schreibt in der schon zitierten Prosa:

> da war viel drin in meinem Kopf. da rollte es rum . . . da scheuerte es und riß. nein. riß nicht. nein. da blieb es liegen . . . drauf geschlagen drauf die Nummer das Schild und weg. da ging viel rein. das paßte war passend gemacht angepaßt reingepaßt und paßt. da fiel viel ab geschlagen gestückt gestümmelt ab und weg. da lag es rum. da zuckte es und glomm in der Grube. da kam es zum Kreuz gekrochen gewinselt Stein und Bein. da hob es Rumpf und Stummel und weg.[6]

Dieser zweite Text ist vielleicht der glaubwürdigere von beiden, weil er auf die Suada verzichtet und seiner gestörten Welt eine gestörte Sprache zuteilt. Tatsächlich aber unternimmt die Sprache, die dort wirklich gesprochen wird, die gegenteilige, wenn auch oft vergebliche Anstrengung, anschaulich und verständlich zu bleiben:

> (E) Ich habe zum Beispiel die kleine Geschichte von Dionys dem Tyrannen schlich durchgemacht in diesen Phantasien zusammenhängend

mit diesen Stuben . . . Dann wurde ich zum Beispiel aufgeteilt in der ersten Zeit. Das ist ja natürlich die Geschichte ganz unmöglich. Dann wurde die Geschichte verkehrt zusammengesetzt . . . Sie haben hier die Räder, zum Beispiel, hier mit dem Knopf, wo die beiden Menschen in dem Knopf zusammensaßen, nach dem berühmten —— Muster, sodaß der eine Mensch nach der einen Seite, der andere nach der anderen liegt, und durch die ganze Figur hindurch ging die Achse und um die Achse drehte sich die Achse des Wagens, sodaß der Wagen an der Achse lief. Ja, die ganze Geschichte drehte sich so, das ist es eben... Ja, es ist etwas ganz Wunderbares und, sobald man darüber nachdenkt, sagt man sich, es ist etwas ganz Unmögliches und diese Illusion drehte sich mehrmals herum.

Es will diesem Bericht nicht mehr recht gelingen, sich verständlich zu machen. Seine Erfahrungen scheinen ihm nur noch »wunderbar«, »unmöglich«: was die früheren Stimmen noch mit der Welt verband, ihre Angst, geht allmählich verloren. Im selben Maß, so scheint es, nimmt die Anschaulichkeit der Geschichte ab, schwindet der Überblick. Die ersten Sprachschwächen stellen sich ein. Noch, aber nicht mehr lange, ist die Einsicht zugegen, das Geschehene sei eine »Illusion«, freilich eine solche, die die ganze Umwelt überwuchert und verdunkelt. Nur wenig fehlt noch, und sie ergreift Besitz vom Ich des Sprechers selbst, das sich dabei zunehmend zum Problem wird: in einem ganz wörtlichen Sinn erfährt es nun seine Verminderung:

(F) Ich bin mit einem Male ganz klein geworden, ein ganz Ende kleiner wie ich sonst war. Sonst war ich ein großer Mensch. Ja, es ist aber doch eine merkwürdige Erscheinung . . . Ich bin so klein geworden, daß ich mich im Leben nicht mehr sehen lassen könnte. Ich versinke ja noch in die Erde. Mir ist es ja auch unbegreiflich, wie das kommen kann. Aber es ist da, es ist Wahrheit. Das Essen hat ja gar keinen Zweck. Ich bin das ja gar nicht. Ich bin mal hier gewesen, aber ich bin nicht im Stande, die Sache weiter durchzuführen, denn ich bin ja gar nicht im Stande was zu essen oder solche Sachen . . . ich weiß von nichts mehr und bin gar nicht im Stande, was zu genießen . . . weil ich überhaupt nichts mehr bin. Ich bin vollständig fertig. Das sind Sachen, die mir gar nicht gehören. Alles gehört mir nicht mehr . . . Ich . . . kann auch nichts trinken . . . Ich komme mir ganz verändert vor . . . Mir ist alles weggekommen und nun habe ich gar nichts anzu-

ziehen. Ich bin wirklich kein Mensch mehr. Ich werde es nicht können, ich kann nicht, es ist ganz unmöglich. Ich bin blind, ich sehe überhaupt nicht . . . Das geht nicht. Das geht ja alles raus. Man kanns ja nicht runtertrinken. Was nicht geht, geht nicht.

In Becketts *Warten auf Godot* schreit Pozzo, weniger weinerlich, um seine Geduld gebracht durch die unaufhörlichen Fragen der zwei Wartenden:

Wann! Wann! Eines Tages, genügt Ihnen das nicht? Irgendeines Tages ist er stumm geworden, eines Tages bin ich blind geworden. eines Tages werden wir taub . . .[7]

Der Patient aus Charlottenburg aber erklärt einige Wochen später:

(F) Ich bin schwer wie ein Kriegsschiff, ganz von Eisen, ein gefährlicher, ekelhafter Zustand, alles hier hinten so voll, es kann kein Gas daraus, es ist ja alles ein kolossaler Körper. Ich bin ja gar nicht mehr im Stande zu laufen. Ich kann es gar nicht.

Dieser Sprecher ist nur noch mit sich selbst beschäftigt. Alle seine Sätze haben Anfänge wie »ich bin«, »ich war«, »ich kann nicht«. Die Welt kommt allenfalls noch vergleichsweise vor: die Erde, in die er gleichsam versinkt, das Kriegsschiff, dessen Schwere er angenommen hat. Gleichzeitig entgleitet dabei die eigene Person: sie schrumpft, sie wird hilflos, oder sie wird unübersehbar massig und groß. Mit allem Recht heißt es darin: »Ich bin das ja gar nicht.« Eine ständige Befragung des eigenen Ich ist die Folge:

(G) Ich wasche mich mit der rechten Hand. Ich wasche mich mit der linken Hand. Ich wasche mich mit beiden Händen. Ich bin ein Abkratzer . . . leider, hochlebender Herr, ein Luftapparat. Ich bin derjenige, aber leider leider spricht ein Luftapparat. Wenn man mit den Menschen und dem lieben Gott leben soll, muß man einmal so oder einmal so, oder man ist derjenige welcher und bleibt derjenige welcher . . . Wenn man da geboren ist und man ist wieder hin bei den Eltern, dann kommt man wieder, mit dem Mund immer so zu sprechen und bekommen, was man ist, aber ich bin derjenige und bleibe derjenige . . . Eine Hand faßt die andere Hand, komme ich, so komme ich . . . Die eine Hand küßt die andere Hand . . . und ich sage, hier ist mein Herd.

Dieser Text ist nicht ohne Qualität. Sein offensichtliches Thema ist die unverständlich gewordene Tautologie: ich bin ich; und seine Leistung besteht in der reichen Auseinanderfaltung dieser Gleichung. Sie wird zu-

nächst hinausgeschoben: »Ich wasche mich mit der rechten Hand. Ich wasche mich mit der linken Hand. Ich wasche mich mit beiden Händen.« Diese Sätze sprechen mit dem Pathos eines einzigen gerade noch faßbaren Tatbestands: nachdem ich das tue, bin ich offenbar ich, diese Tätigkeiten sind der Beweis. Danach die gegenteilige Erfahrung: »Ich bin ein Abkratzer, ein Luftapparat«, und das will doch heißen: ich bin wesenlos, löse mich auf, rutsche ab. Schließlich das Thema: »man ist derjenige welcher und bleibt derjenige welcher«, nämlich ein solcher, in dem sich die paradoxe Erfahrung findet, ich zu sein und auch wiederum nicht mehr. In der Anstrengung der Objektivierung wird diese Erfahrung mit dem Fürwort der dritten, unbestimmten Person ausgedrückt und als Folge allgemeiner Weltregeln hingestellt: »Wenn man mit den Menschen leben soll . . . wenn man da geboren ist . . .« Was tut man dann? »Man kommt dazu, mit dem Mund immer so zu sprechen, was man ist.« Dem Sprecher ist dabei nicht nur die Tautologie »ich bin ich« fremdgeworden, sondern auch staunens- oder doch feststellenswert die andere, daß man mit dem Mund spricht, daß man kommt, wenn man kommt. Die Ichverfremdung wird also auch stilistisch wirksam und setzt sich eine Pointe in der neugedeuteten Allerweltsfloskel »hier ist mein Herd.«

Es kommt nicht überraschend, daß sich diese Ausdrucksmittel eines sich seltsam gewordenen Ich in der neueren Literatur allenthalben wiederfinden:

> Ich brauche nur die Hand zu heben, mich vom Stuhl zu erheben . . . die Hand zu heben fünf Finger die Hand, trotzdem, die Hand . . . Schieben schieben das Bein schieben so geht es das eine das andere vorwärts und zurück . . . ein Schritt nach dem anderen so geht es eins zwei eines Bein anderes Bein, so geht es weiter . . .[8]

Solche Sätze – sie stammen aus Ror Wolfs *Fortsetzung des Berichts* – sind den Anfangssätzen jener anderen Stimme durchaus vergleichbar. Was die unverständlich gewordene Tautologie angeht, so heißt es in dem Roman eines neuen dänischen Autors, Leif Panduro, mit dem Titel *Echsentage* beispielsweise:

> Ich gehe aus, um die zu treffen, die ich getroffen habe. Wenn ich gehe, besteht kein Zweifel daran, daß ich gehe. Was soll ich sagen, wenn ich an den Sage-Punkt komme? . . .[9]

Im dritten Kapitel der *Texte um Nichts* von Samuel Beckett spricht der Erzähler von seiner Identität wie folgt:

Was liegt daran wer spricht, jemand hat gesagt, was liegt daran wer spricht ... ich werde dabei sein, nicht ich werde es sein, ich werde hier sein, ich werde mir sagen, ich sei weit weg, nicht ich werde es sein, ich werde nichts sagen, es wird eine Geschichte geben ... ich werde mir sagen, ich hätte einen Körper, einen Körper, der sich bewegt, nach vorn, nach hinten, und der hinauf- und hinabgeht, je nach den Notwendigkeiten ... Ich weiß nicht, ich bin hier, das ist alles, was ich weiß, und daß noch immer nicht ich es bin, damit muß man sich abfinden.[10]

Hier ist ein Stadium erreicht, in dem sich wie von selbst die Zahl als letztes, oft schon versagendes Ordnungsmittel einstellt. Sie ist gleichzeitig ein Hinweis darauf, daß an solchen Stellen noch immer, auch in der Verwirrung noch, auch wo sie schon fast versunken ist, die unsere, unter dem Zeichen der Zahl stehende Welt gemeint ist. Man wird sich an den langen Zahlenstreit in Ionescos *Unterrichtsstunde* erinnern, an Gisela Elsners Held Lothar, der nur bis zehn zählen kann, an die von der Zahl besessenen Figuren Becketts, deren eine einmal sagt: »Nicht zählen? Eine der wenigen Freuden im Leben?«[11] In den Charlottenburger Stenogrammen kommen immer wieder Zahlen vor:

(H) Komme nicht hin, zehn, komme nicht hin, hundert, komme nicht hin, tausend, komme nicht hin, zehntausend, komme nicht hin, hunderttausend, komme nicht hin, Million, Million, komme nicht hin, Milliarden, komme nicht hin, ewige Zahl, komme nicht hin.

Oft mißlingen auch die einfacheren Rechenexempel. Auf die Frage: »Wieviel ist sieben mal neun?« antwortet einer:

(I) Sind neunzig und eins dazu sind hundert.
– Elf mal elf?
– Gleich hundert und dann haben wir noch elf Dinger dazu.
– Elf mal elf?
– Das weiß ich nicht. So lang sind meine Gedanken nicht.
– Sieben und zwei?
(J) Wenn mans Einmaleins hat, hat man nicht sieben und zwei, kann man nicht gleich, da muß man Lehrer sein.
– Eins weniger zehn?
– Zehn, zwanzig, vierzig, sechzig, achtzig, hundert.
– Zehn weniger eins?

– Zehn weniger eins, versteht doch jedes Kind wie weit, das kann man nicht.

Wenn sogar diese Ordnung nicht mehr gelingt, was soll das Ich anderes tun als sich zurückziehn? Die Bewegung, die damit begann, daß es sich über seine Verminderung beklagte, endet in der Resignation.

(K) Leider, leider Gottes . . . Ich kann ja nicht dafür . . . Jetzt bin ich alt. Ich bin schon in den siebzig Jahre. Ich höre nicht schwer . . . Helles sehe ich, ich kann es aber nicht beschreiben. Das habe ich an der Mode, daß die Hände arbeiten, ich kann nicht stricken, nicht nähen, nicht stopfen, darum arbeiten die Hände, ohne daß ich es weiß. Ich sehe doch auch nicht, ob die Hände schmutzig sind, darum wasche ich das bloß, reibe ich das. Das Bedürfnis habe ich nicht, weil ich überhaupt nichts machen kann. Ich lebe, weiter nichts, nichts weiter. Erregt kann ich nicht werden, weil ich das vollständig in mir trage, immerwährend immerwährend ist es gewesen.

Indem das Ich sich aber zurückzieht, verarmt es nicht weniger als seine Welt. Es fängt an, nur noch mechanisch zu agieren.

(L) Ich kann mir meine Angehörigen nicht vorstellen, nichts, nichts. Ich laufe umher in der Welt, als wenn ich ganz allein dastehe . . . Erst saß es im ganzen Kopf, jetzt nur noch im Scheitel . . . ganz gefühllos bin ich doch. Das ist ein seelisches Gefühl, das mir fehlt . . . Es ist eine seelische Gefühllosigkeit. Ich empfinde überhaupt nichts. Ich bin vollständig tot . . . Ein einziges Mal bekam ich das richtige Gefühl wieder, konnte es aber nicht festhalten . . . Ich konnte mir nicht einmal das Weihnachtsfest vorstellen . . Ich kann mir nichts auf der Welt vorstellen, ich könnte meine Gedanken nicht auf die Straße richten, nichts. . . . Ich kann nichts fassen. Ich gebe mir die größte Mühe und kann es nicht fassen. Ich kann es nicht. Es ist eben alles weg. Es kommt mir nicht so vor. Es ist Tatsache . . . Es ist eben alles ausgelöscht aus meinem Gedächtnis, ich habe keinen Halt mehr. Das Gefühl der Liebe für Angehörige ist weg.

Wiederum, selbst bis hierher, folgt die Literatur nach, und das will doch heißen: das wirkliche Selbstbewußtsein unserer Zeit. Wer sie dunkel und unverständlich nennt, kann in dem nun schon zurückgelegten Weg eine Hilfe finden. Sein Anfangspunkt war eine nicht zu benennende oder näher zu fassende Angst; aus ihrer Leere war jener Albtraum gestiegen, vor dem das Ich anfängt, zurückzuweichen, sich abzukapseln in der Ver-

kleinerung, bis es schließlich, wie hier, in Reglosigkeit erstarrt. Etwas Ähnliches ist doch offenbar gemeint, wenn Miss Fitt in Becketts Stück *Alle, die da fallen* sagt:

> Oh, ja, ich bin zerstreut, sehr zerstreut, selbst an Wochentagen . . . (*Seufzt*) In Wirklichkeit glaube ich, daß ich gar nicht da bin, daß ich eigentlich gar nicht da bin. Ich sehe, höre, rieche und so weiter, ich mache die üblichen Gesten, Mrs Rooney, aber mein Herz ist nicht dabei, Mrs Rooney, mein Herz ist nie dabei.[12]

Und einer der drei Gehenden von Peter Weiss berichtet:

> Lag da und war wach, fühlte mich wohl, doch von weit her, sah mich von weit her liegen, rührte mich nicht. Ein paar Männer kamen und beugten sich über mich . . . Als sie sagten, daß sie mich ins Wasser werfen wollten, regte ich mich nicht . . . Wenn ich mein Gesicht zur Seite drehte, sah ich unten an den Steinquadern das Wasser, mit angeschwemmtem Abfall, Holzstücke, Konservenbüchsen, zerlaugtes Papier, ein Schuh ohne Sohle, Apfelsinenschalen, Schaum.[13]

Damit scheint das Ziel einer langen Bewegung erreicht, ein erster großer Abschnitt hört hier auf, in der die Identität der Sprecher trotz allem noch erhalten war. Ihre letzte Wehr, die Beschreibung des eigenen Zustands, die vorher oft noch mit so großer Distanz gegeben wurde, mit einem Rest von Überlegenheit, die ihnen ihre Würde gab, bricht jetzt nieder, nur noch als Schema bleibt sie erkennbar hinter Sätzen, die kein Ende mehr finden:

> (M) Im Allgemeinen war es nicht so schlimm. Es war, möchte ich sagen, unangenehm. Da hatte ich in dieser Hinsicht, ob das ob das möchte ich sagen, ob das schon recht ist, daß daß ich darin, daß ich etwas daß ich etwas mit jemand vorhatte, daß ich daß ich möchte ich sagen, daß dagegen etwas getan werden muß.

Hier in der Nähe verläuft die Grenze dessen, was noch Identität genannt werden kann. Von nun ab redet keiner mehr mit der eigenen Stimme. Die Störung hat das Ich, selbst noch in seiner Verkapselung, erreicht und reißt die Herrschaft darüber an sich. Als neue Person beginnt es in fremden Zungen zu reden, mit einer seltsamen neuen Befeuerung, die freilich nicht lange vorhält.

> (N) Die Basis der Tatsache, daß Krankenrecht Voraussetzung der Menschenrechte bildet und daß konsultativ-kompetenzlich die Dispositionen, die getroffen werden, einerseits auf Basis der Kranken-

rechtsverhältnisse konstituiert werden dürfen und so weiter ... Den Gedanken, den ich denke, jedes Wort, das ich denke, trotzdem ich den Gedanken nicht festhalten konnte, wählt man in Art Schöppenstädt'scher Disposition unter Visionen von Päpsten in wiederholter Form. Und ich gestehe aufrichtig, daß ich Wirkung dieses Moments in andere Situationen mich zu begeben verpflichtet halte, um Beruhigung zu suchen. Man treibt grauenhafte Lustmorde und geschlechtsverbrecherische Dispositionen in gefährlicher Weise. Die Sphäroidaldispositionen ... und sonstige Richtungen beherrschen mich. Man sucht mir Exkremente durch Körper und Kopf zu schlagen und Schlangengefilde und nennen das sogenannte Hausmütter und Hausväter ... Das sucht man durchzuschlagen oder in Nähe und Ferne zu permutieren und mich damit zu gefährden.

Die Person des Sprechers wie seine Sprache sind hier beide zum Phantom geworden, die innere Festigkeit beider ist nur scheinbar; in Wahrheit ist das, was sich da noch als Person ausgibt, nur noch ein bloßes Sprechrohr, eine Art von Wortspeier, der nur noch leere Gesten wissenschaftlicher Unumstößlichkeit und öffentlicher Rhetorik vollführen kann. Worüber er Aufschluß sucht, kann er damit ebensowenig erfassen wie Lucky aus Becketts *Warten auf Godot,* der den Befehl seines Herrn Pozzo: »Denke, Schwein!« befolgt, indem er sagt:

(monotoner Vortrag) Auf Grund der sich aus den letzten öffentlichen Arbeiten von Poinçon und Wattman ergebenden Existenz eines persönlichen Gottes kwakwakwakwa mit weißem Bart kwakwa außerhalb von Zeit und Raum der aus der Höhe seiner göttlichen Apathie göttlichen Athambie göttlichen Aphasie uns gern hat bis auf einige Ausnahmen man weiß nicht warum aber das kommt noch und so wie die göttliche Miranda leidet mit denen die man weiß nicht warum aber man hat ja Zeit in der Folterkammer sind in dem Feuer dessen Feuer dessen Flammen wenn es auch noch ein wenig dauert und wer kann daran zweifeln endlich alles in die Luft sprengen nämlich die Hölle an den Himmel drängen der so blau manchmal noch heute und ruhig so ruhig von einer Ruhe die wenn auch sporadisch nichtsdestoweniger willkommen ist aber greifen wir nicht vor und andererseits in Anbetracht daß im Anschluß an die unvollendeten Forschungen aber greifen wir nicht vor ...[14]

Nicht nur äußerlich, in ihrem Phrasenreichtum und ihren sonderbaren

Sprüngen sind sich diese zwei Reden ähnlich, sondern auch in ihrer unpersönlichen Herkunft. Beide Male redet ein nicht mehr von der Person gesteuertes Mundwerkzeug, das vorgefertigte Redensarten aneinandersetzt und miteinander kombiniert. Die dabei auftretenden Sprachschwächen sind kein Versagen mehr vor einem zu großen Gegenstand, sondern gleichen den Fehlleistungen einer mechanischen Steuerung. Beide Redner sind, wie der erste es nennt, von »Richtungen beherrscht«. Diese Beherrschung wird anscheinend total im selben Maß, in dem die Bindung an ein vorgegebenes, fixes Thema sich löst:

> (O) Um acht Uhr bin ich Hotel Reichshof . . . Mit meinem Schauspiel werde ich fertig . . . Ich bin Schauspieler. Time is money. Elektrischer Strom. Kurzschluß. Mein Name ist Reichard, Sie wissen bescheid. Merken Sie sich! . . Will nichts geredet haben. Kann nichts verantworten. Kein anderer verantwortet es. Ich bin Herr Prinz . . . Schluß! . . . Ich kann nicht mehr . . Ich habe noch eine Krume. Dann ist die Sache für mich erledigt . . . Ich habe Zeit, viel Zeit. Zehn Jahre bin ich erst. Zwanzig Jahre kann ich noch warten. Wenn ich dreißig bin, so gemach, ruhig . . . Wer kuckt schon wieder zu? . . . Wer ist denn da schon wieder? . . . Ich bin August und der Tag, der Inhaber des Tages . . . Der August soll sich mal auf den Stuhl setzen. Der andere, nicht der sondern der . . . Wenn ich sage »aus« ist das weg.

»Ideenflucht« lautet dafür der technische Ausdruck; alles, und sei es auch noch so energisch vorgebracht, wird alsbald wieder verworfen zugunsten der nächsten, nicht weniger unsteten Vorstellung. Es klingt, als wolle sich eine Stimme, über rhetorische Versatzstücke hinweghetzend, selber nachlaufen, ohne sich je einzuholen.

In Jürgen Beckers *Feldern* sagt eine solche Stimme:

> ja Geld und Zank, es hat dies Nacht kein Frühling gegeben, so Dunst und Zweck hats nein, viel »Briefe flogen über die Stadt in der Nacht«, na gib schon her, Verwendung und Vermerk, weiter, weiter, wohnen wir tapeziert?, sind rückständig Gebühren?, Redeschulgedächtnis, denk und sing, nie schöner war dat Kawwergörl, reib nich dran ich flamme nich, weiter, wie ich es nennen möchte was, so leicht vom tisch . . .[15]

Es ist merkwürdig, daß in dieser Art von Zwangsrede noch so oft ein blinder Dialog erscheint, die Hülse von Frage und Antwort, mit deren Hilfe sich Fortschritte auf ein Ziel vorgaukeln lassen, das schon lange aus

den Augen gekommen ist. Wiederum bei Jürgen Becker lautet dafür ein Beispiel:

> kakelt er also nun: der schneck und danke auch. Die Anzeige die kennt ihr ja. Ja aber sag mal! was? nein wies weitergehen soll weiß ich nicht. Fingerkrumm heumachen versichern und so. Aber, was aber . . . Soll mal aufräumen hier. Taggemännche. Den Pickel auf der Nas den hat er von dir und von dir den Fleck? Wie ich mir vorkomme, wie geht es dir, was wollt IHR denn: reinreden sonst noch was? . . . da gehn wir mal zum Hannes, fort, komm, ich weiß nicht wie noch was, wir zählen nicht und werden nicht.[16]

Ein ähnliches leeres Spiel von Frage, Antwort und Behauptung heißt bei Liebmann und Edel:

> (P) Hören, Sehen und Schweigen – bums – der bums ist ja da. Da habe ich geklopft. Ich habe gelacht. Und was wünschen Sie noch? So das ist auch da nun. Und was wünschen Sie noch? Was sind die Frauen? Seit wann? Na nun seit fünfzehn Jahren. So – na da danke ich . . . Was hast du hier gesprochen, Jude? Bist du Mensch? Was befehlen Sie mir? . . . antworten (Sie) auf jedes Wort, was ich Sie frage und wenn es bis auf den Grund geht . . . Weiter will ich nichts wissen . . . Es lacht der Mund, es häkelt auch das Mädchen, es ekelt sich, es vögelt sich, es hebt sich gut, es steht sich gut, es dauert sich, es hagelt sich . . . Wir wollen mal hinrichten. Wir werden mal sehen, was Menschen fertigbekommen . . . Wie heißt denn dieser Mann? Wie heißt deine Frau? Was ist? Hier bin ich. Alle Wetter, das ist wer und die Wahrheit muß an den Tag oder es wird Nacht.

Freilich ist dieses Spiel schon sehr mechanisiert; die Fragen fallen formal nur noch in wenige Gruppen und erwarten keine Antwort mehr. Auch dem Vokabular nach beginnt sich die Sprache selbständig zu machen und fängt an zu reimen. Man erinnert sich vielleicht noch an den Reim von Becketts Lucky: »endlich alles in die Luft sprengen nämlich die Hölle an den Himmel drängen«. Ein schon zitiertes Stück von Peter Weiss verwendet diese Erscheinung der *Echolalie* und deutet sie; nach dem Bericht über seinen Albtraum sagt einer der *Drei Gehenden* nämlich:

> Mit ungeheurer Anstrengung versuchte ich, mir dies zu erklären, ich dachte mir dazu ein weißes Blatt Papier, dessen Leere sich völlig ausfüllen ließ mit Worten, und ich hörte mich lallen, lallen allen ballen fallen hallen schallen, Samen kamen Namen lahmen mahnen Bah-

nen, Lasten Masten faßten hasten tasten paßten, Ende Lende fände Hände bände wende . . . aber diese oder ähnliche Worte entwichen mir, deckten nichts, ich lallte sie nur vor mich hin, sie waren erfüllt von einer einzigen Wahrnehmung, doch diese Wahrnehmung war eben nur, daß ich nichts verstand, nichts erklären konnte . . . nun ja, dachte ich . . . jetzt soll ich Zeugnis ablegen, Rechenschaft geben für ein Leben . . . mit diesen Worten, dieser Flut von Worten, die ausgesprochen und vernommen worden waren, zu keinem andern Nutzen, als zu versickern, zu verschwimmen, zu zerrinnen.[17]

Der Kernsatz dieses Stückes lautet offenbar: »diese Worte entwichen mir« – oder, wie es eine Stimme aus Charlottenburg einmal nennt: »Meine Zunge fängt an zu fusseln« (Q). Die hier vernommene Sprache wird nicht mehr hervorgebracht, sondern kommt heraus unter Zwang und äußerer Steuerung. Die einzige Wahrnehmung, die dem hier noch erhaltenen Erzähler-Ich gelingt, ist sein Nichtbegreifen; man wird sie, wenn auch getrübt und verdunkelt, auch jenen anderen Stimmen noch zuschreiben dürfen; gewiß ist sie einer der Gründe, warum sie nicht einfach verstummen. Der einzige »Nutzen«, den der Erzähler von Peter Weiss in seiner Wortflut sieht, besteht darin, daß sichtbar wird, was bei den hier zitierten Texten nun schon so oft zu diagnostizieren war: das Versickern, Verschwimmen, Zerrinnen der so zu Wort kommenden Person. In dem von selbst lallenden Mund findet, so scheint es, der in seiner Gesellschaft verlorene und verminderte, der mehr noch als David Riesmann vermutet »außengesteuerte« Mensch, das ihm noch am ehesten gemäße Bild.

Was die Charlottenburger Patienten angeht, so war dieses Wort von der »äußeren Steuerung« bis jetzt nur recht lose gebraucht, sollte nur heißen, daß die Person nicht mehr imstande war, als sie selbst und aus ihrem eigenen Innern zu sprechen. Im weiteren Verlauf aber übernehmen nun wirklich ganz äußere Sprachzusammenhänge die Lenkung des Gesagten.

(R) Pflaumen sind keine Pflaumen und Kersten sind keine Kersten und zwei ist zwei. Da wir nicht an der Oder sind, sind zwei und zwei nicht dasselbe und sie haben keine drei und sie haben keine vier und wir haben keine Waben . . . und da das lange nicht dasselbe ist, so gibt es keine Elbe und Elbe und Elbe ist nicht an der Oder. Es gibt keine Frau, auch keine Sau, es gibt auch keine Au. Wir sind keine Äster, wir sind keine Aster. Und da wir nicht dasselbe sind, so gibt es doch dasselbe. Und da drei und drei nicht dasselbe sind, so gibt es

doch dasselbe. Und wir hättens nicht machen können, und wir hättens nicht machen sollen. Und da drei und drei Dreck sind, so hättens wirs nicht machen können. Und da Elbe und Elbe nicht Elbe sind, so bleiben wir an der Elbe. Und wir sind immer und immer nicht dasselbe und wir sind keine Aster, wir sind auch keine A. Und da es keine drei sind, so gibt es keinen Dreck .. Es gibt keinen Webel und es gibt keinen Desel. Es gibt keinen Kläger und es gibt keinen Richter. Und da es kein Dumm gibt, so gibt es kein rum ... Und da Eduard und Eduard nicht dasselbe ist, so müssen wir von vorn anfangen. Und eins macht drei und Dreck ist Dreck ... Und es gibt keine drei und keine vier.

Dieses Stück hat ein früherer Kaufmann mit kleinen Abweichungen immer wieder aufgesagt, bis er nach fünf Tagen an Erschöpfung gestorben ist. Es dreht sich ohne Unterlaß um die nicht mehr zu bewältigende Zahl und die ungültig gewordene Identität. Zwar »gibt es doch dasselbe«, aber es ist unauffindbar geworden: kein Wort ist mehr es selbst, an vielen Wörtern wird es ausprobiert, immer mit negativem Ergebnis. Es entsteht das reine Schema einer Sprache, die ihren Wortsinn nicht mehr deckt; man begreift die ihr innewohnende, sich selber vorantreibende Kraft; nie kann sie an ein Ende kommen; mit Recht behauptet der Sprecher jeweils am Schluß, er müsse nun »von vorn anfangen«. Dabei sind die Sachen hinter den Wörtern, die Elbe, die Au, die Aster, offenbar nicht weniger als in dem Text von Peter Weiss schon versunken; der einzige Grund ihrer Aneinanderfügung ist die Assonanz und der Reim, und ihre trügerische klangliche Fast-Identität verlockt den Sprecher jeweils zum nächsten Schritt auf dem logischen Teufelskreis ihrer Widerlegung. Gegenüber einer so undurchdringlichen Wortmauer zwischen Sprechen und Begreifen, vor einem so vollkommenen Weltverlust verblaßt, so ist man versucht zu sagen, die zitierte Stelle aus den *Drei Gehenden* und gerät ins Hintertreffen.

Grund genug, die genaue und sonderbare Parallele zwischen mancher neueren Prosa und den kranken Reden aus Charlottenburg noch einmal näher zu betrachten. Nicht im Ernst kann man doch diese zum Maßstab für Literatur machen und auf die Frage einfach verzichten, inwieweit etwas durch Erfahrung und Erfahrbarkeit noch gedeckt ist. Es ist kein Zufall, daß sich zu der zitierten Rede jenes Kaufmanns kein neueres literarisches Gegenbeispiel mehr auftreiben läßt; denn auch für den Hörer

wird sie zu einem Grenzfall, bei dem das Erstaunen über das Pathologisch-Fremdartige die eigene Betroffenheit zu überwiegen beginnt. Noch ein Schritt, und aus einer solchen Rede ist ein unverständliches, nur noch bejammernswertes Kauderwelsch geworden:

(S) Maske kale pole schack maxte schippste de popel paxte de schipse. Da ist auch ein kleiner schakse schmauksel. Ist auch ein schicksel. Mautzel ist auch ein Mortzel. De schamsel ist auch ein schortzel ... Die schickse ist auch die rimple ... Die Schinken sind ja auch die Kassen ... Es ist egal gefleugen, wie es hat geneigt pflegen. Jauche Jauche von den endlichsten Potenzen piepen ... Wenn mal schampelpampel pumpeln, solche Läuse, wie ich sie jetzt schackle, wozu denn das Schattenreis ...

Was soll sich daran noch feststellen lassen außer dem eigenen Schauder vor der Krankheit? Wenig genug: erhaltene Reste einer primitiven Syntax, einige rhythmische Abläufe, die einen Sinn noch schattenhaft vortäuschen, ohne ihn einzulösen; ganz ähnlich wie in dem folgenden Gedicht, das etwas Sprachähnliches nur noch mit Hilfe des Jambus hervorbringt:

(T) Wir gingen zweimal dongderong
Wir röhren auch nach Mitternacht
Mit der Sali dongderong
Eins Komma fünf das war ein Loch,
Einmal dingderong dongdong ...
Wir gingen aus; wir mußten drüben
Ein Dollar deringdongdong ...
Wir winkten auch die Meinung rauf,
Meine Frau, auch Herz garong damor ...
Wir gingen auch noch senkrecht rein,
Ein sing dering damor.

Nicht immer sind solche Sprachgebilde der Moderne so leer und fremd gewesen wie unserer eigenen Zeit. Aus dem Dada sind künstliche Kauderwelschdichtungen bekannt, die dem ersten Beispiel einigermaßen ähnlich sind; und in einem nur aus Rhythmusvorlagen zusammengesetzten Gedicht von Hans Arp heißen zwei Strophen:

Ich bin der große Derdiedas
Das rigorose Regiment
Der Ozonstengel prima Qua
Der anonyme Einprozent.

Das P. P. Tit. und auch die Po
Posaune ohne Mund und Loch
Das große Herkulesgeschirr
Der linke Fuß vom rechten Koch.[18]

Überhaupt ist es Zeit, an die große Rolle zu erinnern, die die Verbindung zwischen Geisteskrankheit und Dichtung im und nach dem ersten Weltkrieg schon einmal gehabt hat. Sie war freilich von anderer Art als die heutige. Nur ganz von fern ist es dabei um die Zwecke des Realismus und der Beschreibung gegangen; proklamiert war die Revolte gegen eine entleerte und zerstörerische Vernunft, gegen die sinnlos sich immer weiterdrehende Maschine; und in der Phantastik, dem *non sequitur,* der tiefen Aufwallung, der Wortentfesselung der geistesgestörten Rede, weit mehr als in ihrem reduzierten Selbstverständnis, hat jene Zeit das gefunden, was sie erregte: das Gegenbild zu einer verhaßten Rationalität. Aus jenen Texten sprach wenigstens noch von fern die Hoffnung auf den totalen Umsturz, auf die Möglichkeit, den Lauf der Welt zu wenden, das Geschehene nicht immer weiter gelten zu lassen.

Von einer solchen Revolte ist den hier zitierten Stücken nichts mehr anzumerken. Bezeichnend dafür ist allein schon ihre Enthaltsamkeit von aller Philosophie, hinter der die damalige Dichtung ja oft geradezu zu verschwinden drohte. Auch halten sie sich ganz an die mittleren Beispiele gestörter Sprache, nicht an ihre Extreme, die der Surrealismus vor allem, und übrigens meist recht ungenau, verwendet hat. Nirgendwo sprechen sie mehr von der Aussicht, ihre Erfahrungen ließen sich aus der Welt schaffen durch Neubeginn; sie halten sich streng ans Präsens; mit einem Titel von Beckett behaupten sie, zu beschreiben *Wie es ist.*

Die Gründe für diesen Wechsel vom Aufruhr zur bloßen Beschreibung lassen sich nur vermuten; deren eigentlicher Inhalt aber hat sich im Lauf der vorliegenden Textvergleichung immer deutlicher erwiesen: sie handelt vom Schwund der Person. Der nun freilich wird durch die historischen Erfahrungen, die hinter den zitierten Texten ja stehen, genügend belegt; und die bloße Zurückweisung dieser Erfahrungen, die Errichtung eines Gegenbilds, erscheint diesen Texten offenbar nicht mehr von Nutzen. Konzentrationslager und Bombe können als äußerste Beispiele gelten für die neue Verrechenbarkeit des Menschen, die er jeden Tag erfahren kann an seiner wachsenden Systemabhängigkeit und seiner zunehmenden Auslieferung an eine programmierte Welt.

Was sich heute als Avantgarde ausgibt, meint diesen Zustand objektiv fassen zu können, indem sie die Errechnung auch der Literatur betreibt. Konkrete Poesie, Lettrismus, Computerlyrik sind solche Versuche zu einer identischen Wiedergabe der programmierten Welt, die wie jede identische Wiedergabe zu kurz greift. Immerhin kommt ihnen das Verdienst zu, als erste die Nullperson zum literarischen Autor ausgerufen zu haben. Literatur aber findet nun einmal in Personen statt, die dort als rückschrittlich verschrien werden; vergebens; denn es entsteht nur die Sachleere, die Extrapolation ins nicht mehr Betreffende, dem diese vorgebliche Avantgarde als ihr eigenes Opfer anheimfällt.

Nicht so die hier zitierten literarischen Texte. Sie zeigen jene programmierte Welt von innen her. Auf eine vierfache Ähnlichkeit dieser Welt mit dem versperrten Haus von Charlottenburg hat sich dabei aus ihnen schließen lassen; Ähnlichkeiten, die hier versuchsweise auseinander entwickelt und aufgezählt worden sind unter den Stichworten der Angst, des Albtraums, der Einkreisung des Ich und schließlich seiner Steuerung von außen; sie lassen sich bis in die einzelnen Ausdrucksmittel verfolgen. Dabei stehen diese literarischen Texte zu den pathologischen nicht im Verhältnis der Kopie, und vielleicht nicht einmal der Nachahmung; sie sind von ihnen durchwegs durch eine deutliche ästhetische Distanz getrennt, beschreiben ihre Welt aus dem Abstand des Realisten, und weit davon entfernt, selbst zu kranken Stimmen zu werden, bedienen sie sich ihrer allenfalls als Mittel. Wie mit aller realistischen Literatur ist auch mit dieser eine Kritik am Geschilderten impliziert. Hier wie nirgendwo sonst wird die darin zu Wort gekommene Erfahrung ja überhaupt erst einmal dingfest gemacht, und eine Rückreflexion und Gegenwehr, wie sie auch immer beschaffen sein sollen, allererst ermöglicht. Eben so stützt mehr als beschädigt solcherlei Prosa die heruntergekommene Würde des Menschen durchs gewissenhafte Beschreiben seiner Verminderung.

Nachweise

Die Stenogramme sind zitiert nach Alb. Liebmann und Max Edel, *Die Sprache der Geisteskranken nach stenographischen Aufzeichnungen*, Halle 1903, und der Einfachheit halber alphabetisch gekennzeichnet. Die folgenden Seitenzahlen beziehen sich, wo nicht anders vermerkt, auf dieses Werk.

A: 115, B: 62, C: aus einem Brief einer Vierzigjährigen, abgedruckt bei R. v. Krafft-Ebing, *Lehrbuch der Psychiatrie*, Stuttgart 1903, p. 380 f., D: 38, E: 65, F: 79 f., G: 42 f., H: 81, I: 136, J: 173, K: 62, L: 11, M: 91, N: 34, O: 23 f., P: 21 f., Q: 165, R: 25 f., S: 111, T: 27 f.

Literarische Zitate

1 Jürgen Becker, *Felder*, in: *Vorzeichen, Fünf neue deutsche Autoren*, Suhrkamp 1962, 211 f.
2 ibid., 200
3 Franz Kafka, *Der Prozeß*, in der Ausgabe der Fischer Bücherei, 1960, 93
4 *The Changing Guard*, Sondernummer des *Times Literary Supplement* vom 6. 8. 64
5 Peter Weiss, *Das Gespräch der drei Gehenden*, edition suhrkamp 7, 1963, 106 ff.
6 Becker, a.a.O., 210
7 Samuel Beckett, *Warten auf Godot*, edition suhrkamp 3, 1963, 109
8 Ror Wolf, *Krogge ist der beste Koch oder Fortsetzung des Berichts* in: *Vorzeichen, Fünf neue deutsche Autoren*, Suhrkamp 1962, 178 ff.
9 Leif Panduro, *Echsentage*, Luchterhand 1964, 6, 10, 36
10 Samuel Beckett, *Erzählungen und Texte um Nichts*, Bibliothek Suhrkamp 1963, 111 ff.
11 Mr Rooney in *Alle, die da fallen*, in: *Samuel Beckett, Glückliche Tage und andere Stücke*, Bibliothek Suhrkamp 1963, 37
12 ibid., 25
13 Weiss, a.a.O., 42
14 Beckett, *Warten auf Godot*, a.a.O., 52 f.
15 Becker, a.a.O., 195 f.
16 ibid., 214
17 Weiss, a.a.O., 108 f.
18 Richard Huelsenbeck (ed.), *Dada, Eine literarische Dokumentation*, Rowohlt Paperback 1964, 93.

Anmerkungen der Redaktion

Michel Foucault, geboren 1926, ist gegenwärtig Professor an der Faculté des Lettres in Clermont-Ferrand. Seine wichtigsten Werke: *Maladie mentale et psychologie*, 1954/62. *Histoire de la folie à l'âge classique*, 1961. *Naissance de la clinique*, 1963. *Raymond Roussel*, 1963. Eine deutsche Ausgabe der *Histoire de la folie* wird im Suhrkamp Verlag vorbereitet. Der Essay *Die Spuren des Wahnsinns*, der 1964 in der *Table ronde* erschien *(La folie, l'absence d'œuvre)*, führt das Thema dieses Buches weiter.

Come lavoro hat Carlo Emilio Gadda eine Aufzeichnung aus dem Jahre 1949 überschrieben, die sich in seinem Prosaband *I viaggi la morte* findet; unsere Übersetzung ist ein Auszug daraus. Wir publizieren ihn mit freundlicher Genehmigung des R. Piper Verlages, München.

Von Paavo Haavikko, der 1931 in Helsinki geboren wurde, brachte der Suhrkamp Verlag 1965 ausgewählte Gedichte in der Reihe *Poesie* und den Roman *Jahre* in der edition suhrkamp. Haavikkos *Münchhausen* ist 1960, zusammen mit dem Schauspiel *Nuket*, in Helsinki erschienen.

Lars Gustafsson, Poet, Philosoph, Romancier und Kritiker, ist 1936 in Vesteras, Mittelschweden, geboren und lebt in Uppsala. Er redigiert die Stockholmer Zeitschrift *Bonniers Litterära Magasin*. *Die Ballonfahrer* sind seine erste Publikation in deutscher Sprache; einer seiner Romane wird demnächst bei Piper erscheinen. Buchveröffentlichungen: *Vägvila*. Prosa. Uppsala 1957. *Poeten Brumbergs sista dagar och död*, Roman, Stockholm 1959. *Bröderna*, Roman, Stockholm 1960. *Ballongfararna*, Gedichte, Stockholm 1962. *En förmiddag i Sverige*, Gedichte, Stockholm 1963. *The Public Dialogue in Sweden*, Essay, Stockholm 1964.

Lotungen im Luftmeer: diese Prosastücke sind 1907 zum ersten Mal erschienen, in Strindbergs erstem *Blå bok*. Eine vollständige deutsche Übersetzung der *Blaubücher* gibt es bis heute nicht.

Dietrich Werner, 1937 in Sachsen geboren, lebt seit 1959 in der Bundesrepublik und studiert zur Zeit in Karlsruhe Physik. Die Geschichte *Ich habe gewisse Schwierigkeiten* ist, neben zwei kürzeren Prosastücken, die unlängst in Tageszeitungen zu lesen waren, seine erste Veröffentlichung.

Willem Frederik Hermans ist fünfundvierzig Jahre alt, stammt aus Amsterdam und lebt als Professor der Geographie in Groningen. Von seinen zahlreichen Büchern sind die wichtigsten: *Ik heb altijd gelijk*. Roman. 1951. *Het behouden huis*. Erzählungen. 1952. *Paranoia* (darin die hier veröffentlichte Erzählung) 1953. *De donkere kamer van Damocles*. Roman 1958.

Heinz Häfner, Dr. med. et phil., habilitierte sich 1960 in Heidelberg für Psychiatrie und Neurologie. Er leitet heute die Abteilung für Sozialpsychiatrie und Rehabilitation an der Psychiatrischen und Neurologischen Klinik der Universität Heidelberg.

Wahn und Politik: Der Fall Luzia, den Heinz Häfner vorstellt, gehört kraft seiner politischen Kasuistik ebenso in den Rahmen dieses Dossiers wie der Auszug aus dem Buch von Herman Kahn, das seinerseits einen Fall repräsentiert, doch kaum noch einen individuellen.
Die Dokumente, die das Dossier vereinigt, sollten in Bezug zu ihrem jeweiligen gesellschaftlichen und politischen Hintergrunde gesehen werden, der sie prägt und den sie spiegeln.
Das (von uns gekürzte) Gespräch mit Joseph Karl, das Christian Heinrich Spieß in seinen *Biographien der Wahnsinnigen* (erstes Bändchen, Leipzig 1796) übermittelte, hat kaum streng dokumentarischen Charakter; wieweit das, was einer Satire auf die Lehren der Aufklärer und Utopisten des 18. Jahrhunderts ähnlich sieht, auf das Konto von Spieß geht, ist ungewiß. Allerdings entbehrte Spieß jeder satirischen Ader, und neben seinen anderen Biographien wirkt die des böhmischen Kronprätendenten geradezu authentisch.
Literarisch »zubereitet« erscheint freilich auch manches in den *Denkwürdigkeiten eines Nervenkranken*, die der Senatspräsident beim Kgl. Oberlandesgericht Dresden a. D., Dr. jur. Daniel Paul Schreber, im Jahre 1900 aufzeichnete. Das bezeugt jedoch nur, daß ein Wahnsystem ebenso wenig *creatio ex nihilo* ist wie irgendein anderes geistiges Produkt. Unser Extrakt aus dem 1903 in Leipzig erschienenen Buch orientiert sich an dem Thema dieses Dossiers, versucht aber gleichwohl, dem paranoischen System Schrebers gerecht zu werden. Das erforderte außer Kürzungen auch einige Umstellungen, für welche die Redaktion die Verantwortung trägt.
Die *Stahlführungen* und das Flugblatt des ungenannten Verfassers wurden uns mit der Bitte um anonyme Publikation zugeschickt.
Den von Benedikt Pfaff übersetzten Auszug aus Herman Kahns Buch *On Thermonuclear War* zitieren wir mit freundlicher Genehmigung der Princeton University Press. Copyright © 1960 by Princeton University Press.

Donald Barthelme, geboren 1931 in Philadelphia, lebt jetzt in New York City, wo er *Location*, eine Zeitschrift für Kunst und Literatur herausgibt. Der Ruf nach dem Irrenarzt verbindet vierzehn Geschichten von ihm, die 1964 als Buch erschienen sind und soeben in deutscher Übersetzung vom Suhrkamp Verlag vorgelegt wurden: *Komm wieder Dr. Caligari*. Der *New Yorker* publizierte im Juli dieses Jahres *Spiel*. Copyright © 1965 by the New Yorker.

Elmar Tophoven weist uns darauf hin, daß der deutsche Titel des Prosastücks von Samuel Beckett aus dem *Kursbuch 1*, *Falsch anfangen*, als Imperativ mißverstanden werden könnte. Diese Überschrift war ein *Faux départ* der Redaktion; der Übersetzer verlangt zu Recht, daß wir ihn ins Perfekt setzen. Der Titel muß mithin heißen: *Falsch angefangen.*
Auch in *Kursbuch 2* hat sich ein Fehler eingeschlichen. Frantz Fanon ist nicht 1962, sondern schon im Dezember 1961 gestorben. Er konnte daher nur der *provisorischen* algerischen Regierung als Botschafter in Accra dienen.

Die Bücher der Neunzehn

C. Virgil Gheorghiu · Die Unsterblichen von Agapia

Roman. Deutsch von Hansjürgen Wille und Barbara Klau. 251 Seiten. Leinen DM 10.80. Januar 1965, Jakob Hegner. Band 121

André Gide · Sämtliche Erzählungen

Deutsch von Maria Schaefer-Rümelin, Ferdinand Hardekopf, Maria Honeit, Bernard Guillemin, Käthe Rosenberg, Erich Ploog, Ernst Robert Curtius. 646 Seiten. Leinen DM 12.80. Februar 1965. Deutsche Verlags-Anstalt. Band 122

Ernst Weiss · Der arme Verschwender

Roman. 392 Seiten. Leinen DM 12.80. März 1965. Claassen. Band 123

Hans Leip · Bordbuch des Satans

Geschichte der Freibeuterei. 488 Seiten mit 30 Kunstdruckbildern, 16 Textzeichnungen und 9 Karten. Leinen DM 12.80. April 1965. List. Band 124

Der Born Judas

Legenden, Märchen, Erzählungen. Gesammelt von Micha bin Gorion. Übertragen von Rahel bin Gorion. Neu herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Emanuel bin Gorion. 800 Seiten. Leinen DM 12.80. Mai 1965. Insel. Band 125

Robert Payne · Mao Tse-tung

Eine Biographie. Aus dem Amerikanischen von Franziska Meister-Weidner. 416 Seiten. 8 Bildseiten. Leinen DM 12.80. Juni 1965. Wolfgang Krüger. Band 126

Joachim Fernau · Die jungen Männer

Roman. 328 Seiten. Leinen DM 8.80. Juli 1965. F. A. Herbig. Band 127

Kurt Tucholsky · Ausgewählte Werke, Band I und II

1040 Seiten. Leinen. 2 Bände zusammen DM 25.–, Einzelband DM 12.80. August 1965. Rowohlt. Band 128

Ricardo Fernandez de la Reguera · Das verlorene Paradies

Aus dem Spanischen von Guido Meister. 248 Seiten. Leinen DM 9.80. September 1965. Propyläen. Band 129

Erfundene Wahrheit

Deutsche Geschichten seit 1945. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Marcel Reich-Ranicki. Etwa 550 Seiten. Leinen DM 12.80. Oktober 1965. Piper. Band 130

Dorothy Sayers – Robert Eustace · Der Fall Harrison

Roman. Aus dem Englischen von Gerlinde Quenzer. 308 Seiten. Leinen DM 9.80. November 1965. Rainer Wunderlich. Band 131

Der Kirschblütenzweig

Japanische Liebesgeschichten aus tausend Jahren. Herausgegeben und übersetzt von Oscar Benl. Etwa 500 Seiten. Mit zahlreichen Illustrationen. Leinen DM 12.80 Dezember 1965. Nymphenburger. Band 132

Bruno Schulz · Die Zimtläden und alle anderen Erzählungen

Aus dem Polnischen von Josef Hahn. Etwa 352 Seiten. Leinen ca. DM 9.80 Januar 1966. Carl Hanser. Band 133

Else Lasker-Schüler · Sämtliche Gedichte

Herausgegeben von Friedhelm Kemp in Zusammenarbeit mit Margarete Kupper. Mit einem Lebensbild der Dichterin und dem vollständigen Faksimile des Buches »Theben«. Etwa 400 Seiten. Leinen DM 12.80. Februar 1966. Kösel. Band 134

Heinrich Böll · Ansichten eines Clowns

Roman. 302 Seiten. Leinen DM 8.50. März 1966. Kiepenheuer & Witsch. Band 135

Günter Eich · Fünfzehn Hörspiele

Etwa 610 Seiten. Leinen ca. 12.80. April 1966. Suhrkamp. Band 136

Das 700. Geburtsjahr Dantes

Olof Lagercrantz
Von der Hölle zum Paradies

Über Dante und die ›Göttliche Komödie‹

Aus dem Schwedischen übersetzt von Gisbert Jänicke. 264 Seiten. Mit 23 Abbildungen auf Tafeln, unter anderem nach Ingres, Gustave Doré, William Blake, Robert Rauschenberg, Auguste Rodin, Giotto und Sandro Botticelli. Leinen DM 22.–

Ausgezeichnet mit dem ›Literaturpreis des Nordischen Rates‹

Erwin Laaths, Rheinische Post: ». . . ein Buch über Dante, das unter den Bemühungen der letzten dreißig, vierzig Jahre seinesgleichen vergeblich sucht.«

Heidelberger Tagblatt: »Als man kürzlich Dantes 700. Geburtstag feierte, war sein Name plötzlich wieder in aller Munde. Aber wieviel weiß man wirklich noch von seinem Werk? Einige Zitate vielleicht aus der ›Göttlichen Komödie‹ oder sehr Verschwommenes über seinen Traum von der friedensichernden Weltmonarchie. Die besondere Größe des Dichters und Denkers ist selbst dem Literaturkenner – von Spezialisten abgesehen – kaum klar. Nun hat sich ein Schwede darangemacht, das, was in der Fachliteratur verstreut ist, zusammenzutragen und als Kind unserer Zeit mit unseren Sorgen, Erkenntnissen und Erlebnissen zu konfrontieren. Ein gänzlich neuartiger Kommentar zur ›Göttlichen Komödie‹ (dem *Pilger* Dante) und eine Biographie des *Erzählers* Dante (der mit dem Pilger nicht völlig identisch ist) entstand auf diese Weise. Vor allem legte Lagercrantz Wert darauf, auch die vielen literarischen Anspielungen, die den Renaissance-Lesern Dantes ohne weiteres geläufig waren, zu erläutern, sofern sie für das Verständnis des Werkes wichtig sind. Ein Werk ist so entstanden, das eine sehr wesentliche Welt neu erschließt.«

im Insel Verlag Frankfurt am Main

Leo Navratil: Schizophrenie und Kunst

Seit dem berühmten Werk »Bildnerei der Geisteskranken« von H. Pinzhorn ist keine Arbeit erschienen, die so erregend die bildnerischen Zeugnisse der Schizophrenen als »spontanen künstlerischen Ausdruck aus dem Unbewussten« an Hand von faszinierenden Beispielen darstellt.
dtv-Band 287, 148 Seiten mit 99 Abbildungen, DM 2,80
dtv-Originalausgabe

Deutscher Taschenbuch Verlag

DIE ZEIT BÜCHER

William Klein

Moskau

Fotobildband, Text von Helmut Heißenbüttel. 192 Seiten Großformat, davon 172 Seiten Fotos im Kupfertiefdruck. Ganzleinen ca. DM 36,80

William Klein

Tokio

Fotobildband, Text von Richard Friedenthal. 192 Seiten Großformat, davon 172 Seiten Fotos im Kupfertiefdruck. Ganzleinen ca. DM 36,80

Bernard Larsson

Die ganze Stadt Berlin

Politische Fotos, Text von Michel Butor. 208 Seiten, davon 188 Bildtafeln. Ganzleinen DM 24,80, Paperback DM 19,80

Hildegard Hamm-Brücher

Auf Kosten unserer Kinder?

Wer tut was für unsere Schulen — Reise durch die pädagogischen Provinzen der Bundesrepublik und Berlin. 144 Seiten, Paperback DM 7,80

Hochschulführer

Herausgegeben von Petra Kipphoff, Thomas von Randow und Dieter E. Zimmer, Redaktion DIE ZEIT. 478 Seiten, Ganzleinen DM 12,80

Gräfin Dönhoff, Gresmann, Krüger, Leonhardt, Sethe, Sommer, Stolze, Strothmann, Zundel, Müller-Marein

Was steht zur Wahl?

Politik, Wirtschaft und Kultur — ZEIT-Analysen für deutsche Wähler. 212 Seiten, Paperback DM 7,80

Marion Gräfin Dönhoff, Rudolf Walter Leonhardt, Theo Sommer

Reise in ein fernes Land

Bericht über Kultur, Wirtschaft und Politik in der DDR. 144 Seiten, Paperback DM 6,80

Willi Bongard

Fetische des Konsums

Porträts klassischer Markenartikel. 200 Seiten, 16 Bildtafeln. Ganzleinen DM 17,80, Paperback DM 9,80

Horst Geyer

Dichter des Wahnsinns

Eine Untersuchung über die dichterische Darstellbarkeit seelischer Ausnahmezustände

322 Seiten, Leinen DM 24.–

Der erfolgreiche Verfasser des schon im 50. Tausend vorliegenden Essays »Über die Dummheit« beschreibt in dieser Untersuchung nicht das Leben der im Wahnsinn geistiger Umnachtung untergegangenen Dichter, sondern schildert die Auseinandersetzung des geistesgesunden Dichters mit dem Problem der Geisteskrankheit.
Zu diesem Zweck versammelt der Verfasser ein berühmtes Gremium Gewaltiger der Dichtkunst um sich: Sophokles, Shakespeare, Goethe, Kleist, Ibsen, Hauptmann und Binding. Die unsterblichen, weil lebensechten Gestalten ihrer Kunst offenbaren unter dem Blick des lebenskundigen Psychologen ungeahnt reizvolle, aber auch bestürzende Einblicke in die Seele des Menschen.

Vom gleichen Verfasser soeben in 10. Auflage erschienen:

Über die Dummheit

Ursachen und Wirkungen der intellektuellen Minderleistung des Menschen
Ein Essay, 10. Auflage, 50. Tausend, 423 Seiten, Ganzleinen DM 18.60
Wie aktuell gerade dieses Thema war und ist, zeigt die Resonanz und die Verbreitung, die das Werk in so kurzer Zeit gefunden hat.

Musterschmidt Verlag

Göttingen · Postfach 412

C. G. Jung

Psychiatrische Studien

Gesammelte Werke Band 1. Ca. 275 Seiten. Leinen ca. DM 26.50. Bei Subskription auf das Gesamtwerk ermäßigt sich der Preis je Band um 10 Prozent.

C. G. Jung/Aniela Jaffé

Erinnerungen, Träume, Gedanken von C. G. Jung

Aufgezeichnet und herausgegeben von A. Jaffé. Mit 25 Tafeln. 422 Seiten. Leinen DM 32.–

Cornelia Brunner

Die Anima als Schicksalsproblem des Mannes

Studien aus dem C. G. Jung-Institut, Band XIV. Mit einem Vorwort von C. G. Jung. 331 Seiten. Leinen DM 29.50

Psychotherapeutische Probleme

Studien aus dem C. G. Jung-Institut, Band XVII. Mit Beiträgen von G. Adler, M.-L. v. Franz. H. K. Fierz, J. Jacobi, K. Binswanger, B. Hannah. 206 Seiten. Leinen DM 20.60

Rascher Verlag

Zürich · Stuttgart

Donald Barthelme
Komm wieder Dr. Caligari

Aus dem Amerikanischen von Hans Wollschläger.
196 Seiten. Leinen DM 16.80

In vierzehn Beispielen demonstriert Barthelme vierzehn Schwierigkeiten, die Wahrheit zu lesen. Besichtigt wird dabei die Wahrheit eines ganzen Zeitalters, eines ganzen Kontinents: nicht weniger. Wo aber die offizielle Belletristik Amerikas breit staunend vor den Monumenten steht, huscht Donald Barthelme kühl und ohne Pathos zwischen den Kulissen von Gut und Böse dahin. Was übrig bleibt, sieht aus, als sei die Katastrophe längst geschehen: sinnlos hantiert in einem Hades des Wahns der überlebende Mensch. Der Ruf nach dem Irrenarzt, nach Dr. Caligari, der durch alle vierzehn Stücke geht, ruft am Ende nur noch nach der verschollenen Humanität: am Ende möchte, wo vielleicht nur mitgelacht wurde, mitgelitten werden.

Donald Barthelme ist 1931 in Philadelphia geboren, besuchte die Universität Houston in Texas, war Reporter, Zeitschriftenredakteur, Museumsdirektor und lebt jetzt in New York City. Seine Erzählungen erschienen im *›New Yorker‹*, in *›New World Writing‹* und in *›Harper's Bazaar‹*. Die in Kursbuch 3 abgedruckte Geschichte ist im Band nicht enthalten.

Suhrkamp Verlag
Frankfurt

Paul Pörtner
Gestern

Roman. 200 Seiten
Leinen DM 12,80

Eine Kindheit in Deutschland, in einer westdeutschen Industriestadt. Die politischen Ereignisse der Jahre 1929 bis 1938 bilden den Hintergrund der Geschichten, die ein Junge zwischen seinem vierten und dreizehnten Lebensjahr erlebt.

Günter Steffens
DER PLATZ

Roman. 180 Seiten
Kartoniert DM 9,80

»Der Platz« ist Günter Steffens erste Veröffentlichung. Aber es ist ein ausgereiftes Buch, das durch die Einfachheit von intelligentem Formsinn, differenzierungsfähiger Sprache und Vorstellungskraft überzeugt.

Kiepenheuer
& Witsch

Kursbuch 1 *(11. Tausend)*

Samuel Beckett, Faux Départs
Jürgen Becker, Glücksreihen
Pentti Saarikoski, Was geschieht in Wirklichkeit?
Tadeusz Różewicz, Non Stop Shows
Martina Werner, Monogramme
Peter O. Chotjewitz, Hommage à Frantek
Uwe Johnson, Eine Kneipe geht verloren
Karl Markus Michel, Die sprachlose Intelligenz I

Dossier 1: Ein Streit um Worte
Interview mit Jean-Paul Sartre, *Le Monde*, 18. 4. 1964
Claude Simon, Für wen schreibt denn Sartre?
Interview mit Jean-Paul Sartre, *Clarté*, März-April 1964

Dossier 2: Aufzeichnungen von einem Prozeß
Peter Weiss, Frankfurter Auszüge
Martin Walser, Unser Auschwitz

Kursbuch 2 *(11. Tausend)*

Frantz Fanon, Von der Gewalt
Carlos Fuentes, Rede an die Bürger der USA
Fidel Castro, Rede vor den Vereinten Nationen
Joan Robinson, Von China aus gesehen
Roland Barthes, Afrikanische Grammatik

Dossier 1: Der Iran und sein Wohltäter

Dossier 2: Apartheid als Geschäft

Dossier 3: Entwicklungshilfe oder Ausbeutung?
Eine Debatte aus Schweden

Dossier 4: Volkes Stimme
Deutsche Leserbriefe über die Dritte Welt

Hans Magnus Enzensberger, Europäische Peripherie

Kursbuch 4

Das *Kursbuch 4* wird von Deutschland handeln.

Als Kernstück des Heftes war geplant: eine Synopsis der in den letzten Jahren aufgestellten und verkündeten Pläne zu einer Lösung der ›deutschen Frage‹. Die Arbeit, unternommen von einer kleinen Gruppe junger Wissenschaftler, hat sich zu einem selbständigen Vorschlag verdichtet; er wird veröffentlicht in der Form eines *Katechismus zur deutschen Frage*.

Im *Kursbuch 4* werden überdies literarische Texte deutscher Autoren, darunter die ersten Publikationen Unbekannter, zu lesen sein. Mehrere Dossiers mit Materialien zur Politik und zur Bewußtseins-Industrie in der Bundesrepublik, sowie der zweite Teil von Karl Markus Michels Essay *Die sprachlose Intelligenz* schließen dieses vierte *Kursbuch* ab.